Diese Mikroverfilmung wurde von der

Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

ermöglicht

. Jahrgang – Nr. 27

Sonntag, 5. Juli 1936
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 14 Pf. Postgebühren)

Der Sonntag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Reisespruch

Folge der lockenden Sonne
Heiter ins blühende Land;
Koste der Wanderung Wonne,
Soweit deine Träume gespannt.

Trinke die Schönheit der Erde
In nimmer gesättigten Blick;
Und auf schimmernder Fährte
Mit dir schreite das Glück!

Nimm silbernen Glanz der Sterne
Als fröhliches Reisegeschenk;
Doch selig trunken der Ferne,
Bleibe der Heimat gedenk!

Heinrich Leis

An der Landstraße — Aquarell von Aug. Lüdecke jr., Bavaria-Verlag, Gauting. (Klischee: Eig. Anfertigung)

Hallo! Es geht auf Reisen!

Mancher war schon dabei, alle schönen ffnungen für dieses Jahr aufzugeben. Den zen Frühling hindurch hat es ja auch ge-net. Anfang Juni hat noch mancher ver-len einen brennenden Scheit in den Ofen egt. Dazu wurde allerlei von geheimnis-ten Sonnenflecken erzählt .... Genug, n hatte sich schon fast damit abgefunden, s es wohl dieses Jahr „nicht viel geben rde". Mit dem Wetter natürlich, und mit doch auch mit dem Reisen. Denn ne Wetter" reisen? Gewiß, auch das t, aber die Freude und der Genuß ist dann o nur halb, und somit auch die Erholung. n, es muß rechtes Reisewetter sein, blauer mmel, Sonnenschein, farbige Landschaft, hende Berge, leuchtende See. —

nd nun ist doch alles noch gekommen, lig zur Ueberraschung derer, die sich schon danken gemacht hatten, wie man die Fe-n am gemütlichsten zu Hause verlebt. Eine nacht hat uns den Sommer gebracht, blend und in geradezu überschwenglicher lle. Aus dem Schoße eines dunklen regen-eren Abends wurde ein herrlich blühen-Sommermorgen geboren, viel zu schön, daß man ihm hätte ohne Mißtrauen be-nen können. Aber Barometer und Ther-meter stiegen, und damit auch automatisch „Reisometer", wenn man das Ding mal so nennen will, daß da in der Brust einem Mal mächtig zu klopfen anfängt, n man einen Schnellzug vorbeifahren, ein o zur Stadt hinausgleiten oder auch nur paar lose Wandervögel singend durch die ßen ziehen sieht. Plötzlich hat uns eine he Unruhe befallen. Die Urlaubstage en immer näher. Reisen? Ja! Und ndmal ja! Aber ....

nd damit beginnen die vielen kleinen Ge-ken, die oft nur blitzartig, wie Zuckungen ere Seele berühren, und lassen uns Tag Nacht nicht mehr Ruh. Und bunter Tanz Bilder hebt an, Bilder aus vergangenen ientagen, die lachen, Bilder der Sehnsucht vielerlei Landschaften und Städten, die er wieder zu sich hinziehen. Landkarten, rpläne und Prospekte bekommen den Vorrang vor allen Dichtern und Schriftstellern. Die Kassenverhältnisse werden sorgfältig überprüft. - Reisefieber ist das, jawohl, die Krankheit dieser Wochen und Monate, und wohl dem, den sie noch mit aller Gewalt befällt. Es gehört nämlich mit zu einer wirklichen Ferien- und Urlaubsfahrt und ist dazu ja meist noch ihr schönster Teil; denn das Planen und Ausdenken, das Phantasieren über Karten und Plänen kostet ja nichts, wird weder nach Kilometern noch nach Litern des Kraftstoffverbrauchs berechnet ....

Natürlich spielt das Geld eine entscheidende Rolle für die Ausgestaltung der Reise und die Festlegung des Reiseziels. Das ist aber — man höre und staune! — gut so! Das mag vielen, die um zehn Mark ihr schönstes Ziel nicht erreichen konnten, wirklich eine gewagte Behauptung erscheinen. Gewißlich steht dem Reichen aller Luxus und alle Bequemlichkeit in maßlosem Umfange zur Verfügung. Verlegenheiten und Ueberraschungen haben in seinem Plane gar keinen Raum, er fährt von Königsberg bis Basel oder von Münster bis Passau und macht sich höchstens die Mühe des Umsteigens von einem Speisewagen in den anderen. Das mag auch erholsam sein, aber so können nun einmal nicht alle reisen, und wer es recht versteht, der möchte nicht einmal so reisen; denn auch unter den Reisenden gibt es Genies, die — mit wenig Geld in der Welt herumkommen. Und wenn das wenige Geld dazu noch durch lange Monate erspart ist, bekommt alles doppelten Reiz. Nun wird jede Schönheit wirklich teuer erkauft und somit jeder Ferientag ein kostbares Erlebnis. Und wer sich etwas schwer erspart hat, wird es nicht für eine Modesache ausgeben, er wird nicht hierhin oder dorthin reisen, weil „alle" hierhin oder dorthin reisen, er wird in die Berge fahren oder an die See oder aufs stille Land, aber weil er es sich lange schon einmal so gewünscht hat, weil seine Sehnsucht ihn dorthin treibt. Er wird sich nicht verführen lassen von lockenden Bequemlichkeiten, sondern auf seine Seele hören, wie sie ihm befiehlt: hinaus in die Natur, wandern, ruhen, schauen, kleine Gedanken um große Dinge haben, ungebunden sein, um alle Bindung tiefer zu begreifen ...

So laßt uns nur munterzu reisen! Und dann ist es auch ganz gleich, ob wir mit dem Personenzug reisen oder dem Expreß, mit dem Auto oder dem Fahrrad oder gar — das Letzte ist nicht das Schlechteste! — zu Fuß. In jedem Falle wird ja die Kilometerzahl nicht ausschlaggebend sein, sondern die Schönheiten der Landschaften und die Eigenarten der Menschen. Was deutsches Land und deutscher Menschen Leistung an Großem zu bieten haben, wird suchenden Augen und aufnahmebereiten Herzen begegnen. Deutsches Land: Wer hätte seine Schönheit ganz geschildert, wer sein Lob ganz zu Ende gesungen! Ob es nun die grüne Unendlichkeit der norddeutschen Ebenen ist, die Idylik und Romantik der mitteldeutschen Berge und Täler, die gewaltige Erhabenheit der alpinen Bergriesen oder die friedliche Gemütsamkeit der deutschen Ströme und Flüsse, immer ist deutsches Land herrlichstes Reiseland und es müßte eines jeden heimlichster Wunsch sein, einmal das ganze Land zu kennen von Ost bis West und Nord bis Süd. Und was gibt es da nicht alles zu erschauen, was deutscher Geist und deutsche Arbeit geformt und geschaffen hat. Steinerne Denkmale stehen als dauernde Zeugen vergangener Jahrhunderte am Reiseweg: Dome, Burgen und Schlösser und Städte, Arbeitsstätten und Gräber, sie alle wollen berichten und erzählen aus dem reichen Leben deines Volkes, wollen Bewunderung wecken und aufrichtiges Staunen, Liebe und Verantwortung, auch Bekenntnis zu diesem Land, das unser aller Heimat ist.

Nächtliches Assisi

Von Felix Timmermans

Wir veröffentlichen diesen Beitrag aus Anlaß des 50. Geburtstages des bekannten Dichters am 5. Juli.

Es war schon Abend, als wir vom Zuge aus die fernen Lichter Assisis auftauchen sahen. Es lag nicht, wie ich erwartet hatte, auf der Kuppe des Berges, sondern langgestreckt und funkelnd wie ein Diadem an seiner Stirn.

Wir waren in der rechten Verfassung, um die wunderbare Stadt zu betreten. Im Zuge, wo wir vier Reisegefährten allein im Abteil saßen, hatte ich vorgelesen vom Bruder Wolf, von dem Engel, der Franziskus durch einen Strich des Geigenbogens die Süßigkeit des Himmels hatte kosten lassen; von dem Falten, der ihn zur Mette weckte und von seinem Gottvertrauen; als er nicht wußte, was der Herr mit ihm vorhabe, ging er an einen Kreuzweg, ließ einen seiner Brüder sich herumdrehen, schnell und immer schneller; wohin dann beim Stehenbleiben sein Gesicht wies, als Franziskus „Halt" rief, dahin wanderten sie.

Ein Autobus brachte uns geschwind die steile Straße hinauf, schob sich durch Tore, schlängelte durch die Gassen und schüttelte uns wie Kartoffeln im Sack. Im Hotel gab es Artischocken mit gedämpftem Fleisch, außerdem eine Omelette, die mit ungekochtem Spinat gefüllt war. Wie er aus dem Garten kommt! Als sei er durch Fenster geflogen und in die Eier getrochen. Vegetarier hätten Kopf gestanden vor Freude. Aber ich bin nicht versessen auf dergleichen. Ich picke lieber die Eier heraus (die anderen übrigens auch). Den Spinat lassen wir auf dem Teller. Sie mögen ihn wieder in den Garten pflanzen. Um so tröstlicher und süßer schmeckten die Weine, die „Tränen Christi vom Vesuv" und die „Liebfraumilch", zwei herrliche Sorten, die der Pförrer vom blühenden Weinberg zu bestellen pergaß.

Dann wandern wir durch die nächtliche Stadt. Der Dom liegt ganz nahe beim Hotel. Durch ein Portal kommen wir auf einen weiten, ansteigenden Platz mit Arkaden an beiden Seiten. Am Ende, wo ein mageres Lämpchen glimmt, ragt die Kirche auf und ein Flügel des großen Franziskanerklosters. Der Platz ist still, dunkel, einsam. Eine Katze blitzt uns mit Phosphoraugen an. Wir steigen gewundene Gassen hinauf, gehen über Stiegen, zwischen hohen, stummen Gebäuden hindurch und wieder bergan durch steile Engpässe. Die Häuser stehen terrassenförmig übereinander. Wir klettern treppauf, treppab, aufs Geratewohl.

Assisi enttäuscht mich sehr. Man bringt bestimmte Vorstellungen mit, die durch Erzählungen und Bilder in einem gepreßt worden sind. Ich hatte die Stadt noch nie auf einer Photographie gesehen, wohl aber bei Gotoo. Er stellt sie auf seinen Fresken mit ein oder zwei Häusern dar. Im Geiste habe ich mir noch viele hinzugedacht und auch Kirchen, lauter frische, bunte, mittelalterliche Bauwerke, rötlich und hell, mit sauberem Schmuck, in Marmor, Kupfer und Bronze. Und alle standen oben auf einem runden Berg beisammen mit Zinnen, Firsten und Türmen. Als ich dann sah, daß Assisi den Berg entlang lag, war das die erste Enttäuschung. Und die zweite, daß die Häuser schmutzig waren, farblos, häßlich, sehr alt und verkommen. Die Läden vor den Fenstern waren verschlossen. Es gab da zugemauerte Spitzbögen, die Dachpfannen lagen regellos, an den Türen fehlte der Anstrich. Und dann der Staub auf den Fensterrahmen, auf den Schwellen. Staub überall. Zwei Finger dick. Ich hoffe sehnlich, daß sich morgen bei Sonnenschein alles anders gibt.

Es ist klostermäßig still, als wohnte hier niemand.

Wir wenden uns zur Kirche der heiligen Klara. Dann und wann sehen wir in einem herabwärts führenden Gäßchen über die Dächer hin das Tal von Assisi. Es ist dunkel wie schwarzer Samt. Einige Lichter blinken gleich Perlen hinauf. Hinter den Bergen schimmert noch ein Hauch vom bleichen Licht des vergehenden Tages. Hoch über uns liegt, düster gegen den Sternenhimmel, der runde Buckel des Berges Subiaso.

Wir kommen an einem niedrigen Haus vorbei. Durch die offenstehende Tür fällt Licht. Wir sehen hinein. Ein Mann in Hemdsärmeln sitzt da und spielt Gitarre. Ein Kind singt mit klarer Stimme ein Tanzlied.

Ich frage, wo die Kirche ist. — — Störe den Mann doch nicht. Drüben sind auch Leute. Wir gehen weiter. In einer Türnische steht ein junger Geistlicher und ein beleibter Herr. Sie zeigen einem Bauern und zwei Frauen etwas in der Ferne. „Die wissen es sicher." Ich also darauf zu. Ich frage ein wenig unsicher, weil ich doch kein Italienisch kann, in einem aus allerhand Sprachen gemischten Wortsalat „Bitte, Herr Signor, voulez-vous nous indiquer la Chiesa Santa-Chiara."

„Französe?" fragte der dicke Herr.

„Non, Flamande," antworte ich pfiffig. Lustig ist solch ein kleines o. Man braucht nur französisch zu sprechen, und es hinten daranzuhängen, so hat man es gleich.

„Vous parlez francais," fragte der Geistliche, worauf meine Schwester, als sie hörte, daß der französisch sprach, meine Frage wiederholte. „Puis-je vous conduire" (Darf ich Sie führen), fragte er, und seine braunen Augen lachten freundlich hinter der Brille auf, während seine Hände uns einluden, mitzukommen. Wir waren froh, und auch er freute sich, uns helfen und französisch sprechen zu können. Er spricht es mit italienischem Akzent, die Lippen weich, bequitam tastend, um keine Fehler zu machen. Er ist Lehrer für Französisch in einer Schule. Wir kletterten noch nicht lange durch die einsamen Straßen, da kam die Rede auf Sankt Franziskus. Wenn er spricht, bleibt er stehen und führt die Finger an den Mund, als wolle er die Worte von den lächelnden Lippen pflücken. Er schreit immerzu und erzählt mit so viel Freundlichkeit und aufrichtigem Entgegenkommen, wenn auch zunächst ein wenig unsicher, daß man uns für gute Bekannte halten könnte, die sich nach Jahren wiedersehen. Beiderseits ist das Vertrauen bald hergestellt. Die Gardinen werden beiseite gezogen. Wir öffnen ihm unser Haus, er läßt uns in seines sehen.

Immerzu im Gespräch sind wir bis zum Großen Markt hinaufgeklettert, wo in der Stille und Verlassenheit ein Brunnlein plätschert. Der junge Geistliche zeigt die Stelle, wo der Bettler den Mantel ausbreitete, so oft Franziskus vorüberging. Deutlich sehe ich vor mir das Bild Giottos. Im Hintergrund ein gotischer Palast, in der Mitte ein griechischer Tempel mit zierlichen Säulen, daneben ein eigenartiges Baumerk mit zwei Logien. Vorn Luft und Tempel stehen da vor uns. Aber wie anders hat Giotto sie dargestellt. Um wieviel zierlicher und feiner als sie wirklich sind. Seine Hintergründe sind für mich leibhaftig geworden, leibhaftiger als Assisi selbst. Ich sage es meinem Freunde. Wieder lächelt er, pflückt die Worte von den Lippen und meint: „Assisi ist wie ein Buch. Je weiter man darin lieft, um so schöner wird es. Sie müßten in Assisi wohnen bleiben, müßten es sehen, wie es unter der sengenden Sonne in azurblauer Luft flimmert. Dann ist es weiß. Und dann in der Dämmerstille, wenn es zum Angelus läutet. Und frühmorgens, wenn die Bergnebel durch die Gassen streichen. Im Winter, wenn Schnee liegt und der Mond darauf scheint. Oder wenn alles in Blüte steht. Und dann das weite, fruchtbare Weintal unten und die blauen Berge in der Ferne und hinter und über der Stadt der Riesenbuckel des Berges Subiaso. Dann hat Assisi Farbe und Atmosphäre. Da sieht man die Seele Assisis, die Giotto gemalt hat. Sie werden Franziskus hier wandeln sehen, und auf jeder Mauer zeichnet sich der Schatten seiner Gebärde ab."

Bei Worten, die so gesühnt von der Liebe zu dem Heiligen, schweigt man demütig und denkt. Giotto ist ein großer Künstler. Wir steigen herunter zur Kirche der heiligen Klara. Ein wuchtiges, aber nicht schwerfälliges Gebäude, rot und grau gestreift, mit einer Reihe mächtiger Stichbögen. Aus dem stillen Tal klingt der liebliche Gesang eines Vogels herauf. Der junge Geistliche erzählt, wie Franziskus, zu Tränen gerührt, den schönen Gesang einer Nachtigall belauschte und antwortete. Die Nachtigall und der Heilige sangen abwechselnd. Ihr Zwiegesang zum Lobe Gottes dauerte bis der Morgen die Schneegipfel rötete.

„Ein schöner Heiliger! Ein schöner Dichter!"

Es ist herrlich, durch die Straßen des stillen Assisi zu wandeln und sich von diesem bescheidenen Priester erzählen zu lassen, dessen Herz voll ist vom heiligen Franz. Er zeigt uns sein Haus, das Tor, durch das er wanderte. Auch die Steine beginnen nun zu sprechen. Dieser junge Mensch ist wie ein sanftes Licht, das mit seinem Schimmer das verborgene Leuchten Assisis weckt. Wir lesen weiter in dem Buch und wirklich, es wird immer schöner.

Er begleitet uns zum Hotel zurück. Für den nächsten Tag versprechen wir einen Besuch von St. Damian und Portiunkula. Lange stehe ich noch am offenen Fenster, das Aussicht bietet auf das weite Tal. Am Horizont die Berge, Nachter Hand in der Ferne flimmern die Lichter von Perugia, das hoch auf einem Berge liegt. Durch die Bläße der Nacht, die überall ist von unendlichen Sternen, schimmert der bleiche Lauf eines Flüßchens. Ringsum Stille . . . Die Nacht ist wie ein Gebet. Die Sterne leuchten wie eine Gebärde des heiligen Franz.

Uebertragen von Dr. K. Jacobs.

Das Eichhörnchen

Von H. B. von Massow

Wie Dr. Werner Rieth das Eichhörnchen erblickt, höchstens zehn Schritt vor ihm im Geäst der alten Fichte, bleibt er wie angewurzelt stehen. Er ist ganz leise über den weichen Sandweg gekommen, doch die Eichkatze hat ihn natürlich schon längst bemerkt. Viel Angst hat sie aber anscheinend nicht. Mit zierlichen Pfoten hält sie einen graubraunen vorjährigen Tannenzapfen, genau so regelos wie der Mensch unter ihr hockt sie auf dem schuppigen Ast, und nur in den jadedunklen Augen ist Leben, denn sie glitzern in den schrägen Strahlen der Sonne. Dr. Rieth rührt sich nicht, er hat irgendwo einmal gelesen, daß, wenn man flockig stehenbleibt, einen das Wild mit der Zeit für einen Baumstamm oder sonst etwas friedlich Verwurzeltes hält.

Die Eichkatze denkt nicht daran, den Mann im dunklen Anzug und grauen Hut für einen Baumstamm zu nehmen. Aber sie weiß recht wohl, daß ihr von dieser Seite keine Gefahr droht. Ein harmloser Spaziergänger, ein Stadtmensch, der selbst etwas so Alltägliches wie ein Eichhörnchen als Erlebnis empfindet. Anmutig schlägt das rotbraune Tier die buschige Rute auf, daß sie wie ein leuchtendes Fragezeichen über dem schmalen Rücken liegt, und läßt den morschen Zapfen fallen, der im Sturz die Schuppen wie kleine Fallschirme verstreut.

Dr. Werner Rieth ist wirklich ein Stadtmensch, ein Rechtsanwalt, der wenig Gelegenheit hat, sich draußen auf einsamen Waldwegen umzutun. Aber es ist nicht das Tierchen allein, das ihn so weit- und hirnentrückt nach oben starren läßt. Jugenderinnerungen sind, halbverweht, zu ihm gekommen, Erinnerungen an ein Eichhörnchen, grad so zierlich und rotleuchtend wie dieses hier in der Astgabel der hohen Fichte. Damals war er noch ein kleiner Junge, der seine Ferien in der alten Försterei verbrachte, die im Rauschen weiter Buchenwälder versteckt lag. Und Ernst, der Sohn des Försters hatte ein zahmes Eichkätzchen in einem trommelfähnlichen Käfig, das zu bewundern man sich garnicht satt sehen konnte. Ein Marder hatte es beim Mickel gehabt, als es noch frei im Buchenbestand herumhüpfte. Atlastich schrillte das Wehgeschrei durch die silberne Stille, und in diesem Augenblick tauchte Ernst auf, der im Brombeergestrüpp des Hohlwegs

Agnes Miegel erhielt den Herderpreis
Die Universität Königsberg hat der bekannten ostpreußischen Dichterin Agnes Miegel den Herderpreis 1936 verliehen. (Graph. Werkst., K.)

auf Eidechsen gelauert hatte. Wie der Blitz stürzte Ernst durch das trockene Fallaub auf den Kampfplatz, schleunigst mußte der Marder abziehen, zurück weit, der Setter, hocherlind dem Jungen folgte. Mit leisen Worten nahm Ernst das junge, blutende Kätzchen mit dem durchschossenen Lauf und trug es heim in die Försterei. Da blieb es nun umher, und der blasse kleine Werner Rieth, das Gastkind aus der Stadt, beschäftigte sich stundenlang mit dem munteren Geschöpf.

Längst vergessene Kinderwege wandern die Gedanken des ernsten Mannes zurück, ihm fällt ein, wie bitterlich er damals weinte, als er Abschied nehmen mußte in den beängstigenden Lärm der großen Stadt. Die Eichkatze ist inzwischen, Kopf nach unten, mit schnellen, kurzen Rucken den Stamm der Fichte herabgeklettert und sitzt nun auf dem Knick einer armdicken Wurzel. Sie wundert sich, daß dieser Spaziergänger so reglos verharren kann wie der Jagdpächter, wenn er auf den Bock paßt. Sehr neugierig hüpft sie ein paar kleine Sätze nach vorn, immer bereit, sich bei der geringsten verdächtigen Bewegung auf den nächsten Stamm zu stürzen.

Dr. Rieth schmunzelt und geht ganz langsam und bedächtig in die Kniebeuge. Nun hockt er so, daß er dem Eichhörnchen gerade in die Augen sehen kann, fünf oder sechs Schritt sind noch zwischen ihm und dem braunroten Wesen. Die zwei betrachten sich, der Mensch und das Tier, während die Sonne heiß auf dem Sand glüht und das verhaltene, summende Menschen des Waldes sie wie ein Zelt aus geheimnisvoller Musik umgibt . . .

Wenn jetzt die Kollegen kämen und mich hier hocken sehen würden wie ein verblödetes Kind — denkt der Rechtsanwalt und schickt verstohlen über sich selbst. Aber er bleibt, wo er ist ist glücklich und fühlt sich all diesem unbegreiflichen Leben hier in der weltfernen Stille zwischen den Stämmen verschwistert. Zärtlich denkt er an seine Frau, wie schade, daß er Gertrud nicht mitnahm, wo sie doch so sehr die Tiere liebt!

Das Eichhörnchen schnellt noch ein paar Mal mit der Rute hin und her, aber dann wirft ihm diese Sache ein bißchen unheimlich, es hüpft noch ein kleines Schrittchen nach vorn, springt dann ab in jähre Flucht und verschwindet, eine rote Flamme, im grünen Dickicht der Tannfichten. Leise lachend erhebt sich der Rechtsanwalt und geht, immer noch gedankenversunken, in den Dorftrug zurück.

Als er im Gasthof ankommt, steht der Wirt unter der Tür und weist mit dem Pfeifenschaft nach der Landstraße. „Nix Omnibus ist eher weg, Herr Doktor! Was machen wir nun?"

Dr. Rieth tritt fingerlich neben den alten Mann auf die Schwelle. „Verteufelte Geschichte, nun kann ich vor morgen früh nicht fort! Und in der Stadt warten Frau und Bürobetrieb," an ist lebi das Eichhörnchen schuld . . ."

Der Wirt will eben fragen, was für ein Eichhörnchen denn der Doktor Rieth meint, als ein Motorrad in jagender Fahrt die Straße entlang kommt. Ein junger Mann in Lederjacke und Reitmütze springt ab, klirrt Assisi auf das Haus zu. „Ist hier ein Arzt? Ein Telefon?! Unten am Ochsenhofer Berg ist der Omnibus gegen den Brückenkopf gefahren, tot ist niemand, aber verletzt sind die meisten! Wo ist nun das Telefon, rasch . . .!"

Während der Wirt zum Fernsprecher stürzt schwingt sich Dr. Rieth auf den zweiten Sitz des Motorrades, um mit dem jungen Mann schleunigst zur Unfallstelle zurückzufahren und dort zu helfen, so gut es gehen wird. „Das Eichhörnchen . . ." denkt er, während die Maschine schon die offene Straße unter die Reifen nimmt.

Dies nebenbei

Nach der Art der Feldlerche hebt sich auch die Heidelerche hoch in die Luft, um dort unermüdlich ihr einprägsames Lied zu singen. Wie ausdauernd die Heidelerche als Sängerin ist, dafür gibt Emil Schulten-Wuppertal-Elberfeld in der „Ornithologischen Monatsschrift", dem Organ des „Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt", einen lehrreichen Beweis. Schulten konnte im letzten Sommer während eines mehrwöchigen Aufenthaltes in einer Jagdhütte bei Ochtrup im nördlichen Münsterlande ein und dieselbe Heidelerche beobachten, die in knapp zwei Stunden drei Sangesfahrten in den Aether unternahm und dabei jeweils 48, 32 und 28 Minuten, ihre Strophe singend, sich in den Lüften hielt. Ein Irrtum ist unmöglich, da Schulten die kleine Sängerin mit seinem Zeißglase diese zwei Stunden lang unausgesetzt beobachtete. Ein Vogel, der dreiviertel bezw. eine halbe Stunde lang singt, vollbringt gewiß eine bemerkenswerte, nicht leicht zu überbietende Leistung. Sportlich ausgedrückt könnte man also sagen: Die Heidelerche hält im Singen den Weltrekord!

*

Wohl das letzte nomadisch in Europa lebende Völkchen stellen die Karakatschani dar, die im Rhodope-Gebirge, anderthalb Tagereisen von Philippopel in Bulgarien entfernt, hausen. Zahlreichen den riesigen alten Tannen des Urwaldes leuchten ihre Lagerfeuer im Sommer, im Winter dagegen lassen sie ihre Herden in den warmen südlichen Ebenen weiden. Alles, was die Karakatschani zum Leben brauchen, liefert ihnen das Schaf: Wolle und Fell zur Kleidung und Behausung, Milch, Butter, Käse und Fleisch als Hauptnahrung. Das Uebrige, was ihnen noch zum Leben nötig ist, beziehen sie durch Tausch. Das Leben dieser Nomaden ist außerordentlich primitiv. Das geht am besten daraus hervor, daß sie noch mit Stahl und Stein den Zunder zum Glimmen bringen. Ihr Leben verläuft friedlich in patriarchalischer Weise. Manche ihrer Sitten muten uns freilich recht fremd und eigenartig an, so z. B. die Stellung der Frauen, die, wenn auch durchaus gut behandelt, dem männlichen Bevölkerungsteil gegenüber doch in ihrem Ansehen nach außen sehr zurücktreten.

*

In Bremen, wenige Schritte vom historischen Marktplatz entfernt, findet man ein überlebensgroßes Denkmal des Schwedenkönigs Gustav Adolf. In einer Stadt wie Bremen, die im 17. Jahrhundert von den Schweden stark bedrängt wurde, mutet dieses Denkmal seltsam an. Die Bremer aber lächeln und erzählen diese wahre Geschichte: Im Jahre 1854 wurde das für Gothenburg bestimmte Denkmal in München modelliert und in Bronze gegossen. Auf dem Wege nach Gothenburg scheiterte das Transportschiff und wurde von Helgoländern als Strandgut geborgen. Doch die Schweden wollten auf die Auslösung des Denkmals verzichten, Helgoländer berechneten recht hohe Bergungskosten — und ließen von dem Modell einen zweiten Abguß anfertigen. Die Helgoländer haben verkauften ihr kostbares Strandgut an einen Kaufleute, die das Standbild vor nunmehr 70 Jahren auf der Bremer Domsheide aufstellen ließen. Der evangelische Glaubenseifer ist in Bremen, als der ersten unter den norddeutschen Städten, die sich der Reformation anschlossen, wohl am rechten Platze.

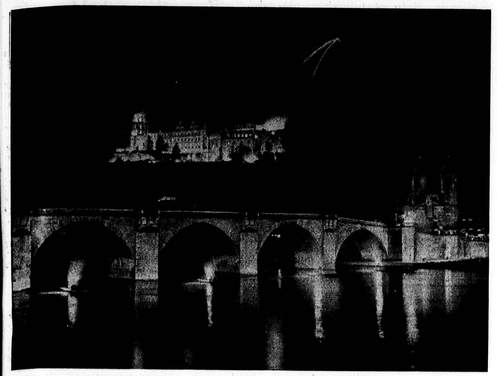
*

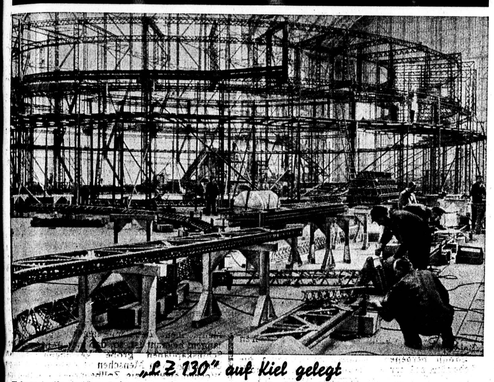
Nach einer Feststellung des Internationalen Postbüros in Gent gibt es auf der Erde zur Zeit 34,6 Millionen Telephonapparate. Auf die ganze Menschheit umgerechnet bedeutet das, daß jeder 60. Mensch Telephonteilnehmer ist, eine außerordentlich hohe Zahl, wenn man an die große Zahl wenig zivilisierter Menschen in Asien und Afrika denkt. Ganz Asien aber hat trotz seiner in die Hunderte von Millionen gehenden Bevölkerung nur 1,23 Millionen Apparate, so daß lediglich Japan den Weltdurchschnitt erreichen würde, wenn ihm sämtliche asiatischen Telephonapparate gehörten. Europa besitzt etwa die zehnfache Zahl. Ueber die weitaus größte Zahl von Telephonapparaten verfügt Amerika, nämlich über mehr als zwanzig Millionen. Dann in erster Linie hier die Vereinigten Staaten in Betracht kommen, kann man annehmen, daß jeder sechste Amerikaner Inhaber eines Telephons ist.

*

In Mannheim wurde in unmittelbarer Nähe des Reichsautobahn die erste „Reichsautobahn-Gaststätte" eröffnet. In der Gaststätte ist gewissermaßen ein kleines Verkehrsmuseum eingerichtet. Man sieht dort in Vitrinen Modelle des ersten Fahrrades des Freiherrn von Drais und des ersten Autos von Carl Benz (beide Erfinder lebten in Mannheim), eines alten Rheinschen Weinschiffes und der ersten Eisenbahn. Auch der „Jäger aus Kurpfalz" sowie alte Trachtengeräte, geschnitzte Leuchter, Anmeln und anderes Handwerksgut fehlen in dieser kleinen Schau nicht.

*





„LZ 130" auf Kiel gelegt
Während die beiden Luftschiffe „Graf Zeppelin" und „Hindenburg" regelmäßig ihren Dienst über den Ozean versehen, wird in der Heimatwerft Friedrichshafen schon eifrig am Bau des neuen „LZ 130", einem Schwesterschiff des „Hindenburg", gearbeitet. Das erste Ringpaar ist fertig zum Kippen. (Weltbild, K.)

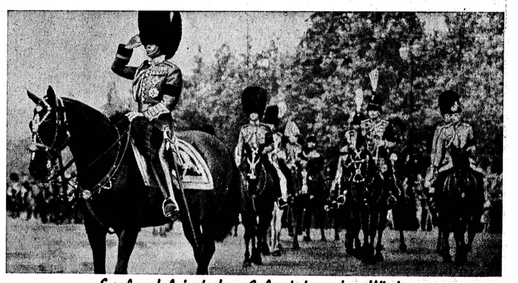
Die Jubiläumsfeierlichkeiten in Heidelberg
Gefallenen-Ehrung in Heidelberg. Im Rahmen der Heidelberger Jubiläumsfeier fand auf dem Ehrenfriedhof in Heidelberg eine eindrucksvolle Gedenkfeier statt. Rektor Professor Groh und der Studentenführer Kreuzer legen am Gefallenendenkmal einen Kranz nieder.

Heidelberg im Festglanz. Zum 550jährigen Jubiläum der Heidelberger Universität wurde am Abend des ersten Tages das alte Heidelberger Schloß angestrahlt, was ein Bild von magischer Schönheit ergab. Im Vordergrund die alte Brücke. (Scherl Bilderdienst, K.)

Der König von Schweden auf „Admiral Scheer"
Dem zurzeit in Stockholm weilenden deutschen Panzerschiff „Admiral Scheer" stattete König Gustav von Schweden einen Besuch ab. Die Mannschaft ist in Paradeaufstellung angetreten. (Scherl Bilderdienst, K.)

Der Sieg der Wunderstute
Die bisher ungeschlagene Stute „Nereide" krönte unter Grabsch beim Deutschen Derby in Hamburg ihre Laufbahn durch einen Sieg über die Besten der Dreijährigen. Seit 21 Jahren ist mit ihr zum erstenmal wieder eine Stute eingekommen, überdies in der neuen Rekordzeit von 2:28,8. Mit weitem Vorsprung geht hier „Nereide" durchs Ziel. (Schirner, K.)

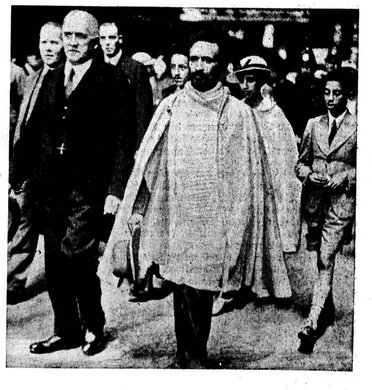
Die Altstadt von Jaffa wird niedergelegt
Die Araberaltstadt im palästinensischen Hafen Jaffa wird jetzt von englischen Pionieren durch Sprengungen niedergelegt. Entscheidend bei diesem Entschluß der Mandatsbehörde war die Tatsache, daß die Altstadt, die ein unübersichtliches Labyrinth bildet, einen Hauptunruheherd bildete. (Planet, K.)



England feiert den Geburtstag des Königs
König Eduard bei der Abnahme der Parade an seinem 42. Geburtstag, der in ganz England feierlich begangen wurde. (Presse-Photo, K.)

Zaglul Pascha zur letzten Ruhe beigesetzt
Der Gründer der nationalistischen Wafdpartei in Aegypten, Zaglul Pascha, hat jetzt seine endgültige Ruhestätte in einem Mausoleum gefunden, das noch zu seinen Lebzeiten erbaut worden war. (Atlantik, K.)

Der „Baum des Friedens" vom Blitz getroffen
Während des letzten ungewöhnlich schweren Gewitters, von dem die französische Hauptstadt heimgesucht wurde, schlug der Blitz in den „Baum des Friedens" im Montrougepark ein, der dann vom Sturm auf einen in der Nähe befindlichen Musikpavillon geschleudert wurde. Von dessen Trümmern wurden etwa 50 Frauen und Kinder verletzt, die darin Schutz gesucht hatten. (Weltbild, K.)



Der Negus in Genf
Der Negus mit seiner Tochter und seinem jüngeren Sohn, dem Herzog von Harrar. (Weltbild, K.)

Welt der Frau

Die Frau in der Wissenschaft

Um die Erhaltung der Weiblichkeit — Die kulturellen Aufgaben und ihre Erfüllung

„Ein Beruf ist nur dann ungemäß für eine Frau, wenn sie ihn nicht mehr mit ihren besonderen fraulichen Kräften durchdringen kann, sondern der Beruf ihr eigentliches Wesen verbiegt."

Gertrud Scholtz-Klink.

nsk Humor ist gut und Spott. Beides sind Waffen des Geistes in der Auseinandersetzung mit dem Lebendigen. Wenn deshalb Humor und Spott sich auf dem Gebiete des Frauenstudiums mit Erscheinungen befassen, die falsch und übersteigert sind, so ist das erfreulich. Denn dahinter steht der positive Wille, abzuändern.

Es hat Blaustrümpfe, Bücherwürmer und Eulenspiegelinnen gegeben, und die harten Forderungen der wissenschaftlichen Ausbildung gingen über die Kräfte manches Mädchens.

Aber wir hüten uns wohl, zu glauben, daß damit das Bild der heute im Berufsleben stehenden geistig geschulten Frau erschöpft ist. Wir brauchen uns nur umzuschauen, uns an das handgreifliche, warme, wirkende Leben selber zu halten, um zu erkennen, daß es einseitig ist, die heute tätige Akademikerin als ein zwar gescheites, aber lebensfernes weibliches Wesen hinzustellen.

Manches Zwiegespräch ist geführt worden zwischen einer werdenden Mutter und einer Aerztin, der selbst ein Kleines in der Wiege lag. Jede Rechtsanwältin kann erzählen von Stunden, in denen eine Ehefrau zum erstenmal von den Qualen sprach, die ihr Leben zu verschütten drohten. Es ist auch vorgekommen, daß eine Mathematikerin mit dem fraulichen Blick für blasse, überanstrengte Gesichter ihre Schülerinnen in den Wochen vor dem Examen hinausführte in den Park, um in frischer Luft die Ekliptik zu berechnen. Es gibt auch Frauen an wissenschaftlichen Institutionen, deren Rat aus weiblich-mütterlicher Lebenserfahrung soviel Wert ist, wie ein fachkundiger Hinweis auf eine wissenschaftliche Abhandlung.

Was auffällig und laut ist, sich absonderlich benimmt und beträgt, wird bemerkt. Man kann aber eine Entwicklung nicht ausschließlich nach diesen Erscheinungen beurteilen. Den Wert ermißt man an denen, die sich ernsthaft und still bemühen. Das wissenschaftliche Frauenstudium hat Frauen und Mädchen genug aufzuweisen, die ohne viel Worte zu machen, sich das wissenschaftliche Rüstzeug unter den schwersten Bedingungen erarbeiteten.

Es ist gewiß erfreulich, wenn heute die Zahl der Studentinnen sinkt, wie übrigens auch der Rückgang des Männerstudiums zu begrüßen ist. Denn nach den Jahren der Ueberfüllung der Hochschulen und damit der akademischen Berufe war es höchste Zeit, daß es zu einer gesunden Hochschulpolitik kam. Die Mädchen, die heute die Auslesebestimmungen und scharfen Voraussetzungen für das Studium erfüllen, und nach dem Arbeitsdienst mit froher Kraft, mit Ernst und Verantwortung als Erzieherinnen, Aerztinnen, Rechtswahrerinnen und Wissenschaftlerinnen den weiblichen Anteil an unserer Kultur zu tragen bereit sind und ihre weiblichen Spezialbegabungen in den Dienst der Nation stellen, werden den inneren Reichtum des deutschen Volkes seiner Leistung willen steigern und pflegen. Wir sind auf dem Weg zu einem neueren und besseren Typ der deutschen studierenden Frau. Dr. E. B.-E.

Unser Kranker im Garten

Lebenspendend**e Sonne** lacht in die Fenster hinein und setzt alles in ihr strahlendes Licht. Auch in den Herzen unserer Kranken ist die große Sehnsucht wach nach sonniger Luft. Jedem von uns, der einen Kranken unter den Seinen hat, wird jetzt keine Mühe zu viel sein, ihm den Aufenthalt im Freien nicht nur zu ermöglichen, sondern auch so angenehm wie möglich zu machen. Nicht in allen Fällen ist es möglich, ohne besondere Hindernisse den Wunsch unserer Kranken zu erfüllen. Manche Vorbereitung ist in besonderen Fällen zu treffen, manche Vorsicht zu beachten, damit der Aufenthalt in frischer Luft auch den erhofften Erfolg hat.

Vielen Kranken ist **das Treppensteigen** verboten. Hier sind zwei **kräftige** Personen erforderlich, um den Kranken entweder auf einem Stuhl oder Tragestuhl, aber auch auf verschlungenen Händen ruhend so, daß sich seine Arme rechts und links auf den Schultern der Träger stützen, in den Garten zu bringen.

Für die Zeit des beginnenden Frühlings sei, wenn auch der Zeitpunkt bereits überschritten, für späterhin gesagt, daß man sich durch die Sonnenwärme dieser Zeit nicht zu sehr täuschen lasse; denn die Kälte und Feuchtigkeit des Winters entströmt nach dem Boden und wirkt sich gerade auf Kranke besonders nachteilig aus. Erst mit Mitte Mai ist der Boden vollständig durchwärmt. Um diese Zeit lege man trockene Bretter unter Sessel oder Liegestuhl des Kranken, damit die unmittelbare Berührung mit der Erde vermieden wird.

Ferner soll um diese Zeit der Krankenstuhl recht warm ausgestattet sein. Ein Kranker, der vielleicht wochen-, ja monatelang Bett oder Zimmer nicht mehr verließ, muß sich sehr langsam an die Temperatur der Freiluft gewöhnen. Mag dem Gesunden die Luft auch sonnig warm erscheinen. Man gibt Unterbett, Kissen und Decken in den Krankenstuhl und sei besorgt, daß der Kranke warm gehalten wird, besonders an den Füßen. Wärmeflaschen zu beiden Seiten tun auch gute Dienste. Kleine Kissen als Knoten- oder Nackenstütze tragen sehr zur erleichterten Lage des Kranken bei.

An windgeschützter, staubfreier Stelle suchen wir ein schönes ruhiges Plätzchen für unsern Kranken aus, denn Zugluft ist ihm schädlich. An windbewegten Tagen sollen Kranke, besonders Lungenkranke, nicht ins Freie. Die Morgenstunde, wenn noch der Tau auf den Wiesen liegt, und die kühlen Abendstunden sollen gemieden werden. Der Kranke ist vor Sonnenuntergang ins Zimmer zu bringen.

Die Sonne hat im Leben des Kranken ihre ganz besondere Bedeutung. In wie vielen Fällen schenken die Sonnenstrahlen unsern Kranken ihre heilende Wirkung! Bedenken wir nur die Erfolge der künstlichen Höhensonne, durch welche die ultravioletten Strahlen der natürlichen Sonne erzielt werden.

Vielen Krankheiten ist viel Sonne zuträglich. Andern wieder ist die Sonne direkt gefahrbringend. Lungenkranken z. B. kann die Sonnenbestrahlung eine Lungenblutung eintragen. In allen Fällen ist zunächst die Ansicht des Arztes zu hören, bevor wir unseren Kranken der Sonne aussetzen. Auch Nerven- und Kopfleidenden ist die direkte Sonneneinwirkung schädlich. Rheumatismus und Ischiasschmerzen werden durch Besonnen heilend beeinflußt. Auch Blutarme empfinden die Bestrahlung der Sonne wohltuend.

Wenn also der Kranke Besonnung (auf Anordnung des Arztes) haben soll, dann schützen wir seine Augen und den Kopf. Auch das folgende Buch muß im Schatten sein. Soll unser Kranker Sonnenbäder nehmen, dann beginne man mit 5 Minuten und steigere ihre Zeitdauer nach und nach bis 15 höchstens aber 30 Minuten. Unter allen Umständen aber lassen wir den Arzt entscheiden. Denn gerade Sonnenbäder, so heilbringend sie sein können, werden sehr oft, nach eigenem Gutdünken angewandt, dem Kranken zur direkten Gefahr. Und vergessen wir auch nicht, daß unser Kranker nach dem sehr anstrengenden Sonnenbad hinreichend ruhen sollte.

Gewiß, manche Mühen verursachen uns unsere Kranken. Lassen wir uns aber in keinem Falle davon abhalten, dem armen Kranken sein ohnehin schon so bedauernswertes Dasein durch den Aufenthalt im Freien zu erleichtern. Auch der unheilbar kranke Mensch findet Erleichterung und Freude in Luft und Sonne.

Es muß uns nicht nur eine heilige, sondern auch eine **Liebe Pflicht** sein, unserem Kranken Freude zu bringen. Abwechslung zu verschaffen.

Schenken wir ihm so oft als möglich den Aufenthalt in Gottes herrlichem Garten der Freiluft. Schenken wir ihm das traulich Zusammensein mit Blumen und Bäumen und Vögeln. Schenken wir ihm auch ab und zu ein Plauderstündchen. Wir finden schon Zeit, wenn wir nur **wollen**. Gelegnet ist das Haus, in dem ein Kranker **liebevoll** betreut und umsorgt wird. E. K.

Annh Ondra-Schmeling

Phot. Ufa

Frauenhuld

Ein Spruch des „Kanzlers" um 1300

Reinste, freudenhehrste Kunde
einzig holdem Frauenmunde
silberklar entquellen kann.
Milder noch als Sternenfrieden
Frauenlächeln einen müden,
trüben Mann erhellen kann. —
Heiter hallt im Tauesprühe
zwitscherfroher Vögel Sang,
wundersam erglüht die blühe
Wiese beim Frühmorgengang:
heller doch als Vogelschallen,
süßer noch als Blütenwonnen
will als höchstes Glück von allen
Frauenhuld dein Herz besonnen!

Neudeutsch von Dr. Wilhelm Zentner. Nachdichtung aus dem Mittelhochdeutschen. Einer der schönsten Lobpreise auf die Deutsche Frau.

Praktische Hochzeitsgeschenke

Was möchte die Braut haben? — Schenke mit Verstand!

Hochzeitsgeschenke können so etwas wie Dauergeschenke sein. Es gibt immer noch Leute, die einen Tafelaufsatz oder einen Gipsabguß der Venus für das höchste Glück eines jungen Paares halten, das froh ist, in einer kleinen Wohnung mit bescheidenem Einkommen sein „Auskommen" zu haben und das bei seinem Hinausfahren auf das Meer des Daseinskampfes noch gar keine „Fernaufsicht" und Gipsabgüsse gebrauchen kann. Wohl aber wird jedes junge Paar dankbar sein, wenn Verwandte und Freunde seiner bei der Hochzeit gedenken und ihm etwas wirklich Brauchbares zum Geschenk machen.

Im Grunde wäre es das richtige, wenn eine Freundin der Braut oder eine nahe Verwandte, die Sache in die Hand nähme und mit der Braut zusammen eine Liste derjenigen Sachen aufstellte, die sie gern haben möchte und die mit der Aussteuer nicht ohne weiteres gekauft werden. Um solche Wünsche zu erfüllen, können vielleicht auch einige Personen zusammenlegen. Wünsche dieser Art sind z. B. ein Radio, ein Grammophon, eine Nähmaschine, ein Teewagen (der übrigens praktisch ist im Gebrauch und den es ja in den verschiedensten Preislagen gibt), ein Zimmerservice, eine Standuhr, eine Stehlampe, eine Schreibtischlampe und dergleichen Dinge mehr. Nur muß dann jeder einzelne deutlich äußern, welchen der Gegenstände er übernimmt, damit nicht bei der Hochzeit die Dinge doppelt vorhanden sind und damit nur die Mühe des Umtauschens vermieden wird, und zudem den Geber noch zu kränken pflegt. Es kommt bei dem Hochzeitsgeschenk nicht so sehr darauf an, daß das Brautpaar durch das Geschenk überrascht wird, als daß man es wirklich erfreut und ihm für sein neues Leben etwas mitgibt, was dem Spender ein häufiges dankbares Erinnern sichert, statt daß die Gedanken des jungen Paares darin gipfeln: „Wenn ich nur wüßte, wie ich diese Porzellangruppe von Tante Frida mit Anstand wieder loswerden könnte!"

Es ist etwas Wunderhübsches um das Schenken, aber man schenke mit Verstand und frage sich immer: was würde man selber sagen, wenn man dieses oder jenes bekäme. Hand aufs Herz: war der Tafelaufsatz wirklich der heiße Wunsch langer Jahren? — Also: nicht und die mit der Aussteuer nicht ohne weiteres gekauft werden. Um solche Wünsche zu erfüllen, können vielleicht auch einige Personen zusammenlegen. Wünsche dieser Art sind z. B. ein Radio, ein Grammophon, eine Nähmaschine, ein Teewagen (der übrigens praktisch ist im Gebrauch und den es ja in den verschiedensten Preislagen gibt), ein Zimmerservice, eine Standuhr, eine Stehlampe, eine Schreibtischlampe und dergleichen Dinge mehr. Nur muß dann jeder einzelne deutlich äußern, welchen der Gegenstände er übernimmt, damit nicht bei der Hochzeit die Dinge doppelt vorhanden sind und damit nur die Mühe des Umtauschens vermieden wird, und zudem den Geber noch zu kränken pflegt. Es kommt bei dem Hochzeitsgeschenk nicht so sehr darauf an, daß das Brautpaar durch das Geschenk überrascht wird, als daß man es wirklich erfreut und ihm für sein neues Leben etwas mitgibt, was dem Spender ein häufiges dankbares Erinnern sichert, statt daß die Gedanken des jungen Paares darin gipfeln: „Wenn ich nur wüßte, wie ich diese Porzellangruppe von Tante Frida mit Anstand wieder loswerden könnte!"

Es ist etwas Wunderhübsches um das Schenken, aber man schenke mit Verstand und frage sich immer: was würde man selber sagen, wenn man dieses oder jenes bekäme. Hand aufs Herz: war der Tafelaufsatz wirklich der heiße Wunsch langer Jahren? — Also: nicht und die mit der Aussteuer nicht ohne weiteres gekauft werden. Um solche Wünsche zu erfüllen, können vielleicht auch einige Personen zusammenlegen. Wünsche dieser Art sind z. B. ein Radio, ein Grammophon, eine Nähmaschine, ein Teewagen (der übrigens praktisch ist im Gebrauch und den es ja in den verschiedensten Preislagen gibt), ein Zimmerservice, eine Standuhr, eine Stehlampe, eine Schreibtischlampe und dergleichen Dinge mehr. Nur muß dann jeder einzelne deutlich äußern, welchen der Gegenstände er übernimmt, damit nicht bei der Hochzeit die Dinge doppelt vorhanden sind und damit nur die Mühe des Umtauschens vermieden wird, und zudem den Geber noch zu kränken pflegt. Es kommt bei dem Hochzeitsgeschenk nicht so sehr darauf an, daß das Brautpaar durch das Geschenk überrascht wird, als daß man es wirklich erfreut und ihm für sein neues Leben etwas mitgibt, was dem Spender ein häufiges dankbares Erinnern sichert, statt daß die Gedanken des jungen Paares darin gipfeln: „Wenn ich nur wüßte, wie ich diese Porzellangruppe von Tante Frida mit Anstand wieder loswerden könnte!"

Es ist etwas Wunderhübsches um das Schenken, aber man schenke mit Verstand und frage sich immer: was würde man selber sagen, wenn man dieses oder jenes bekäme. Hand aufs Herz: war der Tafelaufsatz wirklich der heiße Wunsch langer Jahren? — Also: nicht und die mit der Aussteuer nicht ohne weiteres gekauft werden. Um solche Wünsche zu erfüllen, können vielleicht auch einige Personen zusammenlegen. Wünsche dieser Art sind z. B. ein Radio, ein Grammophon, eine Nähmaschine, ein Teewagen (der übrigens praktisch ist im Gebrauch und den es ja in den verschiedensten Preislagen gibt), ein Zimmerservice, eine Standuhr, eine Stehlampe, eine Schreibtischlampe und dergleichen Dinge mehr. Nur muß dann jeder einzelne deutlich äußern, welchen der Gegenstände er übernimmt, damit nicht bei der Hochzeit die Dinge

Kinderdank

Elfriedchen hatte ein neues Bilderbuch bekommen, das sie freudestrahlend jedem zeigte, der zu ihr kam.

Wieder bot sich ihr einmal die Gelegenheit, ihre Freude mitteilen zu können. Es war um die Spätnachmittagsstunde. Eilig ziehende dunkle Wolken hatten den letzten milden Sonnenglanz unterdrückt und das Zimmer, in dem das Kind mit seinem Gaste sich befand, frühzeitig der Dämmerung übergeben. Elfriedchen trippelte zum Fenster, um hier die farbigen Wunder ihres Buches vorzuführen. Im gleichen Moment, wo sie es auftat, schlug das Sonnenlicht eine Bresche in den dunklen Wolkenzug und ergoß sich in einem breiten freundlichen Strahl über die bunten Seiten.

Das blonde Köpfchen hob sich in demselben Augenblick, gläubig schauten die dunklen Aeuglein zum Himmel auf, und feierlich, silberhell wie ein edles Glöcklein klang es aus dem Kinderherz heraus:

„Danke schön, lieber Gott, ich kann schon sehen."

Fritz Kaiser

Gewitter im März

Roman von Ralf Lange

(6. Fortsetzung)

Er wollte auch nichts davon wissen, daß Konrad ihm seine Lederjacke gab. Nur das Fußmallen ließ er sich gefallen. Dann setzte er die große Brille auf, die Conrad für Christa mitgenommen hatte.

Wakil folgte mit gespannten Blicken jeder Bewegung der beiden. Seine Phantasie entzündete sich an diesem hellschimmernden Vogel. Er starrte erwartungsvoll auf den Propeller, den Conrad auf Kompression setzte.

Als er den Anlasser betätigte, und der Motor aufbrüllte, raste Wakil davon und sich erst in respektvoller Entfernung stehen. Halbernd rollte die „Motte" über die magere Grasnarbe, bis sie gegen den Wind stand. Dann gab Conrad Vollgas. Nach kurzem Anlauf hob sich die Maschine steil gegen den blauen Märzhimmel. Als sie dicht über Wakil hinweg strich, warf sich dieser platt auf den Boden. Conrad hörte durch das Knattern ein lautes, helles Kauchzen. Eine halbe Stunde kreuzte er über Uffenried, flog weit ins Land hinaus, holte mühelos die lange weiße Rauchfahne eines D-Zuges ein, fegte in großem Bogen zurück und hielt hoch über dem Städtchen die „Motte" fast auf den Kopf, daß es in der Verspannung jaulte und die Holme knackten. Jedes Mal, wenn er sich umdrehte, sah er ein trunkenes Gesicht, in das wilde blonde Haare hingen. In den Gassen und Straßen Uffenrieds standen die Menschen und bestaunten das seltene Schauspiel.

Unten am Abhang setzte die „Motte" auf und rollte rumpelnd bis zur halben Höhe. Fort blieb sie zitternd stehen.

„Na, wie ist uns denn, Toni?", fragte Conrad, sich von seinem Sitz erhebend.

Toni sagte nichts. Er schnallte sich umständlich los, und bei einer halben Wendung sah Conrad, daß der Junge heftig schluckte, daß seine Augen feucht schimmerten. Das Erlebnis hat ihn vollkommen überwältigt, dachte Conrad erschüttert und kletterte hinaus. Er durfte Toni nicht merken lassen, daß er seine Tränen gesehen hatte. Er sollte sich nicht schämen.

Kinder liefen in hellen Scharen herbei. Sie hatten Ranzen auf dem Rücken. Sie waren gerade aus der Schule gekommen.

Als sie nun Toni entdeckten, waren sie einen Augenblick ganz still. Er stand aufgerichtet, die Brille in die Stirn geschoben, wie ein Held da und sah jetzt strahlend über die Jungen und Mädchen.

Dann erhob sich ein lautes Gebrüll. Hände reckten sich auf, und Conrad hatte alle Mühe, die „Motte" vor Beschädigung zu schützen.

Er half Toni aus seinem Sitz, was er sich jetzt gefallen ließ. Beide standen nun nebeneinander auf dem Tragdeck über den schreienden Kindern. Und da wurde Toni wieder der kleine dankbare Junge. Er faßte plötzlich beide Arme um Conrads Schultern und preßte ihn fest an sich.

„Die Kurven — herrlich", stammelte er.

Conrad klopfte ihm beruhigend auf den Rücken. „Ich freue mich, daß es dir gefallen hat, Toni. Du hast dich übrigens tapfer gehalten. Ich glaube, aus dir wird einmal ein tüchtiger Flieger." Mit diesem Lob überzog er ihn den Kameraden, die ihn auf den Schultern davon trugen.

Conrad sah ihnen nach. Von heute an würde Toni der umstrittene Führer der Jungen und Mädchen von Uffenried sein. Er sah noch eine Weile auf dem Tragdeck und fühlte sich alt und einsam und obendrein zwecklos.

Es war ein Gefühl, das keineswegs weh tat, es war auch nicht mit einer hoffnungslosen Resignation vermischt, es war im Grunde genommen eine Sehnsucht, die mit dem aufdringlichen Frühling zusammenhing.

Und dann dachte er ganz klar, man müßte wie Graf Schlehwe einen Menschen haben, für den man den Himmel herunterholte, damit er viel Freude hätte, man müßte nicht für sich allein arbeiten, nur damit man Essen und Trinken und Zigaretten und ein Glas Wein und einen kleinen Wagen für das Wochenend für beliebige Bekannte hat, denn das alles müßte einen ernsteren und tieferen Sinn und Zweck und müßte ein Ziel haben, man müßte zum Beispiel abends befriedigt nach Hause kommen, und dann wäre ein Mensch da, natürlich eine Frau wie Christa, und dann sagte man stolz zu ihr: sieh mal, Christa, das habe ich heute für uns geschafft. Das wäre ein ganz wunderbares Leben, aber es müßte auch schwer sein, so wie das Leben des Vaters gewesen war, der mit Sonne und Regen und Wind und dem lieben Gott gekämpft hatte um die Ernte seiner heiligen Erde.

Conrad sprang von dem Tragdeck herab. Ich bin ein Bauernsohn und muß wieder Bauer werden, dachte er mit heißem Kopf, das ist es, das steckt in mir drin, das habe ich gelernt. Ich bin durch den Krieg Flieger geworden, weil es die Erfüllung einer Jugendsehnsucht war, wie der Toni keinen anderen Wunsch hat, als einmal Flieger zu werden. Aber ich hätte es nicht bleiben dürfen. Ebensowenig wie ein Mensch, der früher schöne Gedichte geschrieben hat, zeit seines Lebens Brücken bauen darf, weil er im Kriege Pionier war. Das ist gegen seine Bestimmung. Wir sind durch eine vollkommen aus den Fugen geratene Zeit alle etwas anderes geworden als das, zu dem wir ursprünglich bestimmt waren, weil man uns die Möglichkeit genommen hatte, es zu werden. Ich muß noch einmal von vorne anfangen, ehe es zu spät ist. Und vielleicht finde ich auch einen Menschen. — —

Conrad brach den Gedanken ab, weil es nutzlos war, ihn noch weiter zu denken. Das gehörte zu einer schönen Träumerei, der man sich auf einer alten Mauer sitzend an einem sehnten lauen Herbstabend hingeben konnte. Für einen ernsten festen Plan war das nichts.

Es roch wieder nach Benzin, der sich abkühlende Motor knisterte und knackte. Er winkte ein paar jungen Männern zu, die ihm halfen, die Maschine wieder in den Schuppen zu bringen.

Auf dem Rückwege zum Gasthof war plötzlich Wakil an seiner Seite. Er war aufgeregt und gestikulierte heftig mit den Armen. Er redete ununterbrochen auf Conrad ein, seine kleinen verkniffenen Augen funkelten, und die tausend Falten seines lauren Nitroneugesichtes zuckten.

Conrad hatte den Eindruck, daß hier mindestens vierzigjähriges Schweigen plötzlich explodierte wie ein Vulkan, bevor er endlich erlosch. Er verstand wenig von den Worten, sie waren ein Gemisch von uraltem Alemannisch und dem „Pidgeonenglisch" der Hafenkneipen. Wakil schien einmal Seemann gewesen zu sein, und die ganze Welt bereist zu haben.

Aus seiner Rede fühlte Conrad eine grenzenlose Begeisterung, aber es gelang ihm nicht, festzustellen, welches ihr Gegenstand war.

Kurz vor dem Gasthof blieb Wakil plötzlich stehen, salutierte und nannte Conrad „Herr Steuermann". Es war wohl eine Ehrung. Dann verschwand er eilig in der engen Gasse, die zur Hofeinfahrt des Gasthofes führte.

Conrad hatte den Eindruck, daß Wakil nun bis zu seinem Lebensende nicht mehr als zehn Worte sagen würde, so sehr hatte er sich in den letzten Minuten verausgabt.

Nachdenklich trat er in die Gaststube. Sein Blick fiel sofort auf Pranges Gesicht. Er zwinkerte ihm unmerklich zu. Es war ihm also gelungen, Irrigl und den Rechtsanwalt hierher zu bringen. Sie saßen an seinem Tisch und aßen.

Conrad überlegte, ob er hierbleiben oder in sein Zimmer gehen sollte.

Zu seinem Erstaunen hat Herr von Meier ihn, an seinem Tisch Platz zu nehmen. Zögernd trat er heran, er wußte nicht, wie er sich verhalten sollte.

Der Rechtsanwalt stellte ihn Irrigl vor, der sich erhob und ihm die Hand reichte.

„Freut mich sehr", sagte er kauend und setzte sich wieder.

Als Conrad ebenfalls Platz genommen hatte, faltete Herr von Meier umständlich seine Serviette zusammen — er schien ein sehr ordentlicher Mann zu sein — trank sein Glas aus und wandte sich ihm zu. „Ich muß Sie um Entschuldigung bitten, Herr Regesa, das heißt, eigentlich die junge Dame, Fräulein Schulthess heißt sie ja wohl, wie ich aus dem Protokoll Lindemanns gesehen habe."

August Irrigl lachte plötzlich vollkommen unbegründet vor sich hin. Er schien sich an einem Einfall zu erfreuen.

Der Rechtsanwalt ließ sich durch dieses seltsame Gebaren nicht stören. „Ich hatte das kleine Fräulein im Verdacht, die Freundin Schlehwes zu sein."

„Fräulein Schulthess ist die Braut von Graf Schlehwe", sagte Conrad eisig.

„Ob Braut oder Freundin, Herr Regesa, das ist nicht das Wesentliche meines früheren Verdachtes. Es ist etwas ganz anderes. Ich habe nämlich gestaunt, daß Fräulein Schulthess die Freundin Schlehwes war, von der mir Frau Irrigl, die verstorbene Frau des Herrn Irrigl, erzählt hatte. Diese Dame soll eine Tänzerin sein, und Frau Irrigl äußerte damals den Verdacht, daß Schlehwe ihr einen Teil des verschwundenen Geldes gegeben habe, um es aufzubewahren, bis Gras über die Sache gewachsen sei."

„Das ist natürlich ein vollkommener Unsinn", sagte Conrad.

„Wenn Sie damit meinen, daß Fräulein Schulthess das Geld haben soll, dann haben Sie allerdings recht. Ich habe mich durch Lindemann von ihrer Schuldlosigkeit überzeugen lassen. Aber die Dame, diese Tänzerin, existiert wirklich. Leider konnten wir damals den Namen nicht feststellen. Als ich hörte, daß sich in Schlehwes Begleitung eine Dame befände, mußte ich zunächst an diese Tänzerin denken. Herr Prange hat mir zwar gesagt, daß sie sehr jung sei, aber Männer irren sich meist im Alter der Damen".

„Ich habe mir seltsamerweise Fräulein Schulthess als einen Backfisch vorgestellt," meinte Conrad mit einem flüchtigen Lächeln der Erinnerung. Dann stellte er sich eine Zigarette an und übersetzte dabei, was er von der Geschichte mit der Tänzerin halten sollte. Wenn sie wirklich im Leben Schlehwes noch eine Rolle spielte, dann konnte es noch sehr unliebsame Komplikationen geben. „Sie glauben also, daß diese Tänzerin existiert und das Geld tatsächlich vorhanden ist, im meine, Sie haben einen sicheren Anhalt für diesen Verdacht?"

„Ich bin fest davon überzeugt, Herr Regesa, daß diese Frau damals das Geld erhalten hat, obwohl ich dafür keinen Beweis habe. Nennen Sie es meinetwegen Berufsinstinkt. Uebrigens die Wirtin, bei der Schlehwe kurz vor seinem Verschwinden gewohnt hat, erzählte mir, daß er Briefe aus Zürich bekommen habe, die Adresse sei in einer unverkennbaren Frauenhandschrift geschrieben."

„Das will alles nicht sehr viel besagen, es spricht vor allen Dingen gar nicht für eine Schuld Schlehwes," meinte Conrad abwehrend. Er hielt es für Verrat, wenn er der Ansicht des Anwalts beipflichtete. „Aber abgesehen davon, was versprechen Sie sich eigentlich von einer Vernehmung Schlehwes, Herr Rechtsanwalt? Glauben Sie, daß Sie dadurch das Geld wiederbekommen, wenn es sich tatsächlich noch im Besitz dieser Dame befindet?"

„Er will sein Honorar haben," sagte Irrigl und schlug sich klatschend auf seine Knie.

„Das will ich auch haben, denn von Ihnen kriege ich es ja doch nicht." Meier sah Irrigl zornig an, sein rundes Gesicht war feuerrot, aber er beherrschte sich. Er beugte sich zu Conrad hinüber, Irrigl jedoch nicht aus den Augen lassend. „Herr Irrigl meint nämlich, nur Bäckermeister brauchten nicht umsonst zu arbeiten. Rechtsanwälte, die sich bemühen, bereits verloren gegebenes Geld zu beschaffen, haben keinen Anspruch auf Honorierung. Das ist der Standpunkt des Herrn Irrigl."

Ich verzichte auf das Geld. Aufrerdem ist es gar nicht mehr da. Der Herr Rechtsanwalt ist nicht mein Anwalt, sondern der meiner verstorbenen Anna, müssen Sie wissen," wandte sich nun Irrigl an Conrad. „Ich habe mich mit meiner Frau nicht immer gut vertragen, sie war nämlich zwei Köpfe größer als ich und breit und energisch. Sowas ist nicht gut. Ein kleiner, dürrer Mann soll nie eine große und energische Frau heiraten. Sehen Sie, verehrter Herr, ich bin ein ruhiger, stiller Mensch gewesen in meiner Ehe, aber nicht, weil ich von Natur ruhig und still war, sondern weil ich es nicht wollte, weil Anna fo eine Art hatte, einen anzusehen, wenn man mal wagte, den Mund aufzutun. Es war schon besser, ihn gar nicht erst aufzutun. So wurde ich ruhig und still, obwohl ich es von Natur aus gar nicht war. Aber nun lebt sie nicht mehr, verehrter Herr, ich habe ein Jahr um sie getrauert, das ist nun um, jetzt will ich reden, ich will wieder ein Mann sein, daran hindert mich aber der Rechtsanwalt, verstehen Sie? Er hat dieselbe Methode wie Anna, ich soll nur alles anhören, ich soll bezahlen, ich darf mal nicken, aber reden darf ich nicht." Er schlug plötzlich mit der Faust auf den Tisch, daß die Teller und Bestecke flirrten, seine kleinen Augen funkelten groß durch die dicke Brille. „Und ich rede und tue, was ich will, Herr, das ist meine einzige Freude, die ich noch im Leben habe. Können Sie das begreifen, verehrter Herr — wie war doch Ihr werter Name?"

„Regesa," sagte Conrad mit einer leichten Verbeugung. Trotz aller Komik gefiel ihm der Mann mit seiner wilden Konsequenz, die er aus einem unterdrückten Leben zog.

„Regesa, das ist wirklich mal ein schöner Name, wo stammt der her?"

„Es ist ein friesischer Name, Herr Irrigl."

„Sie sehen auch so friesisch aus. Sie gefallen mir sehr, Herr Regesa. Das muß ich Ihnen sagen. Sicher verstehen Sie mich auch, nicht wahr?"

„Es ist Ihr gutes Recht, offen Ihre Meinung zu äußern, wo und wann und wie Sie es wollen," sagte Conrad und warf einen vorsichtigen Blick zu Meier, der mit einem finsteren Gesicht und lächelndem Mund vor sich hinstarrte.

„Da haben Sie es, Herr Rechtsanwalt," stieß Irrigl triumphierend aus. „Es ist mein gutes Recht, sagt Herr Regesa. Ich werde davon Gebrauch machen, wo und wann und wie es mir paßt und nicht Ihnen. Ich will Ihnen gleich sagen, daß mir dieser Graf ebenso gut gefallen hat wie Herr Regesa. Das ist ein feiner Kerl, dem ich auch mein Geld gegeben hätte, ich kann Anna vollkommen verstehen. Deshalb bin ich ja auch nur mitgefahren und habe diese Reise bezahlt, weil ich mir das Wunder von Mensch ansehen wollte, dem meine Frau fünfundreißigtausend Mark gab, und den Sie als einen Schwindler und Hochstapler bezeichnen. Jetzt habe ich ihn gesehen, und nun fahre ich ab. Vorhin wollten Sie ja abfahren."

Er stand plötzlich auf und sah befriedigt um sich.

„Setzen Sie sich sofort hin," schrie ihn der Rechtsanwalt an und sagte in dem gleichen Tone zu Conrad: „Da haben Sie was Schönes angerichtet."

„Ich denke nicht daran, mich zu setzen. Ich mache, was ich will." Irrigl war in bester Laune. Sein ledernes Gesicht hatte eine frische Farbe, die trockenen, rissigen Lippen lächelten breit und behaglich, und die Augen sprühten förmlich Lebenslust. „Ich gehe erst

Juli / Von Axel Rasmussen

Oh Sommer! Als ein Aehrenfeld
breitet sich golden die ganze Welt.
Kastanien glühn in Märchenpracht,
Jasmin wölkt Düfte durch die Nacht,
die Hitze gärt in Halm und Ried,
und alles lebt und wächst und blüht.

Am Horizonte dunkel steht
der Wald in ernster Majestät,
dem Wanderer ein lockend Ziel,
denn hier ist's schattig, still und kühl.
Der Wanderer weiß wohl, wie gut
es sich im Schoß des Waldes ruht:

Da ist ein See! Die Sonne brennt
auf ihn herab vom Firmament.
Gleich einem Auge Gottes glänzt
er auf, von Blumen bunt umkränzt,
und spiegelt in bescheid'nem Raum
Erde und All, Himmel und Baum.

Bald naht die Mahd, der Schnitter Gang.
Der schönste Sommer währt nicht lang.
Kaum rauscht die Aehre voller, droht
auch schon die Sichel und der Tod.
Oh Sommer! Königliche Zeit!
Nimm uns ans Herz – wir sind bereit...

ein wenig spazieren, und dann fahre ich ab. Mir gefällt der Graf und dieses junge Mädchen, dem er das Leben gerettet hat, ganz wunderbar, Herr Rechtsanwalt."

Er nahm seinen Hut vom Haken und schritt durch das Zimmer. An der Tür drehte er sich noch einmal um und winkte: „Noch eine Frage, Herr Regesa. Der Graf und die junge Dame wollen sich doch heiraten, nicht wahr?"

Conrad nickte, er war von dem plötzlichen Aufbruch vollkommen überrascht.

„Dann ist es gut," sagte Irrigl und ging hinaus.

Der kleine Rechtsanwalt sprang auf und wollte ihm nacheilen. Doch er besann sich und ließ sich mit einem hoffnungslosen Gesicht auf seinen Stuhl fallen. „Es hat keinen Zweck," murmelte er.

„Lassen Sie doch den armen Menschen in Ruhe," sagte Conrad. „Weshalb quälen Sie ihn denn mit einer Sache, die geschehen ist, und mit der er gar nichts zu tun haben will?"

„Ach," seufzte Meier, „was wissen Sie denn von dem Beruf eines Rechtsanwalts. Da hat man sich erst mit dieser geizigen und vollkommen verbohrten Frau abgemüht, ist auf alle ihre Merkwürdigkeiten eingegangen und hat zum Schluß nicht einen Pfennig Honorar für alle Arbeit und Mühe bekommen. Sie legte sich einfach hin und starb. Als ich mich dann an ihren Mann wandte, stellte es sich heraus, daß beide in Gütertrennung gelebt hatten. Er brauchte also für die Schulden seiner Frau nicht aufzukommen. Aber er mußte ja doch die Erbschaft seiner Frau antreten, so daß ich dann die Möglichkeit hatte, meine veranlagten Kosten wieder zubekommen. Was stellte sich bei der Testamentseröffnung heraus? Herr Irrigl war nach Ansicht seiner Frau erst mit sechzig Jahren mündig, sie wollte nicht, daß er noch einmal heiratete, er würde dann doch nur seines Geldes wegen genommen, und davor wollte sie ihn bewahren. Was sagen Sie dazu? Sie hat mich zum Vermögensverwalter bestellt, und nun warte ich darauf, bis Herr Irrigl sechzig Jahre alt wird."

Conrad mußte wider seinen Willen lachen. „Das ist ja eine seltsame Familie. Wie alt ist denn Herr Irrigl?"

„Ich glaube achtundfünfzig."

„Na, noch zwei Jahre."

„Das sagen Sie. Ich bin arm, ich habe alle meine Hoffnung auf den Fall Schlehwe gesetzt. Es war meine erste große Sache."

Der kleine Anwalt kat Conrad leid. Das hatte er hinter dem Mann mit dem anspruchsvollen Namen nicht vermutet. Allerdings waren ihm seine traurigen Augen aufgefallen, die in einem so merkwürdigen Gegensatz zu dem lächelnden Mund standen.

„Können Sie sich denn nicht Ihr Geld, das Ihnen doch zusteht, von dem Vermögen der Frau Irrigl nehmen?"

„Nein. Das Vermögen besteht in zwei Mietshäusern, die aber zur Hälfte leerstehen. Selbst wenn ich eines zur Zwangsversteigerung bringen würde, käme für mich nichts dabei heraus, sondern nur für den Besitzer der ersten Hypothek."

„Haben Sie denn keine Beziehungen? Ich nehme doch an, Sie waren in einer Corporation aktiv?"

„Leider nicht. Sie meinen wegen der Quart? Die stammt von dem Säbelhieb eines arroganten Burschen, der sich erlaubte, über meinen Vornamen einige Bemerkungen zu machen. Dieser Name ist überhaupt an allem Schuld. Er hat mir bereits als Junge das Leben verbittert, er hat mich in eine ständige lauernde Abwehrstellung gebracht, mich zu einem mißtrauischen Menschen gemacht. Stellvetter von Meier! Wie kann ein Mensch, der klein und rund wie ich ist, Stellvetter heißen. Jeder Mensch hält mich zuerst für einen Hochstapler." Er seufzte wieder und stützte seinen Kopf in die Hände. „Dabei sind die Meiers ein altes Geschlecht, älter als die Hohenzollern. Der erste Meier war ein Vasall Widukinds. Das kann ich urkundlich beweisen. Aber ich kann doch nicht einen meinen Stammbaum mit mir herumschleppen. Ja, ja, man hat es nicht leicht."

„Ich glaube. Sie machen sich das Leben selbst zu schwer," meinte Conrad. „Der Fall Schlehwe ist Ihnen, wie mir scheint, so etwas wie eine Idee, über die Sie alles andere um sich herum vergessen haben."

Meier fuhr auf. „Nein, Herr Regesa, das ist keine fixe Idee. Es mag sein, daß das Gesetz nicht mehr vorhanden ist, aber davon abgesehen, hatte ich Schlehwe für einen gefährlichen Menschen, den man einmal einen ordentlichen Denkzettel geben muß. Deshalb fühle ich mich verpflichtet, die Sache weiter zu verfolgen. Fräulein Schultheß wird mir noch einmal dankbar sein, wenn ich sie vor diesem Wann bewahre."

„Sie sind im Irrtum, Herr Rechtsanwalt," sagte Conrad erschrocken über den fanatischen Eifer, mit dem dieser unpraktische Mensch den Fall Schlehwe verfolgte. „Sie werden Fräulein Schultheß sehr unglücklich machen, denn sie liebt Schlehwe und glaubt an seine Unschuld."

„Dann tut es mir leid, ich kann es nicht ändern. Ich kann unmöglich nicht in das Verfahren der Staatsanwaltschaft eingreifen."

Er erhob sich und griff nach seinem Hut. „Ich muß Irrigl suchen. Entschuldigen Sie. Ich habe das Gefühl, als wenn er irgendwie eine große Dummheit ausheckt. Ein furchtbarer Mensch."

„Sie behandeln ihn verkehrt, Herr von Meier. Ich bin überzeugt, wenn Sie wirklich die Methode „Anna", wie er sagt, aufgeben und nett zu ihm sind und auf seine Art eingehen können Sie ihn um den Finger wickeln. Aber Sie fordern seinen Widerspruch zu oft heraus. Sie halten ihn nämlich auch für unmündig, wie seine Frau."

„Sie mögen recht haben. Vielleicht versuche ich es einmal," sagte er resigniert. Dann stürzte er aus dem Zimmer.

„Komische Leute, was, Herr Prange?"

„Unglaubliche Menschen, Herr Regesa. Das kommt daher, weil sie nicht genug zu tun haben. Wer seinen Tag richtig ausfüllen kann, fängt an zu denken. Vom Denken wird man nicht müde, und Müdesein ist die Hauptsache im Leben. Die Menschen werden zapplig und kurios, weil sie zu wenig schlafen. Glauben Sie mir, Herr Regesa, ich habe das an meinem eigenen Leibe erfahren."

Conrad fand, daß Prange vielleicht gar nicht so unrecht hatte. Man mußte arbeiten, so viel und so lange arbeiten, bis man todmüde ins Bett fiel, dann blieb für Sorge und Unglück keine Zeit übrig. Es war eine primitive Lebensauffassung, aber sie hatte etwas für sich.

Der Wirt, der sich bisher im Hintergrund gehalten hatte, strich jetzt in engeren Kreisen um den Tisch herum.

„Bringen Sie uns zwei Tassen Kaffee, Herr Wirt," sagte Conrad freundlich.

Mitrrich ging der Wirt in die Küche.

„Wir haben noch etwas zu erledigen, Herr Prange." Er holte seine Brieftasche hervor und zählte fünf Hundertmarkscheine ab. „So, hier ist das Geld zurück, das Sie Graf Schlehwe geliehen haben."

Prange wollte abwehren und murmelte etwas „von Zeit haben".

„Sie brauchen Ihr Geld auch. Falls der Wagen abgegeben wird, dann nehmen Sie ihn doch in Ihre Obhut. Es ist vielleicht das Beste, wenn Sie ihn bei Ihrem Schwager hier unterstellen. Dort ist er gut aufgehoben."

„Das wird gemacht, Herr Regesa," sagte Prange und steckte das Geld ein.

Nun ist hier alles in Ordnung, dachte Conrad. Christa kann das Kleid, den Mantel und die Schuhe behalten, aber Koerber kann mich jetzt wegen Unterschlagung verhaften lassen, wenn es ihm paßt.

Der Wirt brachte den Kaffee und unterbrach die unbehaglichen Gedanken. Prange hat sich die Ehre aus, den Kaffee bezahlen zu dürfen. Der Kaffee war schlecht, weil der Wirt es zu eilig gehabt hatte, wieder in die Gaststube zurückzukehren.

Conrad trank ihn aus Höflichkeit. Er trank hastig und in großen Schlucken das heiße Getränk. Er fühlte sich plötzlich müde und abgespannt und hatte einen unbezähmbaren Drang nach Schlafen.

Die Unterhaltung schleppte sich noch über ein paar nichtssagende Sätze hinweg, dann sagte Conrad: „Ich möchte Sie bitten, mich jetzt zu entschuldigen. Ich muß mich eine Stunde hinlegen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß ich heute noch fahre, da möchte ich doch einen etwas frischen Kopf haben. Ich würde mich freuen, wenn Sie mal etwas von sich hören ließen. Meine Adresse erfahren Sie bei Rudolf Lindemann. Vielleicht erinnern Sie den Wagen nach Berlin, wenn er freigegeben wird." Er reichte Prange die Hand.

„Wird gemacht, Herr Regesa. War lange nicht in meiner Heimat. Aber dann trinken wir keinen dünnen Kaffee."

„Bestimmt nicht. Herr Prange. Also dann auf Wiedersehen."

In seinem Zimmer angekommen, warf er sich, angezogen wie er war, auf das Bett, legte die Füße mit den schweren Stiefeln auf den wackligen Stuhl neben dem Bett und schlief sofort ein.

Es war ein roter Schein im Zimmer, als er erwachte. Er kam von der untergehenden Sonne und machte den kleinen niedrigen Raum schön.

Conrad schloß noch einmal die Augen. Was war das eben gewesen? Da war doch etwas mit ihm und Christa geschehen. Sie hatte ihn so merkwürdig angesehen, ihr Arm lag um seine Schultern, ganz dicht vor ihm war ihr Gesicht gewesen, und als sie leise „Conrad" gesagt hatte — es klang ganz anders als sonst — da hatte er — —

Er fuhr auf. „Conrad!" rief jemand und gleichzeitig klopfte es.

„Was ist los? Wer ist da?"

„Ich bin es, Christa. Ich klopfe und rufe schon seit fünf Minuten, und Sie antworten nicht. Ich bin sehr ängstlich."

„Einen Augenblick, Christa." Er sprang aus dem Bett, wusch sich und kämmte hastig das unordentliche Haar.

Wie kann man nur so einen Blödsinn träumen, dachte er unwillig über sich selbst und mit einem kleinen zarten Schamgefühl. Dann trat er auf den dunklen Korridor. Christa stand auf der Treppe.

„Entschuldigen Sie, Christa, es war nicht richtig, daß ich mich hineingte. Sie haben sich sicher allein da unten geängstigt."

„O nein, Conrad, ich habe keine Angst vor dem Alleinsein. Aber der Inspektor Lindemann hat eben angerufen. Sie möchten doch noch mal zur Polizei kommen."

„Er wird noch etwas wissen wollen," meinte Conrad in einem gleichmütigen Ton, doch er dachte mit Schrecken daran, was Lindemann über Koerber gesagt hatte. Sicher hatte Koerber etwas verraten.

„Ich werde in der Gaststube und warten. Sie dort auf mich. Ich bin gleich wieder da. Vielleicht packen Sie auch inzwischen Ihre Sachen zusammen. Es ist möglich, daß wir heute abend noch losfliegen."

„Ja." sagte Christa leise. „Ich möchte auch nicht mehr hierbleiben."

Als der Gastfuhe stürzte der Rechtsanwalt mit einem niedergeschlagenen Gesicht.

„Irrigl ist weg," sagte er tonlos. „Ich habe ihn überall gesucht. Er ist auf der Post und auf dem Bahnhof gewesen. Er hat sich auch eine Fahrkarte gelöst, aber es ist bis jetzt kein Zug abgefahren."

„Dann muß er noch hier sein," sagte Conrad. „Gestatten Sie, Christa, daß ich Ihnen Herrn Rechtsanwalt von Meier vorstelle."

Christa sah fragend auf Conrad.

„Sie dürfen dem Herrn ruhig die Hand geben, Christa, er ist nicht so schlimm, wie ich gedacht habe."

„Ich bin gar nicht schlimm, Fräulein Schultheß," sagte Meier und sah beinahe demütig zu Christa auf, die groß und schlank vor ihm stand.

„Wollen Sie nicht Fräulein Schultheß ein wenig Gesellschaft leisten, Herr von Meier? Ich muß noch mal zu Lindemann."

„Ich möchte so gern, Herr Regesa, aber ich habe keine Ruhe. Ich muß Irrigl suchen. Ich muß wissen, ob er noch hier ist. Er kann doch auch von einem Auto mitgenommen sein."

Christa ging in die Gaststube, während Conrad und Meier die dämmrige Straße betraten.

„Was machs ich nur. Herr Regesa, wenn Irrigl wirklich abgefahren ist? Ich habe doch kein Geld."

„Abwarten. Es wird sich schon ein Weg finden lassen," tröstete ihn Conrad und überrechnete, wieviel Geld er noch hatte. Es war wenig, viel zu wenig. Er mußte noch einen Pfandschein aufsetzen und tanken und außerdem die Rechnung für sich und Christa und Schlehwe bezahlen. Der auftauchende Gedanke an Koerber verursachte ihm außerdem Unbehagen. Sie gingen schweigend bis zur Bürgermeisterei. Dort verabschiedete sich Meier und verschwand in einer dunklen Gasse.

Wie ein verirrter Hund, der seinen Herrn sucht, dachte Conrad, während er die Stufen hinaufstieg.

Der kleine Rechtsanwalt, der seine Praxis mit einem großen Fall zu starten gehofft hatte und sein weniges Geld in diesen Fall gesteckt hatte, tat ihm leid, aber er konnte anderseits auch Irrigl nicht böse sein. Die Schuld an allem trug nach seiner Meinung eine herrschsüchtige und geizige Frau, die nun schon ein Jahr tot war.

Conrad befiel ein leises Frösteln, als er durch den eisigen, spärlich beleuchteten Korridor ging. Er war keineswegs abergläubig, dazu war er ein viel einfacher und klarer Mensch, aber er hatte auf dem Weg zum Zimmer 7 das beklemmende Gefühl, als schritte er zwischen zwei Toten dahin: Irrigl und Frau Anna Irrigl und Herrn von Binding.

Der Tod ist kein Ende, dachte er an der Tür und sah einen Augenblick lang den Korridor entlang, der unheimlich wie eine Gruft war und in ein Dunkel gähnendes Nichts verlief.

„Quatsch," sagte er plötzlich laut und schüttelte sich. Das war seine Gruft, sondern ein ganz normaler Behördenkorridor, und was da wie ein dunkles Tor aussah, war der lustige Sparkassenbezirk, der nicht erleuchtet war, weil um diese Zeit keine Spezer mehr kamen.

Er öffnete die Tür mit einer festen Bewegung und trat ein.

Lindemann sprang hinter seinem Tisch auf und kam ihm entgegen. Er war aufgeregt wie noch nie jede Haltung.

„Was ist denn los, Herr Inspektor?" fragte Conrad bestürzt und voller böser Ahnungen.

„Das hätte ich ihm wirklich nicht zugetraut," überfiel ihn Lindemann mit zornigen Augen. „Das ist einfach eine Mordsschweinerei."

„Sag Koerber doch —?"

Lindemann stutzte bei dem Namen. „Ach was, nicht Koerber. Den Grafen meine ich. Eben hat mich das Amtsgericht in Memmingen angerufen, daß der Wachtmeister ohne Schlehwe dort angekommen sei. Was sagen Sie dazu?"

„Er ist also entwischt?"

Lindemann nickte heftig. „Regelrecht entwischt. Und der Frieder, dieser Idiot von Wachtmeister, weiß nicht einmal wo und wie. Er sei eingenickt. Er habe das einem so vornehmen Mann wie dem Grafen nicht zugetraut."

„Ich auch nicht," meinte Conrad kleinlaut. „Allerdings nicht wegen seiner Vornehmheit."

„Na ja, ich hätte ja auch an alles andere gedacht, nur nicht an so was. Ich bin doch wirklich menschlich mit ihm und Fräulein Schultheß umgegangen. Das ist nun der Dank. Endlose Scherereien gibt das."

„Es ist eigentlich furchtbar blödsinnig," sagte Conrad, der sich nun mit der Tatsache abgefunden hatte. „Einmal polarisiert sich Schlehwe unnötigerweise und zweitens wird er nicht weit kommen."

„Natürlich. Ich habe bereits ein Gespräch nach Berlin angemeldet. Die Staatsanwaltschaft muß einen Steckbrief erlassen. Die Polizeireviere der Umgebung sind schon von Memmingen aus benachrichtigt."

Arme Christa, dachte Conrad. Wie bringe ich es ihr nur bei? Er konnte ihr das nicht sagen, es war ganz unmöglich. Er beschloß, noch heute Urfenried zu verlassen in dem großen Berlin konnte man ruhiger die Dinge abwarten. (Fortsetzung folgt)

Das Korn blüht

(Scherl Bilderdienst)

Ein Lied von Heldentaten und Tragödien

Fritz H. Chelius

Erstürmer der Gipfel

2. Fortsetzung

150 Jahre Kampf um die Berge der Welt

War der Schnee festgefroren, dann mußte er bei dem Sprung reißlos zerschellen und in den Abgrund stürzen. War er weich, dann konnte es seine Rettung sein. Es mußte gewagt werden. Wer eine Probe wollte er wenigstens machen. Er wollte seinen getreuen Dachel in die Tiefe werfen. Passierte dem ein Unglück, dann hatte er ja den Nutzen dabei, um dem Leiden des Tieres ein Ende zu machen. Die zweite Kugel allerdings, die war dann für ihn selber gegossen.

Er schleuderte also den Dachel „Di" hinab, so, daß er auf das Schneebat, wohl dem Rest einer Lawine, fallen mußte. Und das Wunder geschah. Dem Hund passierte gar nichts, nach einigen Minuten versuchte er sich aus dem Schnee herauszuarbeiten und seinen Herrn zu suchen. Nun rüstete auch er zu dem Riesensprung in 50 Meter Tiefe. Sein Gewehr flog ihm voran und landete glücklich neben dem Hund. Dann wagte er den Sprung auf Leben und Tod, und das Unglaubliche geschah: auch Bauer landete unversehrt in dem alten Lawinenrest.

Aber damit war die Lage noch nicht gerettet. Eine Umkehr war ganz unmöglich, und ein weiteres Absteigen schien es fast ebenso zu sein. Nach langem Suchen fand er jedoch einige Spalten im Geschröffe, die noch Abstiegsmöglichkeiten boten. Rasch kam „Di" wieder in den Rucksack, und unter beständiger Lebensgefahr konnte er zu einigen Grashalmen absteigen, und von dort aus erreichte er nach vielen Mühen einen Steig, auf dem er dann schneller vorankam. Um 8 Uhr langte er in Oralnau an, wo ihm kein Mensch glauben wollte, daß er den Abstieg von der Zugspitze nach dieser Seite durchgeführt hatte. Erst als er in Parteikirchen zu der anderen Gesellschaft stieß, bestätigte man ihm die wahnwitzige Tat, die er sich verschwor, zum zweitenmal — nicht mehr zu machen.

So endete eine der interessantesten Zugspitzenbesteigungen.

Die Tragödie am Matterhorn

Wettlauf um den gefährlichsten Gipfel der Alpen

Die Mitte des 19. Jahrhunderts wurde die klassische Zeit der Alpinisten, und besonders waren es die Engländer, die aus sportlichem Ehrgeiz an diesem Rennen um die Bezwingung der Alpengipfel teilnahmen. Nur ein Berg konnte sich trotz der allen Anstürmen halten: das Matterhorn. Stärker, als manchem anderen Berg ist der Aberglaube das Matterhorn fest. Es gibt eine Schranke um ihn gezogen zu sein, bis wo der man gehen konnte, aber weiter nicht. Dann derselben sollten Zwerge und Kobolde hausen, der ewige Jude und die Geister der Verstorbenen. Die abergläubischen Bewohner der umliegenden Täler sprachen von einer in Trümmer liegenden Stadt auf dem Gipfel, und wenn man lachte, so schüttelten sie ernst den Kopf, zeigten auf die Mauern und Türme, die man so schön sehne, und warnten vor einer Besteigung, weil die wütenden Dämonen von ihren uneinnehmbaren festen Felsblöcke auf die frevelnden Eindringlinge herabschleudern würden."

So schreibt Whympers, der Engländer, der von dem Berg rettlos verzaubert war. Auch andere seiner Landsleute, wie Tyndall, Hawkins, Kennedy, Parker versuchten immer wieder, diesen Gipfel zu bezwingen, aber obgleich alle Bergsteiger ersten Ranges waren, wurden sie geschlagen, und zwar in einer Zeit, wo nichts dafür unerreichbar erschien. Das „Bis hierher und nicht weiter!", das ihnen das Matterhorn entgegendonnerte, reizte sie erst recht. Für sie gab es kein anderes Ziel, so lange die Sphinx nicht bezwungen war. Auch Edward Whympers kehrte ein Jahr für Jahr zurück. Er mußte, daß er einen Rivalen hatte, daß Jean Carrel, der Bergführer aus Valtournanche, mit ihm um die Palme des Sieges rang. Das Schicksal wollte es, daß die Konkurrenz beiden Gebieten hervorragenden Bergsteiger nicht zusammenkommen ließ.

Für Carrel waren noch andere Gründe ausschlaggebend. Man hatte es in Turin als eine nationale Schmach empfunden, daß der Monte Viso der unweit von Turin seinen Gipfel gen Himmel reckte, 1861 von einem Engländer erstiegen worden war. Deshalb schlossen sich die Turiner zusammen und wollten um jeden Preis verhindern, daß der Gipfel des Matterhorns von den ihren bezwungen würde. Der Ingenieur Giordano wurde zu diesem Zweck ausersehen und der Kanonikus Carrel sollte die Führung übernehmen. Auch Whympers rüstete mit einem entschiedenen Schritt und hätte sich Carrell verpflichtet, wenn dieser ihn nicht durch eine anderweitigen Verpflichtungen hingehalten und getäuscht hätte.

Es war am 14. Juli 1865, als die Expedition nach Breuil aufbrach. Sie Stabsangestellt, Whympers von einer anderen Seite aus einen Bezwingungsgriff versuchte. Zur Gruppe Giordanos gehörte auch der Abbee Gorret und diese beiden Besteigen zunächst eine benachbarte Spitze, um zu sehen, wie Carell mit seinen Begleitern den Weg zum Gipfel fanden würde. Es war nachmittags 2 Uhr, als sie von ihrem Posten aus die vier Menschen auf der Spitze des Matterhorns (Mont Servin) erblickten. Sie waren der felsenfesten Ueberzeugung, daß es Carell und seine Leute seien, denen die Bezwingung gelungen war, und Giordano brach in den begeisterten Ruf aus:

„Le Mont Servin est vaincu, il nous est soumis, il est à nous, nous allons planter le drapeau!" („Das Matterhorn ist besiegt, es ist uns unterlegen, es gehört uns, wir werden die Fahne aufpflanzen.")

Aber — ohne es zu wissen — hatten sie nicht Carell und seinen Leuten zugejubelt, sondern Whympers und seinen Genossen, die von Zermatt aus den Gipfel erreicht hatten.

Auch sie Whympers von Carell gehäuft sah, war er nach Zermatt geeilt wo er Lord Douglas, Hudson, Hadow, Tangwalker und Croz starkerer vorfand. Durch diesen Unfall war es möglich, daß sie Carell zuvorkommen konnten und den Triumpf hatten, Carell und seine Leute tief unter sich zu beobachten. Nur sollte ihr Triumph von kurzer Dauer sein. Auf dem Rückweg, kurz unterhalb des Gipfels, kam es dann zu der großen Katastrophe, die Lord Douglas, Hadow, Hudson und Croz das Leben kostete. Die Stelle, an der sich beim Abstieg das Unglück ereignete, war keineswegs besonders schwierig, aber unglücklicherweise war Hadow ein Anfänger und der Besteigung nicht gewachsen. Die steile, mit Geröll und einer trügerischen Schneedecke bedeckte Bahn bereitete Hadow große Schwierigkeiten und dort verausgabende Croz mußte ihn an den Armen fassen und ihm die Füße einen nach dem anderen setzen. Es scheint nun, daß Croz, der seinen Eispickel zur Seite gelegt hatte, gerade im Begriff war, sich umzudrehen, um weitergehen, als Hadow ausglitt und auf ihn fiel. Von den übrigen befand sich gerade niemand in Bewegung, da man den Abstieg grundsätzlich so eingerichtet hatte, daß immer nur einer ging. Hudson stand unmittelbar neben Hadow und das Seil war nirgends gespannt. Croz wurde von Hadow umgeworfen und stürzte mit einem Schreckensschrei in die Tiefe. Dann erhielt Hudson, der nicht sehr gut stand, den Ruck des Seils und unmittelbar darauf wurden Lord Douglas die Füße unter dem Leibe weggerissen. Als Whympers seine Kameraden stürzen sah, rief er Tangwalker, der als Letzter zusammen und wollten um jeden Preis verhindern, daß der Gipfel des Matterhorns von den Italienischen, wo er in einer Exzmine Arbeit fand. Es sind 5 Kinder da, und als der Vater von einem Steinschlag getötet wird kommen bittere Zeiten. Als die Jungens groß geworden, ziehen sie hinaus in die Welt, arbeiten und sparen. Mathias kommt nach Nordafrika und in einer Hufschmiede in Tunis verdient er sein Brot. Aber er will weiter. Ihn drängt's übers Weltmeer. Als er in Saas Fee der Mutter und den Geschwistern seine Pläne auseinandersetzt, stößt er auf Widerstand. Sie geben ihm das Geld, um einen kleinen Kramladen einzurichten. So verhaurt er nun Spezereiwaren, aber in seinem Herzen wohnt die Sehnsucht nach der Ferne.

Da gibt es 1872 ein mächtiges inneres Erlebnis, das sein Leben in ganz andere Gleise wirft. Zwei Engländer haben unter der Führung von Ferd. Imseng die Monte-Rosa-Ostwand bezwungen, ein Gebiet, das bis dahin für unbesteigbar galt. Alle Köpfe und Sinne der Alpenbewohner sind in Aufruhr. Und Mathias beschließt bei sich, es diesen Männern nachzumachen. Er läßt Kramladen Kramladen sein und geht in die Berge; die Mutter und die Brüder werden schon damit fertig werden.

Systematisch trainiert er, und je länger er trainiert, desto klarer wird ihm, daß er seinen wahren Beruf jetzt erst gefunden hat. Wenige Jahre später ist er einer der gesuchtesten Führer dieses Gebietes, und hat auf Jahre hinaus Kontrakte für Gipfelbesteigungen mit Fremden. Da passiert es ihm 1887, daß wieder zwei Engländer, Fhgerald und Conway, sich in den Kopf gesetzt haben, das Matterhorn zu besteigen. Ade. der Sommer ist schlecht für die Alpinistik. Die Führer, die sich die Engländer anheuern wollen, wagen nicht, die Verantwortung zu übernehmen. Die Urlaubszeit der Engländer ist bald um; sie drängen immer stärker. Aber keiner riskiert's. Schließlich meint Jurbriggen, man könnte es ja versuchen. Ihm gelingt es auch, zwei weitere Führer zu bereden, sich der Partie anzuschließen. So beginnt der Aufstieg von Zermatt aus.

Scheinbar haben sich alle Wettergottheiten gegen diese Tour verschworen. Bis zum Hörnli schaffen sie es gemeinsam. Es ist eine Heldenarbeit in dem Neuschnee, aber Jurbriggen ist ganz in seinem Element. In der ersten Hütte streiken die beiden anderen Führer. Conway verhandelt, aber die alten Bergführer halten das Unternehmen für wahnsinnig bei dem Wetter. Da übernimmt Jurbriggen beide Touristen und die beiden Bergführer haben talwärts ab. Und am nächsten Morgen sehen die Zermatter voll Staunen die drei auf der Spitze des Matterhorns.

Gerade diese Tat hat Jurbriggen bei den Engländern einen mächtigen Stein im Brett verschafft. Auf Fhgeralds Empfehlung muß er 1888 Mr. Fison den gleichen Weg führen. Der Anstieg geht auch glatt, aber beim Abstieg geraten sie in einen schweren Schneesturm. Die Lage ist verzweifelt; jeder Schritt kann den Tod bedeuten. Erschwert wird die Lage noch dadurch, daß Mr. Fison am Ende seiner Kräfte ist. Er kann nicht mehr. Er legt sich einfach hin und will liegen bleiben. Aber auch dieses Liegenbleiben ist das sichere Ende. Jurbriggen redet Mr. Fison zu, erst gutmütig, dann schroffer. Er macht ihm die Gefahr klar, in der er schwebt. Bei Windstärke 12 und dichem Schnee muß er schon brüllen, um sich verständlich zu machen. Mr. Fison ist nicht zur Vernunft zu bringen. Er verlangt, daß Jurbriggen ihn liegen läßt und allein sich rettet. Da reißt schließlich Jurbriggen der Geduldsfaden, und im nächsten Augenblick hat der am Boden liegende Engländer einige Maulschellen rechts und links, daß er die Engel im Himmel pfeifen hört. Das ist aber Mr. Fison zu viel des Guten. Jetzt springt er auf wie ein gereizter Löwe und im nächsten Augenblick hat Jurbriggen einen Kinnhacken, der ihn fast in den Abgrund schleudert. Jurbriggen wehrt sich nicht schlecht; er kennt die Gefahr, er kennt die Gefahr und — weiß Beides geschickt zu verbinden. Er reizt den Briten immer weiter und weicht selbst in großen Sprüngen bergabwärts aus. Was Juroden nicht vermocht hat, vermag der Zorn. Sich heftens stürmen sie abwärts, alle Müdigkeit und Abspannung ist vergessen. Mörderlich zerschunden und verbeult gelangen sie nach Zermatt, aber diese Maulschellen haben dem spleenigen Engländer das Leben gerettet. — —

Diese Erlebnisse hatten Jurbriggen in den alpinistischen Kreisen Englands zu einer populären Figur gemacht. Die Engländer rissen sich um ihn. Als dann am Ende dieses Jahrhunderts in den Alpen keine neuen Aufgaben mehr zu finden waren und die Engländer in anderen Erdteilen Ausschau hielten, war es nicht verwunderlich, daß seine englischen Freunde auch nicht ohne ihn zum Himalaya ziehen wollten. 1892 lud ihn Conway zur ersten Himalayafahrt ein, an der auch Major Bruce, der später durch seine Himalayaexpeditionen berühmt werden sollte, teilnahm. Nicht weniger als 16 Fünftausender schaffen sie in diesem Jahre im fernen Osten und als Glanzleistung den 7030 Meter hohen Pioneer Peak, eine Höhe, die bis dahin noch kein Sterblicher erreicht hatte.

1894 nahm ihn Pfhgerald mit nach Neuseeland. Wieder bezwingen sie Gipfel um Gipfel; am „Silberhorn" waren sie nahe daran, den Wagemut mit dem Leben bezahlen zu müssen. Aber noch ist der Mann Cook unbesiegt. Fhgerald gibt das Unternehmen auf; er ist zu abgekämpft. Da versucht's Jurbriggen allein und ihm gelingt's.

Drei Jahre später hat Fhgerald eine neue Bergsteigergruppe zusammengestellt und diesmal geht's nach Südamerika, um Amerikas höchsten Berg, den Aconcagua zu erobern. Natürlich fehlt auch Jurbriggen nicht, denn diese Touren in die weite Welt sind sein Ideal. Der tausend Meter niedrigere Chimborasso, den 1802 ein Alexander v. Humboldt vergeblich bezwang hat und den viele Jahrzehnte später erst Whymper (den wir von der Matterhorn-Expedition kennen), der König der britischen Alpinisten, eroberte, macht den Anfang. Das war im Dezember 1897.

In den Weihnachtstagen dieses Jahres wagen die kühnen Touristen den Sturm. Am 2. Weihnachtsfeiertage findet Jurbriggen bei einem Erkundungsvorstoß, den er allein unternimmt, in 6300 Meter Höhe eine Blechbüchse mit einem Zettel, der von dem deutschen Forschungsreisenden Dr. Paul Güßfeldt unterzeichnet ist. Der Beweis, daß der kühne Forscher schon 15 Jahre vorher bei seiner Anden-Expedition, bis hierher gelangt war, ist erbracht; aber er hatte das Ziel nicht erreicht. Auch für Fhgerald und die Seinen ist es fraglich, ob sie das Ziel erreichen werden. Tropische Temperatur am Fuß des Berges, Eiseskälte in den höheren Lagen begünstigten bedenklich die Bergkrankheit, unter der Fhgerald wie auch die Träger stark leiden. Bis auf 450 Meter kommen sie an den Gipfel heran, da geben die Engländer auf. Sie können nicht mehr. Zähneknirschend betrachtet Jurbriggen die Lage; er möchte den Erfolg zwingen, er überredet zu noch einem Versuch, aber die Engländer wollen nicht mehr. Er aber kann nicht weg, ohne das Ziel erreicht zu haben. Schließlich gibt ihm Fhgerald die Erlaubnis, das Wagnis allein zu unternehmen. Drei Tage später steht wirklich Jurbriggen menschenseelenallein auf dem höchsten Berge beider Amerika in 7020 Meter Höhe. Als Zeichen, daß diesen Gipfel ein irdischer Mensch betreten hat, errichtet er dort oben einen Steinmann. Kein anderer hat vor ihm und nach ihm dieses Meisterstück nachgemacht. Es steht einsam und ewig in der Geschichte der Alpinistik.

(Schluß folgt.)

Ohrfeigen in 4000 Meter Höhe

Zurbriggens Triumphe in vier Kontinenten

Es ist leicht verständlich, daß solche alpinistische Großtaten Bewunderung in ganz Europa erregten und ungezählte Wagemutige begeisterte, ähnliche Kämpfe zu suchen und aufzunehmen. Generationen von todesmutigen Bergsteigern wuchsen heran, und kein Sommer verging, wo nicht neue Wundertaten die Welt in Erstaunen setzten. Die einheimischen Bergführer der Alpen hatten eine glänzende Zeit. Gewiß — viele hatten sich diesem Berufe nur des Gelderwerbes wegen ergeben, aber den „Großen" ging es nicht ums Geld, von ihnen gilt, was der bekannte Alpinist Andreas Fischer über sie sagt:

„Es gibt wirklich eine Anzahl von Bergführern, die nicht nur aus Not zur Eisaxt greifen, nicht des Broterwerbes wegen ihr Leben wagen, sondern dem Hochgebirge mit allen seinen Reizen und Gefahren Begeisterung und Liebe entgegenbringen, die in den ersten Jugenderinnerungen wurzelt und sich kräftigt mit jeder neuen Fahrt, mit jedem frischen Hauch der Gletscherluft. Für sie ist eine gelungene Hochgebirgsfahrt ein Genuß, dem nichts gleichkommt. Einmal in steiler Wand am Seil angebunden, wird der Pionier zum Feldherrn, dem alle willig gehorchen, weil seine Sicherheit und Erfahrungen allein zum Siege führen. In solchen Augenblicken zeigt sich der wahre innere Beruf für das „entsetzliche Handwerk". Ruhe, Besonnenheit, guter Humor und eine echte Begeisterung für die großartige Schönheit der eisumgürteten Höhen; das sind Eigenschaften, die den Führer weit über den verdrossenen Lohndiener erheben. Diese Arbeit ist keine Strafe, ist ein froher, mutiger Kampf."

Alexander Burgener, Emile Rey, Brocherel, Croux, Knubel, Lochmatter, das waren solche Männer großen Formats, denen die Hochtouristik Leben, Kampf und Sieg bedeutete, und mit denen in die Berge zu gehen, sich die Alpinisten glücklich schätzten. Einer der größten von ihnen aber war Mathias Zurbriggen.

Zurbriggen stammte aus einem winzigen Schweizer Bergnest, sein Vater war von Beruf Schafter. Aber was gibt es da schon für Schafe zu beschneiden! Leben kann man davon nicht. Also wanderte er mit der Familie ins Italienische, wo er in einer Exzmine Arbeit fand. Es sind 5 Kinder da, und als der Vater von einem Steinschlag getötet wird kommen bittere Zeiten. Als die Jungens groß geworden, ziehen sie hinaus in die Welt, arbeiten und sparen. Mathias kommt nach Nordafrika und in einer Hufschmiede in Tunis verdient er sein Brot. Aber er will weiter. Ihn drängt's übers Weltmeer. Als er in Saas Fee der Mutter und den Geschwistern seine Pläne auseinandersetzt, stößt er auf Widerstand. Sie geben ihm das Geld, um einen kleinen Kramladen einzurichten. So verhaurt er nun Spezereiwaren, aber in seinem Herzen wohnt die Sehnsucht nach der Ferne.

Da gibt es 1872 ein mächtiges inneres Erlebnis, das sein Leben in ganz andere Gleise wirft. Zwei Engländer haben unter der Führung von Ferd. Imseng die Monte-Rosa-Ostwand bezwungen, ein Gebiet, das bis dahin für unbesteigbar galt. Alle Köpfe und Sinne der Alpenbewohner sind in Aufruhr. Und Mathias beschließt bei sich, es diesen Männern nachzumachen. Er läßt Kramladen Kramladen sein und geht in die Berge; die Mutter und die Brüder werden schon damit fertig werden.

Systematisch trainiert er, und je länger er trainiert, desto klarer wird ihm, daß er seinen wahren Beruf jetzt erst gefunden hat. Wenige Jahre später ist er einer der gesuchtesten Führer dieses Gebietes, und hat auf Jahre hinaus Kontrakte für Gipfelbesteigungen mit Fremden. Da passiert es ihm 1887, daß wieder zwei Engländer, Fhgerald und Conway, sich in den Kopf gesetzt haben, das Matterhorn zu besteigen. Ade. der Sommer

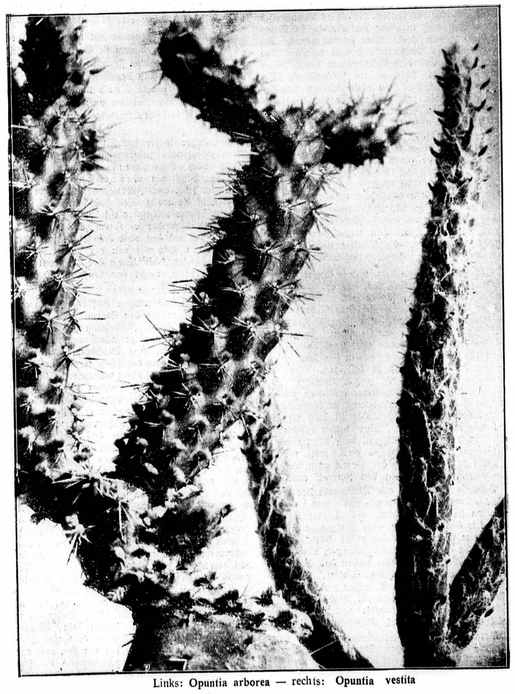
Kakteen-wunder

groß und klein

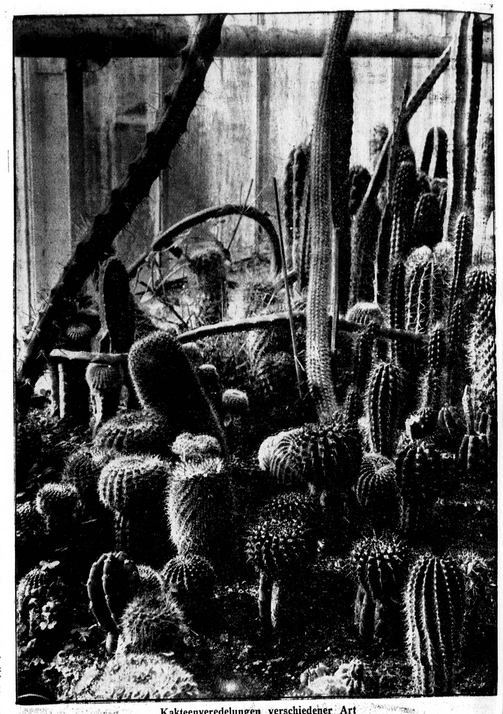
Besuch in einer Großkultur

Sie sind gar nicht so modern, die Kakteen, wie es mancher leidenschaftliche Sammler glauben mag. Gewiß, das Interesse für den Kaktus in seinen vielen Gestalten hat in Europa erst nach dem Weltkrieg so große Dimensionen angenommen, wie wir sie heute kennen. Aber schon vor 400 Jahren ist in europäischen Büchern von den phantastischen Pflanzen die Rede, die aus Mexiko und aus Nord- und Südamerika stammen. Missionare erzählen von ihnen, und mit dem wachsenden Verkehr von der Alten nach der Neuen Welt und zurück finden sich die ersten Kakteensammler.

Alexander von Humboldt erzählt von den „merkwürdigen Bäumen", die Zweige, aber keine Blätter tragen. Während er aber noch nicht viel mit den Kakteen anzufangen weiß, entsteht um 1800 bereits die erste Privatsammlung in England. Bald folgt die deutsche des Fürsten Salm-Reifferscheid-Dyck. Und fett und dick stehen lange, bevor die Städter ihre Kakteenleidenschaft entdecken, Opuntienarten und Igelkakteen in den meisten Bauerngärten. Die Genügsamkeit der Pflanzen, ihre exotischen Formen mögen die Landleute zuerst gereizt haben. Inzwischen ist dann die Sammelwut entstanden — läßt sie einen nicht zuweilen an die Tulpenleidenschaft denken, die Europa zu Anfang des 17. Jahrhunderts erfaßte? Warum haben die exotischen Pflanzen die alte Welt so ganz erobern können? Wahrscheinlich, weil über jeder von ihnen



Links: Opuntia arborea — rechts: Opuntia vestita



Kakteenveredelungen verschiedener Art

der Hauch und das Geheimnis ferner, unbekannter Länder liegt, weil man sich mit ihnen etwas vorzaubern kann von indianischer Flora, von heißer, trockener Steppenwüste, über die man im sausenden Galopp reiten möchte.

Da steht so ein 4 Meter hoher Säulenkaktus. Er ist das Prachtstück der Gärtnerei, die angefüllt ist mit den Zauberpflanzen in allen Größen, Formen und Arten. Dort müht sich der Gärtner mit einem „Stachelschwein", wie man den Echinocactus nennen möchte. Hier hat sein Kollege eine Riesenagave vor sich. Sie wissen gut Bescheid, die beiden Professionals der Kakteenzucht: „Für uns ist es nichts als ein Zierstück. Aber drüben in der Heimat der Kakteen, da machen sich die Mexikaner die wohlschmeckendsten Fruchtschnitten aus dem Igelkaktus. Und der Agaventrank ist geradezu eine Delikatesse. Im Strunk eine kleine Vertiefung — schon sammelt sich dann der Saft. Ein paar Flaschen voll soll jede Pflanze am Tag liefern!" So begeistert ist der junge Gärtner, daß er sogar gesteht, er möchte gern Kakteenjäger werden. Was das ist? Nun, ein moderner Beruf, der darin besteht, in den amerikanischen Ländern auf Forschungswegen bisher unbekannte Kakteenarten zu entdecken und sie dann nach Europa einzuführen. Die Kakteenjäger fügen den bereits entdeckten 1300 Arten immer neue zu. Sie kehren heim mit den winzigsten Zwergen, die nur 1—2 Zentimeter im Durchmesser groß sind und sie berichten zugleich von Riesen, deren Höhe bis zu 15 Meter und deren Durchmesser weit über einen Meter beträgt.

Dort marschiert ein ganzes Regiment Opuntien in der Gärtnerei auf. Diese mit ihrer scheibenförmigen Gestalt sind besonders beliebt, weil sie saftiger, grüner wirken als manche andere Art. „Die verkaufen wir viel. Aber jedem, dem ich rate, sich doch einmal Gemüse aus den jungen Blättern zu bereiten, der guckt mich an, als machte ich einen Scherz. Dabei ißt man es jenseits des Ozeans als Delikatesse. Und noch etwas . . .", aber weiter läßt ihn sein Kollege nicht sprechen. Er selbst muß von der Opuntie als der Kaktee berichten, die zur Cochnille-Kultur unentbehrlich ist. „Da gedeiht die Kakteenschildlaus drauf. Und sie ist doch nicht zu entbehren für die rote Farbe zum Schminken der Damen". Seinem breiten Lachen sieht man ordentlich an, wie sehr er sich über seine Kakteen als kosmetische Helfer freut.

Wir gehen weiter an ein ganzes Feld mit winzigen Pflanzen. Es ist eine Reihe von Säuglingsbeeten mit Echinopsis, wie es Lateinisch heißt und wie es sich ins Deutsche soviel einfacher in „Trompetenkaktus" übersetzen läßt. Ein Baby neben dem anderen wachsen sie ihrer Blüte entgegen. Sie sind nämlich besonders leichte Blüher, auf die man nicht allzulange warten braucht. Weiß, rosa oder gelb präsentieren sie sich, zugleich herrlich duftend.

Wirft man noch einen Blick in das Gewirr zahlloser Veredelungsarten, sieht man dort, wie sich nebeneinander Säulen- und Kugelkakteen, Agaven und Stapelien empordrängen, wie sie wuchern blühen, treiben, hier in Kandelaberform, dort fast wie die Orgelpfeifen sich verzweigend, daneben wie mit unzähligen Warzen behaart — kann man die Leidenschaft Europas für die geheimnisvollen Pflanzen verstehen, die hier schon seit nahezu zwei Jahrhunderten gehegt und gepflegt werden. Und man gedenkt zugleich des alten mexikanischen Aztekenreiches, in dem eine von ihnen, das Anhalonium Williamsbi, die heilige Wunderpflanze war, die zu jedem seiner mystischen Feste gehörte.

Dr. H.

Kakteenfreunde

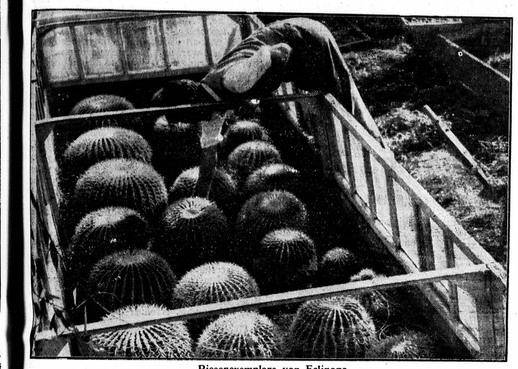
Wie sie sich wandelten in der Zeit

Bei der Junfer Lenchen, die so gern aus ihren braunen Schalksaugen lacht, zeigt sich am frühen Morgen zuerst das ammutige Grübchen in den Backen, wenn sie die weißen Gardinen ihres Fensters zur Seite schiebt, die resedadurchduftete Morgenluft in ihr Zimmer läßt und dann im Rahmen eines hohen Dachstubenfensters das immer köstliche Bild sieht: der Schreiber Antonius, ein Hagestolz und seltsamer Tropf, gießt mit einer kleinen grünen Kanne unendlich behutsam seine stachelköpfigen Kakteen, beugt sich oft weit herüber, um einen struppigen Rundling von allen Seiten zu beäugen, daß ihm fast die Brille mit dem Silberrahmen von der langen Nase fällt, und die langen Spitzen seines Kragen ihm hinter die Ohren rutschen und sie ironisch verlängern. Junfer Lenchen findet es aber recht angebracht, daß ihm bei diesem dummen Gucken die Eselsohren wachsen. Was an diesen Stangen und Schlangen und Kugeln schon zu sehen ist! Wenn seine blauen Augen mal einen Blick zu ihr, die ihre Blumenfülle vor dem Fenster begießt, wagen, dann kullern sie gleich wieder wie erschrocken über die Häuserdächer und bleiben auf den Stachelköpfen hängen.

Da richtet der Herr Kantor sich auf, trikt aus der Traufe und lächelt ein versonnenes Lächeln. Seine Hand aber macht eine Bewegung, als wollte er den Weißkopf streicheln. Dann steht der Herr Kantor lange steif und still und blickt auf seine Lieblinge. Er mag über vieles nachdenken, Werden und Vergehen, Gott und die weite Welt — denn der Herr Kantor ist ein Philosoph. —

Hinter seinem Rücken aber pickt ein frecher Spatz, mit der Eile eines, der um sein Unrecht weiß, die Reste des Frühstücks vom Tisch und läßt in seiner Bosheit noch ein kleines Andenken auf der blauweißgewürfelten Decke zurück, als ihn das Wehen der weißen Spitzen am Fenster vom schönen Mahle schreckt. . .

*



Riesenexemplare von Echinops

So sah Meister Spitzweg, wenn er mit seinen Schalksaugen durch die alten Straßen spazierte, die Kakteensammler: schrullige alte Hagestolze und betuliche Pensionäre, die meist mit ihren Freunden eine stachliche Mauer um sich errichteten oder eine stille Beschäftigung des Alters hatten, bei der man schön sinnen konnte.

Aber schon einmal ist die Kakteenzucht „die große Mode" gewesen, in der Biedermeierzeit. Da sitzt man in den kleinen, traulichen Stübchen, die mit vielen Deckchen und Spitzen geschmückt sind, mit zierlichen Bildchen und köstlich geschnitzten und geschwungenen Sofas und Vitrinen, sitzt mit seinen vielen Bändern und bunten Hauben, mit Kräuselröcken und langen Fracks in der gemütlichen Enge und läßt sich von Alexander von Humboldts Schilderungen in exotische Länder führen: in sonnendurchglühte Hochsteppen, wo stachliche Stangen keinen Schatten zu geben vermögen und ihr saftiges Fleisch ungenießbar ist, wo stachliche Wälder undurchdringlich werden, wo an den Rändern steiniger Schluchten Kakteengiganten stehen. Man träumt sich durch diese flimmernde und umdrohte Welt, läßt seinen Blick über die seltsamen exotischen Gäste am Fensterbrett streifen, die einem dies alles so nahe bringen, hebt aber seine geblümte Tasse und läßt seine Augen dann wieder wohl- und selbstgefällig auf dem Blütenduft vor dem Fenster ruhen, Geranien, Levkojen, Flox und Reseda. Die Kakteen geistern so etwas durch diese Zeit, wie ja auch im „Nachsommer" Adalbert Stifters, dieses wohl größten Erzählers des Biedermeiers, einem Säulenkaktus eine nicht unbedeutsame Rolle zufällt.

*

Dann haben sich lange Zeit wieder einsame Existenzen und betuliche Alte dieser seltsamen Gewächse angenommen, haben geduldig ihrem Eigensinn zugesehen, der acht und zehn Jahre nach einer Blüte warten läßt und dann plötzlich, wenn man es gar nicht vermutet, aus seinem stachligen, grünledernen Leib ein Blumenwunder treibt, von nie gesehener Schönheit der Form und den zartesten Farben aus Gottes Malkasten, haben in stillen Nächten voller Andacht gewartet, wenn die „Königin der Nacht" ihr wundersames Auge öffnete und einen Blick freigab wie in die unbeschreibliche Herrlichkeit des Paradieses selbst.

Bis im Expressionismus dieses bizarre Pflanzenwunder wieder seine Auferstehung in der „Mode" erlebt und auf kleine, unberechenbar aufgebaute und geformte Brettchen und winzige Töpfe steigt und kleine Täfelchen am Topfrand eingesteckt werden, auf deren gelbem Grund unendlich schwer lesbare Namen stehen und von denen man nie weiß, ob ein tückisches Geschick oder das Vertrauen des pubenden Hausgeistes auf die Unwissenheit des Besitzers sie nicht durcheinander wirbelt. Joachim Ringelnatz „singt" ein „Kaktuslied":

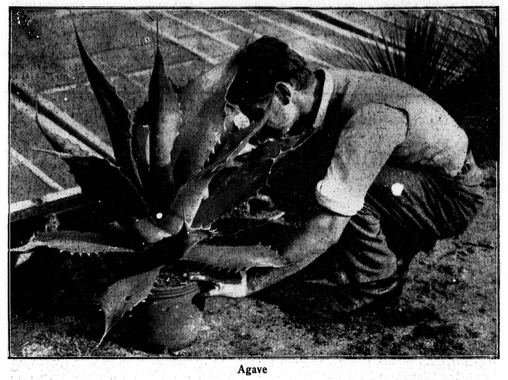
Du alter Stachelkaks,
Du bist kein Bohnerwachs,
Kein Gewächs, das die Lieb sich pflückt,
Sondern du bist nur ein bißchen verrückt.

Über was kümmert sich ein Philosoph um alle die äußerlichen Dinge, und von einem Philosophen scheint ein Stück im Kaktus zu stecken. Er wächst — oder wächst nicht. Die Liebhaber scheint er selbst mit aussuchen zu helfen. Da säumen sich alle Fensterbretter mit Greisenhäuptern, die dreinschauen wie die Hexe im Märchen, da türmen sich seltsame Gebirge und rollen sich Igel mit fingerlangen Stacheln, da strecken um eine ganze Weltkugel kleine Teufelchen schamlos ihre rote Zunge aus, da ragt ein Turm, der an den Grünspan alter Glockentürme erinnert, da wächst die elegische Retna de la noche und öffnet ihr Zauberauge in einer samtnen Nacht. Dort aber gehen sie mit einem bezwingenden Gleichmut ein, lassen sich durch nichts bewegen, sie tun wirklich nichts anderes durch lange Zeit als — eingehen!

*

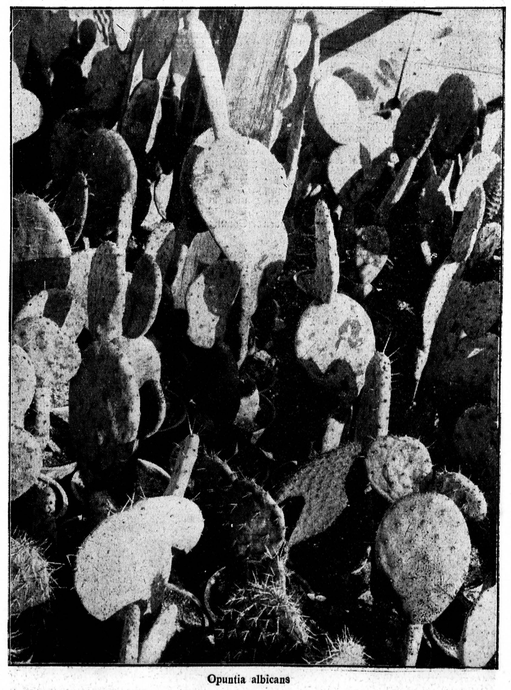
Auf dem Balkon oder Fensterbrett steht der Kakteenfreund und freut sich seiner himmelweiten Welt. Er freut sich seines Privat-Joos und privaten Botanischen Gartens. Auch dort gehen ja die Menschen um und träumen und staunen ein wenig in Gottes bunte weite Welt.

Hubert Butterwegge



Agave

Fotos (5) Bavaria-Verlag, Gauting vor München
Klischees: Eigene Anfertigung



Opuntia albicans

Die deutsche Heimat

Reise / Erholung / Wandern

Streifzüge an der Altmühl

Wo es noch etwas zu entdecken gibt

„Der Landstrich, dessen Beschreibung ich in diesem Buche niederlege, liegt mitten in Bayern, nicht weit entfernt von dessen bedeutendsten Städten München, Augsburg, Nürnberg und Regensburg. Dennoch ist er bisher fast so unbekannt geblieben, als wenn er am Taurus oder hinter dem Mondgebirge läge." Mit diesen Worten beginnt ein älteres Buch über das Altmühltal. Sie haben weithin noch heute Geltung, wenn auch die Eisenbahn jetzt auf eine Strecke das Tal durchläuft, und eine Autostraße — die aber wenig benutzt wird — das Flüßchen bis zur Mündung begleitet. Am besten reist es sich dort immer noch zu Fuß. Je gemächlicher, desto besser, mag von dem Wasser des Flüßchens gelten, das durch seine Langsamkeit bekannt ist, und in dessen Tierwelt der Krebs, das Sinnbild des Nichtwirtschaftens, an erster Stelle steht. Nichts hat einst den Namen der Altmühl so herumgebracht wie ihre Krebse. die früher als Lockerbissen verlangt wurden. Aber es ging damit wohl wie mit der „Lieskommisch", die auch nicht immer aus dem Weinberg stammt, der diesen Namen trägt.

Das eigentliche Altmühltal, der romantische Durchbruch durch den Frankenjura, beginnt bei dem Bahnknotenpunkt Treuchtlingen. Hier wartet die Altmühllandschaft gleich mit dem bedeutsamsten Mann auf, den sie hervorgebracht hat. Es berührt sonderbar, daß in dem friedsamen ländlichen Tal der gefürchtetste Reiterführer des Dreißigjährigen Krieges, Graf Gottfried von Pappenheim, auch Schramm-Hans genannt, beheimatet ist. Seine „Pappenheimer" kennt jeder, der eine deutsche Schule besucht hat. Unweit Treuchtlingen erhebt sich auf einer von der Altmühl umflossenen Bergnase über dem Städtchen Pappenheim die verfallene Stammburg des berühmten Geschlechts, das die Würde des Reichsmarschallamts innehatte.

Die Krebse sind nicht die einzige „Spezialität" der Altmühl. An dem kurzen Flußstück, das die Schnellzugzüge Würzburg — München berührt, liegt ein Dorf, dessen Name weit über Deutschlands Grenzen gebrungen ist: Solnhofen, dessen Lithographiesteine nicht thressleichen auf der Erde haben. Selten hat ein Mann so die Erinnerung und den Dank eines ganzen Dorfes verdient wie Alois Senefelder, der Erfinder des Steindrucks, dem man hier ein Denkmal errichtete. Die in den Berg getriebenen Brüche sind fast die einzigen Industriebetriebe, die sich am Lauf der Altmühl finden. Sonst ist das Tal von einer stillen Feierlichkeit und Abgeschiedenheit, eine rechte Idylle im Zeitalter der Maschine und des Verkehrs.

In diesen Rahmen fügt sich auch Eichstätt ein, einst Residenz des gleichnamigen Fürstbistums und heute noch Hauptort der Landschaft. Die vergangene Macht des Bischofs bezeugt die gewaltige Anlage der Willibaldsburg, deren stumpfe Türme vielen Reisenden wenigstens vom Zug her bekannt sind. Sie sollten hier einmal aus dem Zug steigen und sich dem Bimmelbähnchen anvertrauen, das hinüber nach Eichstätt und das Tal weiter hinunterführt. Eichstätt bewahrt noch das Ansehen und den Zauber einer alten geistlichen Stadt, in dem Dom mit den Gebeinen des hl. Willibald, in den vielen Kirchen und Klöstern, in dem einheitlich barocken Residenzplatz mit der hohen Mariensäule und den vornehmen Domherrnhöfen. Um Eichstätt und die Altmühl wogt fast italienische Luft. Die steinernen Bauten zeigen ruhige klare Formen, der helle Putz leuchtet blendend in der Sonne, die Dächer sind hell gedeckt und flach, die Landschaft hat im Sommer etwas Verbranntes durch den Kalkstand, ganz wie in den Apenninen. Mehrfach haben Reiseschilderungen diesen eigentümlichen Zug an der Altmühl hervorgehoben.

Von Eichstätt zieht sich das Tal in vielen Windungen der Donau zu. Auf dem Grund breiten sich fette Wiesen. An den Talhängen aber steigen die Kalk- und Dolomitfelsen des Jura, oft zackig kühn, fast senkrecht empor. Dies Zusammenspiel lieblicher und wilder Natur gibt der Altmühl ihren besonderen landschaftlichen Reiz. Viele Burgen und Ruinen krönen den oberen Talrand oder einzelne Gipfel. An einem der landschaftlich reizvollsten Punkte liegt die wiederhergestellte Burg Kipfenberg hoch über dem gleichnamigen Flecken. An diesem Ort schneidet auch der Limes das Altmühltal; die Dörfer Böhming und Pfünz (ad pontem) sind ehemalige römische Niederlassungen. Die Befestigungen auf dem durch das Birkel von Burg Kipfenberg getrennten Michelsberg reichen weit vor die römische Epoche in die graue Vorzeit.

Anziehend sind auch die kleinen Städte und Marktflecken. Beilngries dehnt sich geräumig in einer Talweitung. Riedenburg oder liegt in engen Gassen auf und ab. Drei Burgen erheben sich über dem Ort: Rosenburg, Tachenstein und Rabenstein. Einzigartig ist die Lage des winzigen Fleckens Neuessing. Zwischen einer steilen zerrissenen Felswand und dem Fluß zieht sich auf schmalen Streifen eine doppelte Häuserreihe hin. Bauliches Gepräge und Landschaft erinnern wieder an südlichere Breiten. Nicht weit davon ist Schloß Prunn verweigen an die äußerste Berakante über den Abgrund gestellt. Hier wurde 1575 eine der Handschriften des Nibelungenliedes gefunden. Den Abschluß an der Mündung bildet die einstige bayerische Herzogsstadt Kehlheim, über der sich das Mahnmal der Befreiungshalle erhebt.

Auch dem Naturfreund hat das Altmühltal viel zu bieten. Der Jura ist außerordentlich reich an vorzeitlichen Tierfunden und Versteinerungen. Die Pflanzenwelt des Kalkbodens hat schon einen subalpinen Einschlag und zählt manche Seltenheit unter ihren Arten. Die leidenschaftlichen Kämpfe der geschichtlichen Zeiten sind längst vergangen. Geblieben ist ein stilles idyllisches Tal, das nach alter Weiterweis vom Landshut lebt, an dessen Hängen Kühe und Schafe weiden, und aus dessen Seitentälern knarrend die langen Holzfuhren kommen. In breiten, festen Steinhäusern, mit graugelben Kalkschieferplatten, die „Dinkelasen" genannt werden, wohnen die schlichten Menschen. Sie haben sich in einer schönen Natur auf einer reichen geschichtlichen Grundlage eine Daseinswelt erhalten, die in ihrer Abgeschiedenheit etwas Ausgeglichenes und Beruhigendes hat. nach dem man sich zurücksehnt, wenn man es einmal erfahren hat.

Im Sonneberger Land

Lockendes Steinachtal

Die Steinach, die diesem Tal das sich so lieblich zwischen den mit Tannen, Fichten und Laubbäumen bestandenen Bergen des südlichen Thüringer Waldes, des Sonneberger Landes, einbettet, den Namen gibt, ist kein Fluß, sondern ein breiter Bach, der nicht weit vom Rennsteig entspringt und sich mit mancher Krümmung den Weg zwischen den Bergen hindurch und hinaus in die fränkische Ebene bahnt, in die ja die südlichen Ausläufer des Thüringer Waldes langsam und bedächtig, zurückhaltend fast möchte man sagen, südlich des Rennsteiges übergehen. Einem Ort hat dieser breite Bach seinen Namen gegeben — oder sollte es umgekehrt sein? Ich glaube nicht! — nämlich dem Ort Steinach (Th. Wald). Bevor die Steinach aber ihr Patenkind erreicht, windet sie sich zwischen Lauscha und Steinach durch ein von den zusammengerückten Bergen verengtes Tal und bietet gerade in diesem Oberlauf idyllische und reizvolle Partien, die jedes empfängliche Herz begeistern werden. Vergleiche soll man nicht ziehen, denn, wie sich zwei Menschen niemals vergleichen lassen, sondern jeder aus sich und seiner Gegebenheit zu verstehen ist, so soll man auch die Landschaft aus sich und ihrer Gegebenheit heraus verstehen, und da kommt man zu dem Schluß, daß dieser Oberlauf der Steinach zwischen den Sommerfrischen Lauscha und Steinach (Th. W.) in der Eigenart der Bilder, die er uns bietet, auf das Höchste entzückt und uns Erlebnis über Erlebnis vermittelt. Jede Wegkrümmung erschließt uns ein neues Bild, sei es nun kurz vor dem Ort Steinach unterhalb der Göritzmühle oder an der Göritzmühle selbst.

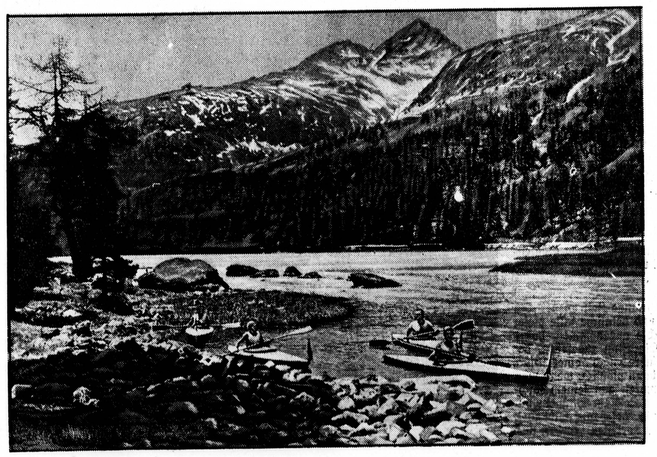
Weniger romantisch, aber in seiner Eigenart nicht minder schön ist dieses Steinachtal zwischen Steinach (Th. W.) und der kleinen Sommerfrische Hüttengrund-Blechhammer. Man sollte, bevor man dieses Tal der Steinach zwischen Steinach und Hüttengrund-Blechhammer auf sich wirken läßt, zuerst einmal von der Höhe des Schusterkopfs, kaum dreißig Minuten von Steinach aus, in dieses Tal hineinschauen, sollte auch einmal Hinüberschauen auf die Höhen, auf denen die schöne Bergsommerfrische Judenbach als lockendes Ziel einer schönen Bergwanderung liegt.

Sowohl von Steinach als auch von Hüttengrund-Blechhammer aus führen gut markierte Wege hinauf auf die Höhen des Sonneberger Landes, durch duftenden, würzigen Fichtenwald und lichte, hochragende Buchen. Waldwiesen und Lichtungen laden ein zum Verweilen und weite Ausblicke über die hochgewölbten Bergkuppen bis hinüber zum Fichtelgebirge belohnen den reizvollen Aufstieg.

Ausblicke voll des Naturerlebens, des Erlebens der weitenweiten Wälder, lichter Wiesen und sonniger Hänge bringt auch ein Spaziergang von Hüttengrund-Blechhammer hinauf zum Berghof Neukana bei Sonneberg, d. h. Neukana ist inzwischen ein Teil dieser Weltspielmarenstadt geworden, was aber nichts daran geändert hat, daß es auch heute noch das Ziel eines schönen und echten Südthüringer Bergdorfes bietet. Von Neukana aus sieht man, wie sich die Weltspielwarenstadt Sonneberg, wie aus einem Füllhorn in die Ebene ergießt. Fern am verdämmernden Horizont stehen die Berge des Frankenwaldes des Fichtelgebirges, steht wie eine bizarre Silhouette abends vor der untergehenden Sonne die Rhön.

Sommerurlaub in einem der Orte des lockenden Steinachtales bietet Abwechslung und Erholen, bietet Wanderungen und Spaziergänge in herrlichen Wäldern hinauf auf die Höhen, gibt neue Kraft für die Arbeit des Alltages.

W. Silla



Kajaks im Oberengadin

(Atlantic, M.)

Kurzer Reisemerker

Heiter betriebene Waldessäuberung

Die große Gastlichkeits-Aktion, die in Baden vom Caupropagandaamt der Partei und dem Landesverkehrsverband im Monat Mai durchgeführt wurde, benützten auch die Kurorte, Sommerfrischen und Ferienplätze, um alt und jung der Bewohnerschaft erneut auf die Gebote gastlicher Betreuung der „Fremden" hinzuweisen. Dabei wurde auch vielerorts recht nachdrücklich an die unerläßlich nötige Säuberung und Sauberhaltung von Wald und Flur hinsichtlich der Schuttablagerung, des Liegenlassens von Papier, des Wegwerfens von Zigarettenschachteln usw. erinnert. Besonders drastisch ging man in St. Georgen auf dem Schwarzwald zu Werke. Dort kam es zu einer planmäßigen Säuberung des Waldes von allen den üblen Ueberresten im Freien eingenommener Imbisse, von leeren Konservenbüchsen und von vielem anderem. Mit Feuereifer und unter heiterem Umtrieb sammelten Hitlerjugend, Jungvolk, BDM alles, was an derlei Dingen im nahen Wald zu entdecken war, und häuften es zur abschreckenden Belehrung auf. Dann lud man all das fürchterliche Zeug auf Wagen, und im Zuge, unter Mitführung von Schildern und Schriftbändern mit unmißverständlicher Anprangerung der Waldschänder, ging es durchs Städchen. Dabei wurde viel gelacht. Und wenn vielleicht auch noch nicht jeder nun die Beschützung von Wald und Flur vor kleinem und großem Schutt für eine unabweisbare Pflicht hält, so wird doch mancher, wenn er eben die leere Zigarettenschachtel wegwerfen will, sich der Unterweisung während der Gastlichkeitswoche erinnern und die leere Schachtel mit nach Hause nehmen, um sie dort zu verbrennen. So nämlich muß es in einem gepflegten Reise-, Wander- und Ferienland selbstverständlicher Brauch sein!

Orchideen-Jahr

Die Kalkvorberge des Schwarzwaldes, der Kaiserstuhl, das Markgräflerland, die Hänge nach dem Hochrhein hinab, die Baar, der Hegau, die Bodenseelandschaft, aber auch Landschaften im Bereich von Odenwald, Bergstraße, Neckar, Kraichau usw. erfreuen den wandernden Pflanzenfreund durch eine reiche Orchideen-Flora. Sie genießt gottseidank den Schutz der Verständigen und auch des Gesetzes, dessen sie bedarf, wenn sie erhalten bleiben soll. Haben doch sowohl von Steinach als auch von Hüttengrund-Blechhammer aus führen gut markierte Wege hinauf auf die Höhen des Sonneberger Landes, durch duftenden, würzigen Fichtenwald und lichte, hochragende Buchen. Waldwiesen und Lichtungen laden ein zum Verweilen und weite Ausblicke über die hochgewölbten Bergkuppen bis hinüber zum Fichtelgebirge belohnen den reizvollen Aufstieg.

Ausblicke voll des Naturerlebens, des Erlebens der weitenweiten Wälder, lichter Wiesen und sonniger Hänge bringt auch ein Spaziergang von Hüttengrund-Blechhammer hinauf zum Berghof Neukana bei Sonneberg, d. h. Neukana ist inzwischen ein Teil dieser Weltspielwarenstadt geworden, was aber nichts daran geändert hat, daß es auch heute noch das Ziel eines schönen und echten Südthüringer Bergdorfes bietet. Von Neukana aus sieht man, wie sich die Weltspielwarenstadt Sonneberg, wie aus einem Füllhorn in die Ebene ergießt. Fern am verdämmernden Horizont stehen die Berge des Frankenwaldes des Fichtelgebirges, steht wie eine bizarre Silhouette abends vor der untergehenden Sonne die Rhön.

Sommerurlaub in einem der Orte des lockenden Steinachtales bietet Abwechslung und Erholen, bietet Wanderungen und Spaziergänge in herrlichen Wäldern hinauf auf die Höhen, gibt neue Kraft für die Arbeit des Alltages.

W. Silla

Segelsport am Bodensee

Wenn der Sommer die lachenden Ufer des Bodensees erblühen läßt, dann wird es auf dem blauen Wassern wieder lebendig. Vor den Bootshäusern am Ufer werden die Rennruderboote eingesetzt. Die Paddler wandern den sonnigen Gestaden entlang. Und die Segler ziehen einzeln und in Gruppen hinaus in die blaue Wasserfläche. Gerade im alten Konstanz, der schönen Bodenseestadt, ist der Segelsport besonders beliebt. Tag für Tag stehen die weißen Segel draußen in der Konstanzer Bucht, und vom Anfang Ende April bis zum Absegeln Anfang Oktober ziehen die schnittigen Jachten und Jollen fast allwöchentlich in ganzen Geschwadern auf Fahrt. Heute ist eine Picknickfahrt, morgen eine Fuchsjagd, die die weißbeschwingten Boote tillen hinüberführt in den bergumkränzten Ueberlingersee oder hinaus in den weiten Obersee. Dazwischen liegen die Regattatage, an denen die Konstanzer Bucht von Segeln wimmelt. Abgesehen von den zahlreichen Vereinsregatten der Clubs der einzelnen Bodenseestädte ist es vor allem die Regattaserie der traditionellen Bodenseesegelwoche, die die Seefer der drei Bodenseeuferstaaten in Atem hält. Das sind Höhepunkte des Segelsports am See, und es müßte ein schlechter Seehase sei., der nicht dabei wäre mit Herz und Seele, wenn es um des Segels Siegespalme geht. So herrscht am Bodensee den ganzen Sommer über Hochbetrieb, bis die Herbstsonne die Reben am Seeufer reift und die Boote zum letzten Mal den gesegneten Küsten entgegenziehen, wo verheißungsvoll der „Neue" winkt.

Segel ahoi!

Die wechselvolle Geschichte der Segelschiffahrt

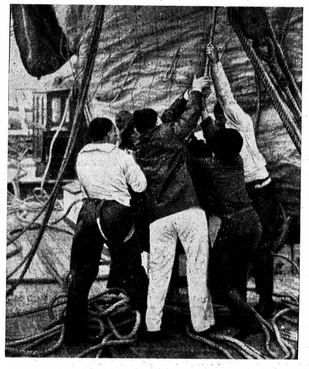
Zur Ozeanregatta Amerika-Deutschland

See- und Seefahrt sind den nordischen Völkern vertraut seit jeher. Bereits zu Urzeiten, als die Germanen an den Küsten der Nord- und Ostsee und gegenüber in Skandinavien saßen, war die See die einzige Verbindung zwischen Nord und Süd. Schon früh, begünstigt durch die Windverhältnisse in unseren Gewässern, hatte sich als Fortbewegungsmittel zum Ruder das Segel gesellt. Viele der ältesten Schiffsfunde, die der Spaten uns in vergangenen Jahrzehnten lieferte, zeigen neben einer überraschend vollkommenen Technik des Schiffsbaues auch eine Segeleinrichtung. Sehr lange hielt es die germanischen Seefahrer nicht in den engen Gewässern um die dänischen Inseln oder zwischen Schweden und Finnland; es drängten hinaus auf die offene See und kamen bald erobernd an den Küsten Nordeuropas auf. Die Schiffe, die sie hierbei benutzten, waren bereits in erster Linie zum Segeln eingerichtet. Der Beginn des Mittelalters brachte dann die Normannenzüge, die germanische Seefahrer im Mittelmeer, im Schwarzen Meer und gar in Amerika sahen und zur Aufrichtung mächtiger Seeftaaten in allen Teilen Europas führten.

Segler als Kulturträger

Eine Blüte deutscher Segelschiffahrt bedeutete dann die Zeit der Hanse. Als die Flotten der streitbaren Städte Ost- und Nordsee überschien, als Lübeck die Kronen der nordischen Reiche vergab und Danzig gar den englischen König zum Frieden zwang, da lag fast der ganze nordische Handel in deutschen Händen, in der deutschen Segelschiffahrt. Die Hanse stützte sich durch ihre Uneinigkeit, weil ihr der Rückhalt eines starken Reiches fehlte. Die Führung der großen Seefahrt ging in andere Hände über, die angelsächsische Eroberung der See begann.

Neben die langen, schlanken Wikingerschiffe trat bei Besegelung noch zum Rudern eingerichtet, so waren die schweren, frachttragenden Hansekoggen reine Segler. Aus diesen Zeiten mit ihren breiten Rahsegeln, ihrer hohen Bordwand und ihrer starken Bauart entwickelten sich nun alle die Segelschiffstypen, die in den nächsten Jahrhunderten die Träger der Entdeckung und der Eroberung der Welt durch die weiße Rasse waren. Eine ungeheure Kulturaufgabe hat damit das Segelschiff geleistet und ist zu einem Faktor der Machtpolitik geworden wie kaum eine technische Errungenschaft vor und nach ihm. Von den Küstenfahrzeugen und Walfängern an, bis zu den großen Ostindienfahrern, den Linienschiffen und Fregatten, immer war es das Segel, das auf hoher See als Fortbewegungsmittel diente. Die Besegelungsart war die von den Hansekoggen übernommene sogenannte Rahtakelung — mit quer zur Längsschiffrichtung stehenden Segeln — die aber im Laufe der Jahrhunderte erheblich verbessert wurde. Auch die Schiffsform hatte sich gewandelt. Aber immer noch herrschte das breitbauchige schwere Schiff vor, bis in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts aus Amerika kommend die ersten schlanken Schnittenen „Klipper" auf den Weltmeeren auftauchten und sich überall den älteren Schiffen und sogar den ersten damals auftauchenden Dampfern weit überlegen zeigten. Sie waren es, die die Segelschiffahrt in ständigem Wettkampf mit den immer stärker in Erscheinung tretenden Dampfern zu ihrer letzten und größten Blütezeit vorhalfen. Noch einmal entfaltete sich auf ihnen die volle Romantik der Seefahrt, und kaum jemals wird das Weltmeer wieder schönere Bilder sehen als diese schlanken Schiffe, die in eine Wolke weiß-er Segel gehüllt, bei günstigen Winden Geschwindigkeiten erreichten, deren sich auch heute noch ein moderner Dampfer nicht zu schämen braucht. Eine hohe Schule der Seemannschaft zugleich waren diese Segler, die mit ihrer Unzahl von Haupt- und Beisegeln eine starke und handfeste Besatzung gebrauchten, um die Leistungen zu erzielen, die von ihnen gefordert werden mußten.

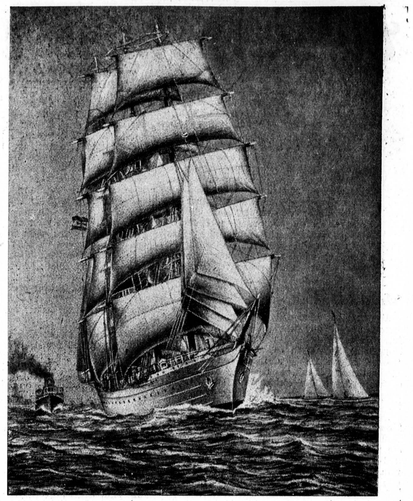


In der Kriegsmarine ist das Segelschiff als Ausbildungsschiff unentbehrlich. „Gorch Fock", das Schulschiff der deutschen Kriegsmarine

Die letzten auf dem großen Wasser

Aber gerade die starken Besatzungen waren es, die in Verbindung mit den steigenden Löhnen und der immer größer werdenden Zuverlässigkeit und Wirtschaftlichkeit der Dampfer allmählich zum Aussterben der Klipper führte. Noch gab sich aber die Segelschiffahrt nicht geschlagen. Größere Schiffe mit größerer Leistungsfähigkeit und einfacher, umfangreicher Takelage entstanden, die auf gewissen Frachtgebieten noch jahrzehntelang erfolgreich die Konkurrenz mit den Dampfern aufnehmen konnten. War es in der Zeit von 1840 bis in die siebziger Jahre hinein der Verkehr über den Atlantik, die Fahrt von der amerikanischen Ostküste um Kap Horn nach China und Australien, und später die „Teefahrt" von China nach England oder die „Wollfahrt" von Australien her, in der die amerikanischen und englischen Klipper: „Sovereign of the Seas", „Flying Cloud", „Cutty Sark" und wie sie alle hießen, ihren Ruhm begründeten, so ist später die „Salpeterfahrt" von Chile das Hauptgebiet der Segelschiffahrt. Mit Stolz kann es uns erfüllen, daß es vor allem deutsche Schiffe waren, die sich hierrühmlichst hervortaten und seglerisch-seemännische Leistungen vollbrachten, die denen der älteren Klipper ebenbürtig und vielfach sogar weit überlegen waren. Schiffe, wie die auf der Werft von Tecklenborg in Gestemünde für die Reederei Laeisz in Hamburg gebauten Fünfmaster „Potosie" und „Preußen", Männer wie die Kapitäne Ulrichs und Peters — um ein paar Namen von diesen zu nennen — haben deutscher Seemannschaft Weltruf erworben.

Der große Krieg bedeutete das Ende der Segelschiffahrt. Viele der älteren großen Segler fielen unseren U-Booten zum Opfer. Die neugebauten Schiffe waren Kriegserzeugnisse und verschwanden nach Kriegsschluß wieder von den Meeren, während nach dem Kriege neue Segler kaum noch gebaut wurden. Heute sind nur noch ein paar Dutzend dieser stolzen, schönen Fahrzeuge vorhanden, die größtenteils dem finnischen Reeder Erikson gehören. Ihr Betätigungsfeld ist die Weizenfahrt von Australien nach Europa. und gerade so wie vor 70 Jahren die Teeklipper von China nach England ihre Regatten austrugen, so liefern sich auch jetzt diese letzten Vertreter der Großsegelei in jedem Jahre ihre Rennen, nur werden es fast in jedem Jahr weniger, denn immer wieder fällt eines der schönen Schiffe der See zum Opfer, und neue werden nicht gebaut. In der deutschen Handelsflotte sind nur noch wenige große Segler vorhanden, vor allem „Padua" und „Passat" von Laeisz und die Schiffe der Bremer Reederei Vinnen.



Eins der letzten noch im Handelsverkehr befindlichen Segelschiffe. Das finnische Vollschiff „Pamir" mit 50 000 Sack Weizen an Bord. Aufgenommen während des Rennens der Weizensegler von Australien nach Europa.

←

Aus Landratten werden Seebären. Ein „Kraft durch Freude"-Segelkursus an Bord des „Hanseaten"

Unentbehrlich für den Nachwuchs

Die Bedeutung der heute noch vorhandenen Segelschiffe liegt vor allem in der Erziehung des Nachwuchses, denn keine bessere Schule gibt es für den angehenden Seemann als das Segelschiff. So finden wir bei der Handelsmarine und der Kriegsflotte der meisten Staaten Segelschulschiffe. In Deutschland sind es das Schulschiff „Deutschland" des Deutschen Schulschiffvereins und die Segelschulschiffe der Reichsmarine: „Gorch Fock" und der demnächst in Dienst tretende „Horst Wessel".

Während die Großsegelschiffahrt langsam abstirbt, und auch in der Küstenfahrt der Motor das Segel immer mehr verdrängt, hat sich ein neues Gebiet gefunden, auf dem die Segelei mehr und mehr an Boden gewinnt: der Sport. Früher eine Angelegenheit einzelner begüterter Kreise, ist das Segeln jetzt zu einem wahren Volkssport geworden. Ueberall, wo es die Wasserverhältnisse nur einigermaßen ermöglichen, tummeln sich heute Segelboote aller Art; Schuleinrichtungen, wie der Deutsche Hochseesportverband „Hansa" und die Segelsportkurse der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" geben heute jedem Volksgenossen Gelegenheit, sich segelsportlich zu betätigen. Die Liebe des Deutschen zum Segeln und zur Seefahrt hat es mit sich gebracht, daß heute nur wenige Länder einen so ausgebauten Segelsport haben wie Deutschland.

Die große Regatta

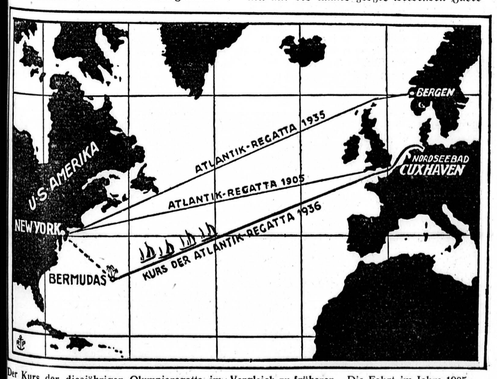
Nur auf einem Gebiet waren dem deutschen Segelsport bisher größere Erfolge versagt geblieben, dem Hochseesegeln. Zwar sind in jedem Jahr zahlreiche deutsche Jachten auf

Kapitän Schlimbach, der bekannteste deutsche Segeljachtkapitän. Er ist es gewesen, der mit seinen amerikanischen Freunden den Plan faßte, 1936 zu den Olympischen Spielen eine Ozeanregatta nach Deutschland durchzuführen

Langfahrt in Nord- und Ostsee zu finden, und die großen Schuner der Hanseatischen Yachtschule haben schon Tausenden von jungen Deutschen dort eine hochseesportliche Ausbildung vermittelt, aber auf den Weltmeeren traf man die deutsche Flagge auf Jachten nur ganz selten. Seit dem Kriege war es im vergangenen Jahr das erstemal, daß eine deutsche Jacht, der „Störtebeker", unter Führung des Kapitäns Schlimbach, sich an einer Ozeanregatta beteiligte. Ihm ist es zu verdanken, daß in diesem Olympiajahr eine große Regatta ausgeschrieben ist, die im Anschluß an das Rennen von Amerika nach den Bermudas und von dort nach Cuxhaven starten soll. Sieben deutsche Jachten nehmen an dem Bermudarennen und anschließend an der Ozeanregatta teil, ein Zeichen dafür, daß das neue Deutschland gewillt ist, auch auf diesem Gebiet nicht zurückzustehen und sich alter seemännischer Traditionen würdig zu erweisen.

Lex.

(Selle-Eysler 5, Schneppat 1, K.)



Der Kurs der diesjährigen Olympiaregatta im Vergleich zu früheren. Die Fahrt im Jahre 1905 endete an der Südküste von England, die im Vorjahre führte nach Bergen. Die diesjährige Atlantikregatta wird erst nach den Bermudas und von da nach Cuxhaven gefahren

Strahlenforschung auf neuen Wegen:

Ein Gift - Ursache des Sonnenbrandes!

Höhensonne schafft neue Fliegenrassen — Segen und Gefahr der Strahlen

Die Kenntnis vom Segen des Lichtes, der natürlichen und der künstlichen Bestrahlung ist in den letzten Jahrzehnten Allgemeingut geworden. Jeder Urlauber will möglichst braungebrannt nach Hause kommen. Wie aber diese Bräunung entsteht, das ist eine Frage, die nicht jeder beantworten kann, ebenso wie den meisten die ganze Licht- und Strahlen-Forschung ein Buch mit sieben Siegeln ist. Unser Mitarbeiter hatte Gelegenheit zu einem Gespräch mit dem Leiter des Berliner Strahlenforschungsinstitutes, Prof. W. Friedrich, dem auch der Vorsitz des in Wiesbaden stattfindenden „Internationalen Kongreß für Lichtforschung" übertragen wurde.

Was sind überhaupt – „Strahlen"?

Der Laie hat schon viel von sehr verschiedenen Strahlen gehört und ist leicht etwas von der Vielfalt ihrer Erscheinungen verwirrt. Von den Lang- und Kurzwellen des Rundfunks über die Wärmestrahlen bis zum Licht, dem Röntgen-, Radium- und Höhenstrahlen — alles ist Ausdruck derselben Kraft, der elektromagnetischen Strahlung, bei der nur die Wellenlänge verschieden ist.

„Naturlich ist unsere Aufgabe nicht künstlicher Natur, nicht Fragestellung auf einen bestimmten Fall (wie etwa die Heilung des Krebses durch die Röntgenstrahlung)", erklärt Prof. Friedrich uns seinen Aufgabenkreis, „vielmehr arbeiten wir rein theoretisch und beschäftigen uns sowohl mit den im Licht enthaltenen Strahlen wie auch den Röntgen- und Radiumstrahlungen. Aufgaben arbeiten wir mit elektrischen Wellen bis zu den Dezimeterwellen herab, denen in der Technik erst in letzter Zeit mehr Beachtung geschenkt wird."

Es ist erstaunlich, auf wie komplizierten Vorgängen in der Haut eine so einfache und selbstverständliche Sache wie der Sonnenbrand, diese für so viele Heilmethoden wichtige biologische Erscheinung, beruht.

Hystamin, der geheimnisvolle Stoff

„Es ist ja bekannt, daß die Wirkung des Sonnenbrandes darin besteht, daß die Hauptblutcapillaren erweitert werden. Dadurch erscheint die Haut rot. Irgendein in der Haut vorhandener Stoff muß also nach der Sonnenbestrahlung gebildet werden. In menschlichen Körper aber sind die organischen Substanzen so zahlreich (und zum Teil äußerdem in ihren chemischen Zusammensetzungen noch unbekannt), daß es unmöglich ist, chemische Veränderungen in dem Gemisch mit gewöhnlichen chemischen Methoden zu studieren."

Der Strahlenforscher aber fand einen Ausweg. Es war bekannt, daß in der Haut bestimmte Aminosäuren vorkommen, das sind organische Säuren, aus denen sich Eiweißstoffe aufbauen. Eine dieser Säuren, Histidin, läßt sich durch das ultraviolette Licht in ein schweres Gefäßgift, Hystamin, verwandeln, das auch in der Arzneimittelkunde als geschätztes Mittel damit viel Verwendung findet. Man könnte vermuten, daß beim Sonnenbrand in der Haut dieser Stoff entsteht, was die Erweiterung der Hautgefäßchen erklären würde. Aber wie kann das Hystamin in der Haut nachgewiesen werden?

Darm zeichnet Kurven

Hier hilft eine biologische Methode. Das Hystamin hat nämlich eine weitere Eigenschaft: es wirkt zusammenziehend auf den lebenden Darm.

Ein Stück Dünndarm von einem eben geschlachteten Meerschweinchen wird in eine Nährlösung von 37 Grad gehängt und mit Luft umspült. Der Dünndarm bleibt auf diese Weise noch einen ganzen Tag am Leben und erfüllt — das ist das Wichtigste — eine kontrahierende Funktion. Sein Zusammenziehen bei der Zufügung von Hystamin kann auf einer berußten Trommel in Kurvenform beobachtet werden. Man kann also den Meerschweinchendarm sozusagen auf Hystamin „eichen".

Wir brauchen noch ein Versuchsobjekt, dessen Haut der des Menschen am ähnlichsten ist . . . Also — so wenig schmeichelhaft es klingt — ein Schwein . . . Ein Ferkel wurde mit einer Höhensonne bestrahlt, später das Stück Haut bei lokaler Anästhesie herausgeschnitten. Dieser Eingriff machte dem Ferkel übrigens so wenig aus, daß es sich nicht einmal im Verziehen einer Miene stören ließ.

Das Stück Haut wurde nun durch besondere Methoden extrahiert und der Extrakt, in dem sich das Hystamin — wenn überhaupt durch die Bestrahlung entstanden — befinden mußte, dem Versuchsdarm zugeführt. In der Tat gelang der Nachweis. Zum Zustandekommen der anderen Erscheinungen des Sonnenbrandes, vor allem der Entzündung, kommen dann noch andere chemische und biologische Vorgänge in Frage.

Es darf an dieser Stelle ein anderes Versuchsergebnis des Institutes eingefügt werden. Durch praktische Versuche stellte man fest, daß die Hautbräunung tatsächlich nicht allein durch die ultravioletten Strahlen hervorgerufen wird, da bei Vergleich von gleich starker künstlicher ultravioletter Bestrahlung und der natürlichen Sonne sich zeigte, daß die natürliche Verbrennung stärker war. Also spielen auch andere Strahlen und klimatologische Faktoren eine Rolle, wie das Arbeiten im einer langen Versuchsreihe von ein paar hundert Personen feststellen konnte.

Rachitis und Sonnenmangel

„Das war nur ein kleines Beispiel aus der Lichtforschung", fährt Prof. Friedrich fort. „Auf den Gebieten der Wohnungs-, Sozial- und Arbeitshygiene fallen der Lichtforschung noch große Aufgaben zu. Es ist kein Zufall, daß man z. B. unter älteren Menschen, die wenig bemittelt sind, Männer und Frauen mit besonders krummen Beinen findet — Opfer der Rachitis, deren Ursache die Lichtarmut ihrer Jugend war. Die Sonne bildet in der Haut ein Vitamin, dessen Fehlen schwere körperliche Mängel nach sich zieht. Die reicheren Bevölkerungsschichten konnten den Sonnenmangel durch zweckmäßigere Ernährung (Gemüse, Obst) ihrer Kinder ausgleichen, obwohl auch hier Diätfehler, vor allem reine Kulmilchnahrung, das Entstehen des Rachitis begünstigten. Es ist ein Verdienst des deutschen Chemikers und Nobelpreisträgers Windaus, durch die künstliche Herstellung des Vitamins D uns ein Mittel gegeben zu haben, das die jüngere Generation vor den Folgen der Sonnenarmut bewahrt. Das beste Mittel aber bleibt immer der Aufenthalt in Licht und Luft.

Aber nicht immer sind Strahlen segensreich. Für den Wissenschaftler steht es schon heute fest, daß Bestrahlungen zu einer Häufigkeit von Mutationen führen. Mit Mutationen bezeichnet der Biologe das, was der Volksmund „aus der Art geschlagen" nennt, das Abweichen von der Norm (z. B. Albut, Albinos, Geisteskranke und auf pflanzlichem Gebiet die nichtbittere Lupine). Gerade deshalb wird man heute vorsichtig in der Dosierung der Strahlen sein müssen, weil man die fast unheimlichen Kräfte, die diese im Körper vielleicht im Körper der nächsten Generation auslösen, noch gar nicht genügend kennt. Ein phantasievoller Science-Fiction-Schriftsteller könnte uns vielleicht eine Zukunft zeichnen, in der die Menschen durch die Strahlen völlig ungeschickt sind, himmelweit verschieden von dem Menschentypus des Jahres 1936 . . .

Aber der Wissenschaftler wird zu solchen Utopien den Kopf schütteln. Für ihn gilt die ewige Dreiheit von Voraussetzung, Behauptung, Beweis. Und den Beweis der Mutationen finden wir in dem Laboratorium. Patientin ist die Taufliege, Drosophila, jene kleine Fliegenart, die oft auf Obstschalen zu finden ist.

Eine winzige Fliege – 800 Erbanlagen

Tausende dieser winzigen Fliegen wimmeln und kriechen in ein paar hundert Kolbengläsern. Auf dem Grunde ein brauner Brei: die künstliche Nahrung aus Mais, Syrup und ein wenig Hefe. Sogar für einen „Spielplatz" in jedem Gläschen hat die Wissenschaft gesorgt: ein Stück Papier, das die Fliegen besonders lieben. 11 Tage dauert die Entwicklung dieser Fliegen, in 22 Tagen läßt sich schon eine ganze Erbfolge beobachten. Und so winzig das Tierchen ist — 800 Erbanlagen weist es auf.

Mit der Pinzette werden ein paar Fliegen in einen Wattebausch gelegt, eine Quarzplatte darüber und dann 3. B. das ultraviolette Licht eingeschaltet . . . — Später sehen wir unter dem Mikroskop ein paar durch Aether betäubte Fliegen einer Generation, deren Vorfahren bestrahlt wurden. Und hier zeigt sich das Wunder —: Während die gewöhnlichen Fliegen rote Augen besitzen, starren hier die Facettenaugen in einem sanften Orange oder gar einem ausfälligen Weiß! Eine neue Fliegenart hat sich unter dem Einfluß der ultravioletten Strahlen gebildet, deren weiße Augen selbstverständlich in allen Generationen erhalten bleiben.

In einem anderen Fall legt die Fliege ihre Flügel auf eine neue, in der Welt der Taufliege noch nicht dagewesenen Art zusammen. Und wieder bei einer anderen Generation hat die Mutation einen entsetzlichen Charakter: die Generation muß aussterben, da sie nur noch „Flügenmißgeburten" hervorbringen kann! Manche Mutationen zeigen sich auch nur in einer geringeren Lebensfähigkeit.

Welt der Strahlen — Welt der Wunder! Für den Geschrten oder heute schon Wissen, erworben in der mühsaligen Kleinarbeit des Alltags.

Dietrich A. Ruhse.

Geht die Eisenzeit zu Ende?

Seit 3½ Jahrtausenden wird auf der Erde Eisen gewonnen / Generalangriff der Wissenschaft auf die Metalle

Es kann kein Zweifel sein, daß schon sehr frühzeitig in der Menschheitsgeschichte die Eisengewinnung geübt wurde. Seit rund 3½ Jahrtausenden tritt der Name des Eisens bei allen Kulturvölkern auf, und es ist keineswegs ausgeschlossen, daß die sagenhafte Kupfer- und Bronzezeit zugleich auch eine Eisenzeit gewesen ist. Nachweisen läßt sich das heute allerdings nicht mehr, denn das Eisen aus jenen Frühzeiten der Menschheit ist längst der Zerstörung anheimgefallen und es ist deshalb kaum damit zu rechnen, daß sich eiserne Geräte oder Werkzeuge aus jenen frühen Jahrtausenden noch irgendwo auffinden lassen.

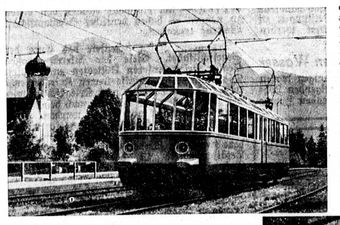
Auch heute noch ist der Rostfraß, den Eisen und Stahl durch die Einwirkungen der Witterung und der Gase unserer Atmosphäre erleiden, sehr beträchtlich. Man schätzt, daß etwa alle 100 Jahre der gesamte Eisenvorrat der Menschheit durch Rost zerstört ist und wieder erneuert werden muß. Aber es ist zugleich ein trefsendes Beispiel für den ungeheuren Fortschritt, den die Technik des Eisens und Stahls zu verzeichnen hat, daß es uns gelungen ist, dem Stahl seinen sprichwörtlichen Zerfall durch Rost zu nehmen, daß wir in der Lage sind, Stähle herzustellen, die nicht rosten.

Mit diesem Beispiel kennzeichnet sich zugleich auch eine andere Frage, die bei der Betrachtung unserer heutigen Metallwirtschaft immer wieder auftritt, die Frage, ob etwa die bis in unsere Tage hineinreichende „Eisenzeit", ohne die ja unsere heutige Maschinentechnik undenkbar wäre, an ihrem Ende angelangt ist, ob etwa andere Metalle, wie das Aluminium und seine Legierungen im Begriffe stehen, die Herrschaft in der Metallwelt anzutreten. Zur Antwort hierauf muß man sich darüber klar sein, daß bei den Leichtmetallen technisch hauptsächlich ihr geringes Gewicht geschätzt wird, weil es überall da, wo man mit möglichst niedrigen Gewichten konstruieren muß, wie in der Luftfahrt, im Transportwesen usw. von entscheidender Bedeutung ist. Anderseits werden von den Leichtmetallen die hohen Festigkeiten, die der Stahl zu bieten vermag, nicht erreicht.

Schon daraus ergibt sich eine gewisse Teilung der Einsatzgebiete: man wird je- den der Baustoffe gerade da anwenden, wo er am vorteilhaftesten ist. Ein Luftschiff, das möglichst geringes Gewicht haben soll, wird man in seiner Hauptkonstruktion aus Aluminium bauen, eine Brücke, die fest und standsicher sein und erhebliche Lasten übernehmen soll, wird im Stahl ihren gegebenen Baustoff finden. Eine wichtige Rolle spielt bei der gegenseitigen Abgrenzung dieser Anwendungsgebiete auch die Teilfrage, daß die Technik des Stahls keineswegs auf ihrem alten, aus früheren Jahrhunderten überlieferten Stande stehen geblieben, sondern bestrebt ist, zu neuen Stahlsorten von bisher nicht gekannten Eigenschaften zu gelangen. An die Stelle des alten Schweißeisens ist der moderne Baustahl getreten und er selbst ist wiederum nur der Sammelbegriff für eine große Zahl verschiedener Stahlsorten, in denen sich der Fortschritt in bezug auf die Verbesserung der Festigkeit und der sonstigen Eigenschaften deutlich ausdrückt. Wir haben heute extrem harte Stähle für die Bearbeitung anderer Werkstoffe zur Verfügung, wir kennen hochfeste beständige Stähle mit Eigenschaften, die noch vor wenigen Jahrzehnten völlig phantastisch erschienen wären, wir haben zahlreiche andere Sonderstähle verfügbar, die speziellen technischen Ansprüchen Genüge leisten.

Die ungeheure Qualitätssteigerung des Stahls drückt sich vielleicht am sinnfälligsten in der sprunghaften Wertsteigerung aus, die ein Spezialstahl gegenüber dem Rohstahl als Ausgangsstoff erfahren hat. Um nur eine Zahl zu nennen: ein Kilogramm feinster Uhrspiralfedern ist heute mehr als 200mal so teuer wie ein Kilogramm Münzgold! Darin spiegelt sich gleichzeitig der Erfolg des Generalangriffs wider, den ein großes Heer von Forschern auf das Eisen unternommen hat. Ein Generalangriff, der die wissenschaftliche Durchforschung dieses gewaltigen Gebietes zum Gegenstand hat. Welche Wirkungen dieser neue Zustoß auf die Eigenschaften des Stahls haben, welche Einflüsse diese oder jene Wärmebehandlung ausübt, wie man den Stahl gewinnungsprozeß leiten muß, um ein möglichst günstiges Ergebnis zu erzielen und vielerlei andere Fragen bilden den Gegenstand dieser Forschungen.

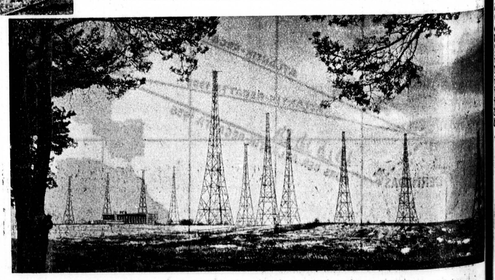
Adolf König.



Ein „gläserner Zug"

Die Reichsbahndirektion München hat den gläsernen Zug", einen Triebwagen, dessen Oberteil fast ganz aus Glas besteht, in Dienst gestellt. Er verkehrt als Aussichtswagen nach Cochel. Bad Reichenhall, Berchtesgaden, Garmisch-Partenkirchen und Mittenwald.

(Presse-Photo, K.)



Die größte Kurzwellenanlage der Welt in Zeesen

Die Deutsche Reichspost hat in Zeesen bei Berlin eine Kurzwellensendeanlage errichtet, welche die großen sportlichen Ereignisse der IX. Olympischen Spiele in alle Welt verbreiten wird. Es wurden zwei neue Sendehäuser errichtet, von denen jedes im Schwerpunkt einer Richtstrahleranlage steht. Die Anlagen sind jetzt nach den Erweiterungsbauten zahlen- und auch leistungsmäßig die größten der Welt.

(Scherl, Bilderdienst, K.)

Rundfunkmikrophon mit Richtwirkung

Die mit der Zeit sich steigernden Ansprüche an die Güte und Naturtreue der Rundfunkübertragungen haben die Techniker auch zu Verbesserungen des Aufnahmemikrophons veranlaßt. Das in einem kreisrunden Drahtgestell an federndem Ketten aufgehängte Mikrophon im Marmorblock ist so gut wie ganz aus den Aufnahmeräumen verschwunden; an seine Stelle sind weitaus kleinere Geräte getreten, die ortsbeweglich sind und besser als die alten Mikrophone an die Tonquelle herangebracht werden können.

Sorge macht den Rundfunktechnikern immer noch die Uebertragung von Darbietungen großer Orchester und in Theatern und Opernhäusern, wo ein ganze Anzahl von Mikrophonen angebracht werden mußten, um die Schallwellen aus dem Orchesterraum und von der Bühne her auffangen zu können. Wie auf der Kölner Tagung des verantwortlichen Leiter des deutschen Rundfunks, von Chefingenieur Dr. Fuhrmann und seinen engeren Mitarbeitern mitgeteilt werden konnte, ist der Bau neuartiger Mikrophone gelungen, deren Uebertragungsgabe kaum noch zu klagen Anlaß bietet. Die Verbesserung des Klangbildes und die Erhöhung der Naturtreue war das Ziel, das auch im Wesentlichen erreicht wurde.

Drei Typen haben sich als besonders geeignet erwiesen. Sie werden als Mikrophone mit elektrischer, zweiseitiger und einseitiger Empfindlichkeit bezeichnet und üben demzufolge eine Wirkung aus. Es war bekannt, daß ein zu nahe an einem größeren Klangkörper, wie es ein Orchester ist, herangebrachtes Mikrophon nicht alle Töne gleich gut aufnimmt, sondern daß sich die am nächsten liegenden Stimmen am lautesten bemerkbar machen. Mußten also mehrere Mikrophone angebracht werden, um alle Instrumente zu erfassen, so ergab sich die Notwendigkeit, die Klangwirkung und -stärke jedes einzelnen Gerätes gesondert zu steuern, was nicht gerade leicht war. Aehnlich verhielt es sich mit der Aufnahme der Stimmen auf der Bühne. Ein rund um den neuen Gesichtspunkten gebautes Mikrophon kann sehr an der hintersten Wand des Theaters angebracht werden; es nimmt dort alle Schallwellen gleichmäßig auf, ohne daß sich beim Empfang ein Ueberwuchs von „Hallhaftigkeit" ergibt, wonunter ein Schweben der Töne verstanden wird, gleichsam, als befinde sich der tongebende Körper in einer riesigen Halle. Die große Entfernung des neuen Gerätes von der Schallquelle ermöglicht eine geschlossenen Orchesterklang, der beim Empfang genau so klingt, wie er in der Natur erlebt wird.

Selbstverständlich werden die neuen Mikrophone auch bei Börsenliedsendungen aus den Funkhäusern Verwendung finden. Wo sie auch immer eingesetzt werden, ergibt sich eine wesentliche Verbesserung der Klangwirkung.

Der Pfeifer

Von Anton Wieners

Wiener, der Heidschäfer, schreitet bedächtig durch eine Gruppe nachtdunkler Wacholder, die wie dem langgestreckten Ausläufer des Föhrenwaldes vorstreut wachsen. Zeitlosen Grabmälern eines versunkenen Friedhofs gleichen sie in ihren turmschlanken und geisterhaften Formen, und zu Füßen ihrer stolz gereckten Schönheit dämmern auf dem eisgrauen Heidesand in erdbraunen Unansehnlichkeit ihre verkrüppelten Artgenossen wie verfallene Gräberhügel.

Unbeirrt von dem Gewimmel braunwolliger Schafleiber hält Wiener am Fuße eines leicht geneigten Hügels an. Das Drängen und Stoßen flutet wie eine meerwärts gerichtete Welle durch die Herde und ebbt immer mehr ab; die Tiere haben einen neuen Weideplatz gefunden. Sie wühlen die schneeligen Schnauzen in das kalkige Steingeleiwirr des Heidefundes und schlingen ihre harten Zungen um die scharfgendigen, herbduftenden Gräserbüschel. Das dumpfe, rupfende Geräusch der weidenden Herde schwingt wie ein tiefer Brummton in Wieners Ohren, der unbewußt wie ein schwerer Maßstab sieht und auf die Kühle der herabsinkenden Nacht wartet.

Ein Sommertag ging durchsichtig und heiß zu Ende, wie ihn der Schäfer zu dieser Jahreszeit noch nicht erlebt hat, und er hat ein Gefühlnis wie ein Kalender. Die Heidehänge liegt und unwahrscheinlich fern, und die braunen Farben, die wie grünbraunlotte Schnüre um die klimmernden Stämme der Hängebirken schwanken, glühen noch in saftfrischem Glanz. Der Boden, der tagsüber schattenlos der Sonnenglut ausgesetzt war, strahlt die aufgenommene Wärme wieder aus, die, mit der geringen Bodenfeuchtigkeit vermischt, in einer feuchtwarmen, lebenschaffenden Dunstwolke um Wieners Beine wallt.

Diese Nacht wird es nicht kaum", denkt er, als er die dumpfen Wärmeschwaden fühlt und die lichten Nachthimmel mustert, der sich wolkenlos und sternglohend über der Ebene spannt. Sie müssen schon morgen früh zum Tau weiden und die Herde trinken", ruft er den Hütejungen zu, der langausgestreckt im Sand liegt und in die klare Nachtluft blinzelt. Der versteht, er weiß, daß Wiener keine Antwort erwartet.

Es sprechen häufig selten zusammen, der Alte und der Junge, und ihre Gespräche dauern nur die einen knappen Satz, aus dem sich alles weitere ergibt. Das verbellende Schweigen, der rhythmische Grundton der Landschaft, in der sie sonst so tagein tagein leben, schwingt in ihnen tiefsten, natürlichen Sein und formt sie zu natürlichen Aeußerungen ihrer Umgebung. Notwendigkeiten, die sich aus der Landschaft für sie und ihre Tiere ergeben, erkennen sie ohne kompliziertere Anborgänge und begegnen ihnen mit ihrer naturgegebenen, erschöpfenden Logik.

Der Junge hebt seinen Kopf und blickt zu Wiener hinüber, der langsam den Schaf hinaufgeht. Dann streckt er sich wieder aus, fühlt die Wärme des Bodens an seinen braunen Beinen, und taugt wieder zu den Sternen hinauf. Mit dem emporgestreckten Zeigefinger schreibt er leichtem gezackte Linien in die Luft, er verbindet die einzelnen Sterne miteinander, und die Linien, die er in die Luft schlägt, sieht er als helle Striche zwischen den Sternen am Nachthimmel wie auf einer schwarzen Schiefertafel. So entsteht in seiner Phantasie ein unendliches Gewirr von sich überschneidenden geometrischen Figuren, bis seine erhobene Hand müde herabsinkt. Einer der langzottigen Hunde duckt sich an seiner Seite, und der Junge sagt ihm mit halblauter, fingender Stimme Worte in die verständig gespitzten Ohren. Er erzählt ihm von den Dingen, die ihm mit seinen Wegen in die Täler begegnen, wenn er für den Alten Lebensmittel und Schnaps holt.

Wiener sieht auf dem schildrunden Rücken des Hundes, schwarz und wuchtig drängt sich die Silhouette seines Körpers gegen das matte, silberne Blau des Horizontes. Unter der hängenden Krempe seines breiten Schlapphutes blitzt sein kantiges, ernstes Gesicht, dessen harter, zerfurchter Ausdruck alle Regungen seiner Gefühlsinnen Seele den suchenden Augen und Händen unter Umwelt verbirgt.

Durch das lastende Schweigen der nachterfüllten Heide zucken immer wieder die Geräusche der ewig ringenden, wachen Lebens. Irgendwo irrt aus dem Gezäst einer Kiefer der heisere Lockruf des Hähers, der das schlafende Rehwild und den ruhenden Hasen vor dem anschleichenden Fuchs warnt. Ein Birkhahn kollert im Moor. Im Röhricht des Seeufers schimpft ein aufgeschrecktes Bläßhuhn, und für Augenblicke zerrt aufgeregt das ganze Wildleben der Wildnisten. Wasserhühner und Sumpfvögel, die im Schilfrohr ihre Nachtruhe suchten. Am Rande der weißen Dünen treiben die Mäuse ihr nächtliches Spiel, und ihr haushohes Quietschen und Pfeifen stockt plötzlich, wenn ein schwarzer Schatten in seidenweichem Flug über den Kamm der Düne taumelt. Wiener lauscht diesen Geräuschen jede Nacht, und sein Ohr unterscheidet deutlich zwischen dem Lockenden, tiefen Gurren der Waldtaube und ihrem klirrenden Todesschrei. Tief in seinem menschlichen Sein fühlt er sich an das hohe Gesetz gekettet, das die immerwährenden Vorgänge des Lebens um und in ihm in ihrer letzten Wirkung bestimmt.

Es leben noch andere Geräusche in der Nacht, die fremd und verworren in Wieners Sinne dringen. Kalt und drohend glimmt es in seinen grauen Schieferaugen, als er seinen Körper langsam dreht und zu den Oelfeldern hinüberstarrt. Schwarz wuchten die unförmigen Konturen der Bohrtürme am lichten Horizont, umgeistert durch die Herde und ebbt immer mehr ab; die Tiere haben einen neuen Weideplatz gefunden. Sie wühlen die schneeligen Schnauzen in das kalkige Steingeleiwirr des Heidefundes und schlingen ihre harten Zungen um die scharfgendigen, herbduftenden Gräserbüschel. Das dumpfe, rupfende Geräusch der weidenden Herde schwingt wie ein tiefer Brummton in Wieners Ohren, der unbewußt wie ein schwerer Maßstab sieht und auf die Kühle der herabsinkenden Nacht wartet.

Ein Sommertag ging durchsichtig und heiß zu Ende, wie ihn der Schäfer zu dieser Jahreszeit noch nicht erlebt hat, und er hat ein Gefühlnis wie ein Kalender. Die Heidehänge liegt und unwahrscheinlich fern, und die braunen Farben, die wie grünbraunlotte Schnüre um die klimmernden Stämme der Hängebirken schwanken, glühen noch in saftfrischem Glanz. Der Boden, der tagsüber schattenlos der Sonnenglut ausgesetzt war, strahlt die aufgenommene Wärme wieder aus, die, mit der geringen Bodenfeuchtigkeit vermischt, in einer feuchtwarmen, lebenschaffenden Dunstwolke um Wieners Beine wallt.

Diese Nacht wird es nicht kaum", denkt er, als er die dumpfen Wärmeschwaden fühlt und die lichten Nachthimmel mustert, der sich wolkenlos und sternglohend über der Ebene spannt. Sie müssen schon morgen früh zum Tau weiden und die Herde trinken", ruft er den Hütejungen zu, der langausgestreckt im Sand liegt und in die klare Nachtluft blinzelt. Der versteht, er weiß, daß Wiener keine Antwort erwartet.

Es sprechen häufig selten zusammen, der Alte und der Junge, und ihre Gespräche dauern nur die einen knappen Satz, aus dem sich alles weitere ergibt. Das verbellende Schweigen, der rhythmische Grundton der Landschaft, in der sie sonst so tagein tagein leben, schwingt in ihnen tiefsten, natürlichen Sein und formt sie zu natürlichen Aeußerungen ihrer Umgebung. Notwendigkeiten, die sich aus der Landschaft für sie und ihre Tiere ergeben, erkennen sie ohne kompliziertere Anborgänge und begegnen ihnen mit ihrer naturgegebenen, erschöpfenden Logik.

Der Junge hebt seinen Kopf und blickt zu Wiener hinüber, der langsam den Schaf hinaufgeht. Dann streckt er sich wieder aus, fühlt die Wärme des Bodens an seinen braunen Beinen, und taugt wieder zu den Sternen hinauf. Mit dem emporgestreckten Zeigefinger schreibt er leichtem gezackte Linien in die Luft, er verbindet die einzelnen Sterne miteinander, und die Linien, die er in die Luft schlägt, sieht er als helle Striche zwischen den Sternen am Nachthimmel wie auf einer schwarzen Schiefertafel. So entsteht in seiner Phantasie ein unendliches Gewirr von sich überschneidenden geometrischen Figuren, bis seine erhobene Hand müde herabsinkt. Einer der langzottigen Hunde duckt sich an seiner Seite, und der Junge sagt ihm mit halblauter, fingender Stimme Worte in die verständig gespitzten Ohren. Er erzählt ihm von den Dingen, die ihm mit seinen Wegen in die Täler begegnen, wenn er für den Alten Lebensmittel und Schnaps holt.

Wiener sieht auf dem schildrunden Rücken des Hundes, schwarz und wuchtig drängt sich die Silhouette seines Körpers gegen das matte, silberne Blau des Horizontes. Unter der hängenden Krempe seines breiten Schlapphutes blitzt sein kantiges, ernstes Gesicht, dessen harter, zerfurchter Ausdruck alle Regungen seiner Gefühlsinnen Seele den suchenden Augen und Händen unter Umwelt verbirgt.

Durch das lastende Schweigen der nachterfüllten Heide zucken immer wieder die Geräusche der ewig ringenden, wachen Lebens. Irgendwo irrt aus dem Gezäst einer Kiefer der heisere Lockruf des Hähers, der das schlafende Rehwild und den ruhenden Hasen vor dem anschleichenden Fuchs warnt. Ein Birkhahn kollert im Moor. Im Röhricht des Seeufers schimpft ein aufgeschrecktes Bläßhuhn, und für Augenblicke zerrt aufgeregt das ganze Wildleben der Wildnisten. Wasserhühner und Sumpfvögel, die im Schilfrohr ihre Nachtruhe suchten. Am Rande der weißen Dünen treiben die Mäuse ihr nächtliches Spiel, und ihr haushohes Quietschen und Pfeifen stockt plötzlich, wenn ein schwarzer Schatten in seidenweichem Flug über den Kamm der Düne taumelt. Wiener lauscht diesen Geräuschen jede Nacht, und sein Ohr

Grünfutterernte (Weltbild, K.

Wiener schreit dem Jungen etwas zu, der die Düne hinaufhastet, um die Herde in Sicherheit zu bringen. Er selbst steht noch und blickt in das brennende Land. Deutlich erkennt er jetzt, daß das Feuer auf die Oelfelder zutreibt und mit der zunehmenden Helligkeit des Flammenscheines wächst in ihm die Erkenntnis der ungeheuren Gefahr. Sekundenlang überschlägt er die Möglichkeiten zur Rettung, dann läuft er los, auf die Oelfelder zu.

„Der Junge wird die Herde über den Bach treiben und dann die Bauern und die Leute von den Bohrfeldern benachrichtigen, bis zu deren Eintreffen muß das Feuer aufgehalten werden." Wiener denkt dabei an den breiten, zerfahrenen Sandweg, der sich mitten durch die Heide windet und für das Feuer jetzt ein vorläufig unüberspringbares Hindernis bildet. Es muß das Ueberspringen der Flammen verhindern. Der Brand wird etwas von seiner Heftigkeit einbüßen, denn die kahlen, sandigen Hänge der zahlreichen Dünen bieten nur geringe Flammennahrung.

„Wenn nur der Wind nicht stärker aufkommt", wünscht der Schäfer, der Junge in Angst mit der entsetzlichen Gefahr seine Ruhe nicht verliert und fühl die Rettungsmöglichkeiten überlegt. Um seine haltenden Füße schlingt sich hemmend das zähe Heidekraut und bringt ihn manchmal zu Fall. Die stachligen Ranken der Beerensträucher zerfetzen ihm die Kleider. Scharfstindadlige Wacholderzweige peitschen sein schweißtriefendes Gesicht, und die Weiche kühler Birkenblätter dämpft für Augenblicke den brennenden Schmerz. Vor sich sieht er den Weg, den von Karrenrillen durchfurchten, unscheinbar grau durch die Heideflächen kriecht.

Wiener hält im Laufen inne und blickt in das Flammenmeer. Das Feuer ist noch ein gutes Stück vom Wege entfernt. Glutheiß brandet der trockene Atem der Flammen in das Mannes Gesicht. Der wirft den Mantel ab und hält ihn zusammengerollt in den Händen.

Die Flammen nähern sich nicht in einer geschlossenen Wand, sondern kriechen in langen Zungen um die kahlen Hänge der Dünen, gespreckte Tiere flüchten in blinder Angst vor dem roten Verderben. Die flammenerfaßten Föhren lodern riesigen Fackeln gleich durch die Nacht, die lasterfüllten Stämme und Zweige zischen und knistern.

Brennende Holzstücke durchschwirren die Luft und entzünden jenseits des Sandweges das dürre Kraut. Wiener läuft an der langen Flammenfront und erstickt mit Füßen und Mantel die niederfallenden Funkenbündel. Immer näher kocken die gelbroten Feuerschlangen heran, gierig zünglen sie über der kahlen Weglöße, werden dann die rauchumschatteten Köpfe und fressen sich am Wegrain entlang. Dichter sprühen die Funkenbogen, und immer häufiger flackern auf Wieners Wegseite dünne Feuerketten auf und winden sich erstickend unter den wuchtigen Schlägen und Tritten des Schäfers.

Die Flammen sind vollends an den Weg herangerückt und dauschen sich über den rotschimmernden Sand. Aus der sengenden Umklammerung dringt der Todeslauf früblingszarter Birkenblüschen, ihre lichtes Blättergrün sinkt wie eine ersterbende Hoffnung in den lohenden Flammenteppich.

Wiener sieht und hört alles mit wachen Sinnen. An Gesicht und Händen fühlt er kühle Brandschmerzen. Die Flammen lecken heiß an seinen Kleidern und Schuhen, doch unablässig rennt er auf und ab und drängt die aufkommenden Brände zurück. Beißend bittere Rauchschwaden dringen ihm schmerzend in Mund und Lungen. Sein Körper windet, dreht und beugt sich wie in einem wahnwitzigen wilden Tanz, groß und schwarz wächst sein Schatten im grellenden Feuerschein. Siedende Glutwellen umtosen ihn lähmend, bleierner schwer kriecht die Hitze in seine Glieder, doch immer wieder wird ihm Kraft aus dem Anblick der schwarzen Bohrtürme, die ihm die Größe seiner Pflicht in stetiger Klarheit einhämmern. Vor seinen Augen tanzt ein roter Nebelschein, wenn er sie für Augenblicke in das lindernde Dunkel richtet. Bilder durchrasen sein Hirn, seltsam lockend und voll süßen Nachgefühls die einen, grausig und voll ernster Mahnung die andern. Wiener achtet ihrer nicht, er handelt zwingend nach dem großen Gesetz, daß seine verpflichtenden Bande von Mensch zu Mensch spannt, und das mit gläserner Klarheit in seinem tiefsten Bewußtsein schwingt.

Menschen tauchen plötzlich auf. Schreckverstörte Blicke treffen den brandwunden Mann, der allein der anstürmenden Macht des Feuers wehrt. Rufe durchschwirren das trockene harte Prasseln der Flammen. Mit Spaten und breiten Hacken entblößen Bauern und Arbeiter breite Gürtel von Kraut und Buschwerk, verfen hohe Sandwälle zwischen den kahlen Dünen auf und lämpfen verbissen um jede Handbreit Boden.

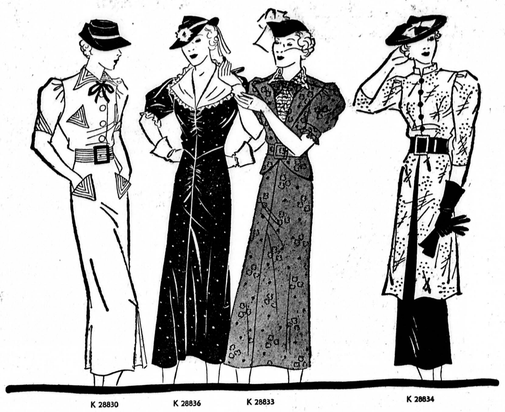
Ein wilder, wütiger Rausch packt die Menschen, die zeitlose Feindschaft zwischen ihrem Geschlecht und dem entfesselten Element bricht urhaft hervor und prägt sich in ihren Bewegungen. Unerträglich schwelt ihnen die Hitze entgegen, dörrt ihnen Zungen und Gaumen, droht ihre noch tagmüden Glieder vorzeitig zu erschlaffen. So oft sie jedoch ihre glastigen Augen auf Wiener richten, der schwarz überragt vor dem Feuer schafft, umlpannen sie heftiger die glühenden Griffe ihrer Werkzeuge.

Immer mehr Menschen eilen aus Katen und Dörfern herbei und reihen sich Schulter an Schulter ein in den lebendigen Ring, der den lohenden Brand umschließt. — —

Das Dämmerlicht kommt und schwindet unbemerkt. Die Sonne steht hoch den Himmelsbogen hinan, aber erst am hohen Nachmittag ist die Gewalt des Feuers gebrochen. Die Rauchschwaden lichten sich, schwächer flutet die Flammenumrandung gegen die Sandstreifen, und gegen Abend zucken nur noch vereinzelt kleine Brände in der schwarzverkohlten Fläche. Die Menschen lassen ab von ihrem schweren Tun und schauen einander dankbar in die Augen. —

Seitab steht Wiener in einer Gruppe Bauern. Ihre Blicke hängen schwer an den verkohlten Föhrenstämmen, die aus der brandverwüsteten Ebene gegen den lichtroten Abendhimmel starren. — Nach einer Weile, da sie aufmerken, nähert sich ihnen ein Mann, dessen Gesicht und Hände von Brandspuren frei sind wie seine Kleidung. Er geht auf Wiener zu und beginnt mit eifrigen Worten darauf hinzuweisen, daß des Schäfers rechtzeitige Erkenntnis der Gefahr und sein mutiges Ausharren vor dem Feuer bis zum Eingreifen der Arbeiter und Bauern, die Delaueller und damit das umliegende Land vor furchtbarem Unheil bewahrt habe. Doch seine rühmend und anerkennend gefaßte Rede wird plötzlich zögernd und schweigt schließlich, als er die stumme Abwehr in Wieners und des Bauern rauchgequollenen Augen gewahrt, die, zutiefst überschwingt und mit rotumwunden Brandflecken an Gesicht und Gliedern, vor ihm stehen, und dann wendet sich die Gruppe und geht davon. — Der Mann von der Oelgesellschaft sieht ihnen verwirrt nach und ganz fern ahnt er die tiefe schicksalhafte Beziehung, die zwischen dem Land und den Menschen besteht, die mit müden, schweren Schritten in die Dämmerung hinausgehen, die sich um die nachtdunklen Machandelbüsche breitet.

Sommer-nachmittag



K 28830 K 28836 K 28833 K 28834

K 28831 K 28758 K 28823

Zeichnungen: Hanna Pfeiffer

Wenn die Fülle neuer sommerlicher Stoffe mit bunten Blumen- und Streifenmustern vor uns ausgebreitet liegt, dann erwacht in uns der Wunsch, diese reizenden, farbenfrohen Gewebe recht kleidsam und geschmackvoll zu verarbeiten und durch eine schlichte, gute Schnittform die Schönheit des Materials wirkungsvoll zur Geltung zu bringen. Flink sind geschickte Hände bei der Arbeit und lassen aus Seidenleinen, Kunstseide, zartem Georgette und Chinakrepp jene kleinen Kleidchen entstehen, die wir Frauen am Sommernachmittag so gern tragen.

K 28830. Schlichtes Sommerkleid aus Rohseide oder Seidenleinen mit Steppereі an den Taschen, Ärmeln und am neuartigen, sehr kleidsamen Kragen. Erf.: 3,70 m Stoff, 80 cm br. Bunte Beyer-Schnitte für 92 u. 100 cm Obw.

K 28836. Nachmittagskleid aus marineblauer Seide mit weißen Tupfen. Breite Revers aus weißem Glasbatist. Erf.: 2,50 m Kleidstoff, 95 cm breit, 40 cm Batist, 110 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 92 und 100 cm Oberw.

K 28833. Sehr duftig ist der mit schmalen Georgettenfalben besetzte Lap und Kragen in der Schößchenjacke, der unter dem Gürtel der Rock angesetzt ist. Erf.: 3,35 m Kleidstoff, 90 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 88 u. 96 cm Obw.

K 28834 zeigt das neue, sehr modische Faltenkleid aus gemusterter Seide mit schlichtem, schwarzen Seidenrock. Erf.: 2,15 m gemusterte, 1,85 m schwarze Seide, je 95 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 92 u. 100 cm Oberw.

K 28758. Leicht nachzuarbeiten aus einem duftigen Sommerstoff ist das jugendliche Kleid in durchgehender Schnittform mit Schleifchenschmuck. Erf.: 3,10 m Stoff, 92 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 88 und 96 cm Oberweite.

K 28823. Elegantes Nachmittagskleid aus gemustertem Chinakrepp mit Jabotgarnitur aus plissiertem Georgette. Erf.: 3,35 m gemust., 60 cm einfarb. Stoff, je 95 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 88 und 96 cm Oberweite.

K 28831. Sehr gut anzuzogen ist die Frau in dem schwarz-weiß gestreiften Taffkleid in Jäckenform mit breitem Ledergürtel und weißem Batisteinsatz. Erf.: 3,70 m Kleidstoff, 85 cm br. B. Beyer-Schnitte für 88 u. 96 cm Obw.

Erfrischende Getränke für die Sommertage

Nichts ist so quälend an heißen Tagen wie Durst, und wenn man auch im Trinken mäßig sein soll, da somit das Durstgefühl nur gesteigert wird, so muß man doch Vorsorge treffen, daß es an Möglichkeiten, schnell ein Erfrischungsgetränk zu bereiten, nicht fehlt.

Besonders soll man Zitronen möglichst immer vorrätig haben. Mit oder ohne Zucker, mit Wasser oder Selterwasser gemischt, ist der Zitronensaft eins der kühlendsten, angenehmsten und gesündesten Getränke, die wir zu uns nehmen können. Apfelsinensaft tut etwa die gleichen Dienste, ist vielleicht nur nicht ganz so erfrischend.

Daß wir aus frischem Obst verschiedener Art Saft auspressen und, mit Wasser vermischt, trinken können, sollten wir nicht vergessen. Obst in dieser Form gegessen ist für den Organismus sogar besonders zuträglich. Es kommen dafür vor allem Erdbeeren, Himbeeren, Blaubeeren, Sauerkirschen und später auch Brombeeren in Betracht.

Solche „Limonaden" verschiedener Art, recht kalt zu Tisch gebracht, sollte man auch statt erhitzender Getränke am Nachmittag Gästen vorsetzen, die meist an heißen Tagen wenig Lust haben, noch heißen Kaffee oder Kohlnichts zu trinken.

Für Kinder ist ein kühles Gerstengrauenwasser am Abend das Richtige. Man kocht 60 Gramm Perlgraupen mit ¾ Liter Wasser, seiht sie durch und kocht die Flüssigkeit mit 30 Gramm Zucker nochmals auf. Dann gibt man die ganz dünn abgeschälte Schale einer Zitrone hinzu sowie noch ¾ Liter kochendes Wasser, worauf man alles 15 Minuten langsam ziehen läßt. Man gießt es nun in einen tönernen Topf, stellt es kalt und gibt den Kindern, sobald sie durstig sind. Ein sehr bekömmliches und wohlschmeckendes Getränk. Wenn man es wünscht, kann man auch noch den Saft einer Zitrone hinzutun.

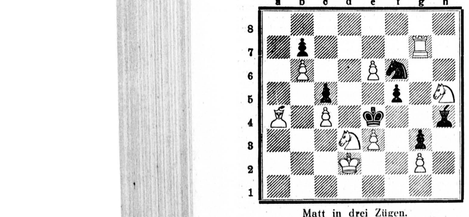
Sehr erfrischend ist im Sommer auch Tee, den man recht kalt stellt. Man trinkt ihn entweder ohne weitere Zutat oder mischt ihn mit Zitronensaft und Streuzucker. Besonders wohlschmeckend wird er, wenn man außerdem noch einige ganze Zitronenscheiben, also mit der Schale, in das Gefäß hineingibt.

Eistaffee und Eisschokolade auf einfache Art bereitet man, indem man Kaffee mit so viel Sahne und Zucker mischt, daß der Geschmack angenehm, aber nicht zu süß ist; auch die Schokolade darf nicht allzu süß sein. Sobald Kaffee oder Schokolade kalt geworden sind, stellt man sie auf Eis. Man füllt das Eisgetränk in hohe Gläser und gibt obenauf etwas geschlagene Sahne. Viel leckerer ist das Getränk jedoch, wenn man in jedes Glas, ehe man den eisgekühlten Kaffee hineingießt, einen Löffel gutes, festes Vanilleeis gibt. Man reicht Strohhalme dazu. Beliebt ist auch, Kaffee und Kakao zu mischen, etwa halb und halb. Auch eisgekühlte Milch ist ein ausgezeichnetes Erfrischungsgetränk. Das gleiche gilt von Buttermilch. Man kann die Milch noch schmackhafter machen, wenn man durch ein Sieb gequirlte Erd- oder Blaubeeren und Zucker hineingibt. Vielfach wird auch geraspelte rohe Milch mit Blaubeeren gemischt und gekühlt als erfrischendes Getränk getrunken. Auch ein Schuß Kognak oder Rum, in gekühlte Milch getan, macht sie sehr wohlschmeckend und bekömmlich.

Will man für die einfachen Limonaden kein Selterwasser, sondern Brunnen, Quell- oder Leitungswasser verwenden, so ist es nicht unpraktisch, das Wasser abzukochen, kalt werden zu lassen und nach dem Erkalten mit den gewünschten Fruchtsäften zu mischen. Natürlich kann man nicht nur frische, sondern auch eingemachte Obstsäfte zum Mischen gut verwenden.

Marlene Burckhardt

Schachaufgabe



Matt in drei Zügen.

Kontrollstellung: 17 Figuren. Weiß (10 Figuren): König d 2, Springer d 3, h 5, Turm g 7, Läufer a 4, Bauer b 6, e 4, e 3, e 6, g 2. — Schwarz (7 Figuren): König e 4, Springer f 6, Läufer h 4, Bauer b 7, c 5, f 5, g 3.

Suchrätsel.

Abend, Affen, Aiche, Flaez, Pferch,
Wenn man die Anfangs- und Endbuchstaben vorstehender fünf Wörter streicht (ch = ein Buchstabe) und die verbleibenden je drei Buchstaben dann richtig zusammenfügt, wird daraus ein Kalendertag im Juni

Der Mann, der sich zu helfen weiß.

Neulich beobachtete ich einen Holzarbeiter. Er fand ein Stück Holz für einen bestimmten Zweck zu kurz. Darum schnitt er ein Stück von dem Holz ab und fand es nun für den gleichen Zweck passend. Wie war das möglich?

Fehlaufgabe.

Unter Hinzufügung der Silbe „ma" als zweite in jedem Worte sind aus nachstehenden 16 Silben 8 Wörter zu bilden, die folgende Bedeutung haben:

1. Indische Kaste —
2. Biblischer Name —
3. Sundainsel —
4. Franz. Heerführer 1870/71 —
5. Kalenderart —
6. Stadt im Rheinland —
7. Blume —
8. Natürliches Parfüm —

Die Silben sind:

al — brah — cie — el — gen — hon — is — ku — mac — nach — ne — re — rin — su — tis — tra.

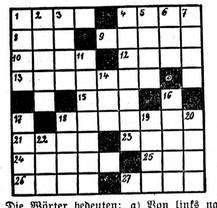
Richtig geordnet ergeben die Wörter in ihren Anfangsbuchstaben einen großen deutschen Staatsmann.

Buchstabenrätsel.

— — . — — Bezirk.
— — . — — Amt.
— — . — — Amtstracht.
— — . — — Demütige Ehrerweisung.
— — . — — Getreidehülsenschrot.
— — . — — Geheim!.und.
— — . — — Waffe.
— — . — — Hühnervogel.
— — . — — Schmales Brett.

Man suche die angedeuteten Wörter, deren mittlere, durch Punkte bezeichnete Buchstabenreihe ein ländliches Fest ergibt. Die Anfangsbuchstaben der Wörter sind: K. M. O. K. K. M. S. L.

Kreuzworträtsel.



Die Wörter bedeuten: a) Von links nach rechts: 1. Feldkleidung. 4. Spiel. 8. Göttin, 9. tierisches Produkt. 10 englischer Dichter. 12. Untiefe. 13. Behälter. 15. Singstimme, 18. Geistesgaben, 21. Fuß des Raubvogels. 23. Geschenk. 24. deutscher Heerführer. 25. Wurfwaffe. 26. Grenzgebirge. 27. Körperorgan.

— b) Von oben nach unten: 1. Besucher, 2. europäische Hauptstadt, 3. Titelheld Shakespeares 4. Wochentag. 5. Fütterpflanze. 6. englisches Bier. 7. musikalische Bezeichnung. 11. preußischer Generalfeldmarschall. 14. Nebenfluß des Rheins, 16. Körperorgan. 17. Schlingpflanze, 18. weiblicher Vorname, 19. Befolgung, 20. kleines Raubtier. 22. Ansehen.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Lösung: S h 7 — f 6.

1.) . . . S e 7 — f 6; 2.) T f 7 — d 7 +, S f 6 × d 7; 3.) f 5 — f 6, beliebig; 4.) Springer oder Läufer matt.

1.) . . . T h 8 — d 8; 2.) S f 6 — g 4, T d 8 — d 6 oder S e 4 — c 5; 3.) L e 7 — **b 6 und matt im nächsten Zug.**

Der Schuß.

Der durch elektrische Wellen übertragene Schall der Gewehrsalve erreicht das Ohr des New-Yorker Rundfunkhörers trotz der sehr viel größeren Entfernung früher als das durch Luftwellen fortgepflanzte Schall das Ohr des Berliner Rundfunkhörers. Der Berliner Opernbesucher hört also den Vorgang früher als der New-Yorker Rundfunkhörer. Er sieht ihn aber eine winzige Zeitspanne früher als der New-Yorker ihn hört, denn hier macht sich bei gleicher Geschwindigkeit der Schallübertragung und der Lichtübertragung und der Entfernung des Rundfunksenders die Nähe des Berliner Rundfunkhörers am Orte des Vorganges geltend.

Ein schlechtes Geschäft.

Der Schuhmacher verlor nicht 4 Mark, nicht 16 Mark und nicht 24 Mark, sondern ein Paar Schuhe und 4 Mark.

Silbenkreuzworträtsel.

Von links nach rechts: 1. Ankona, 3. Sallust, 6. Angola, 8. Daria, 10. Ather, 11. Medusa, 13. Ali, 14. Bari, 15. Thale, 16. Pera, 17. Diana, 18. Baa, 19. Tetuan, 21 Elvira, 24. Bernhardt, 27. Italien, 29. Tadel, 30. Teheran, 31. Mann.

— Von oben nach unten: 1. Angeber, 2. Nikola, 4. Lido, 5. Maria, 6. Antilope, 7. Sala, 9. Alinea, 11. Meridian, 12. Nathanael, 16. Rate, 18. Bora, 20. Turandot, 22. Wiesel, 23. Alberta, 25a. Duenna, 25. Nadel, 26. Tetra, 27. Iran, 28. Linn

Zahlenrätsel.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 (Beispiel), Braunschweig, Rauschen, Anger, Unruh, Pirmasens, Siegen, Caesar, Husar, Waesche, Eiger, Irun, Ganaes

Verwandlungsaufgabe:

Herr, Herz, Harz, Hath, Satz — Herr, Herz, Hede, Dede, Dide — Herr, Herd, Held, Geld, Gold — Herr, Hera, Hela, Gela, Gala.

Haus, Hof und Garten

Unterbringung des Junggeflügels

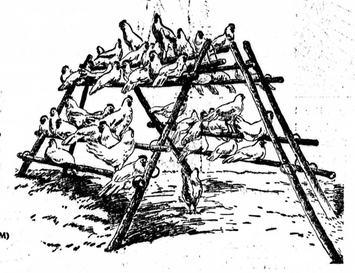
Die Eierzahl im Winter hängt nicht von der Ernährung allein ab, welche die Tiere im legereifen Alter erhalten, sondern schon von der Pflege und Fütterung der heranwachsenden Junghennen. Nur wer den Körper richtig aufbaut, wird nachher aus dem Körper auch etwas herauswirtschaften können. Die Frühjahrsbruten kommen jetzt bald in das Alter, in dem sie die Glucken mutter mit ihrer Brikett-, elektrischen oder ihrer Körperwärme nicht mehr brauchen, wo sie sich selbständig machen und mit der Warnung vor Habicht und anderen Feinden allein lassen werden. Was nun? Die weitere Aufzucht wird dort am besten glücken, wo die Junghennen auf jungfräulichen Auslauf kommen können, also herunter von dem überkotenen bisherigen Tummelplatz! Nicht überall wird das möglich sein — leider. Wo man die Tiere weiter im bisherigen Stall, auf der kahlen Weide halten muß, da trenne man wenigstens die Hähne ab (die künftigen Zuchthähne mögen dabei bleiben). Am besten schlachtet man die zur Zucht nicht benötigten und nicht tauglichen mit acht bis zwölf Wochen und entlastet so den Auslauf. Damit die Hähne sich nicht zu jagen, besser gesagt, damit der Gatte einen Zufluchtsort hat, stellt man ein Gestell auf, wie Abbildung 1 zeigt. Diese Ausführungen gelten hier den Wirtschaften, die die Viehkoppeln nutzen können.

Die Ställe, die man in den Koppeln verwendet, müssen billig sein, weil sie in der Mehrzahl der Fälle doch nur in der „Saison", also während der Aufzuchtzeit benutzt werden, für hier und da, in Ausnahmefällen, wird es anders sein, d. h. der Stall wird auch im Winter, zum mindesten im zeitigen Frühjahr, Saisonstall und muß deshalb besonders billig sein. Wie alles in der Geflügelhaltung, hat auch dieser Stall seine Entwicklung in den letzten Jahren durchgemacht. Zuerst baute man, wenn auch vereinzelt, feste unverrückbare Ställe, umwehrt gegen das Rindvieh, um dann vor einigen Jahren mehr den alten bekannten Hühnerwagen oder den auf Kufen oder Rollen gesetzten Stall für diesen Zweck zu bevorzugen.

So war es möglich, von Koppel zu Koppel zu gehen, auf die Stoppel überzutreten, Kohlstellen in der Weide zu vermeiden u. a. m. Sind die Ställe leicht genug, so bewegen ihn Pferde leicht weiter, schwere Ställe zieht der Trecker. Immer in der Absicht, möglichst zu verbilligen, und dem Kleinbetrieb auch zu helfen, ist versucht, ganz leichte Sommerunterkünfte zu schaffen und einen von Menschen tragbaren Stall zu bauen. Ein Dach, drei Seiten dazu, unten Lattenboden, durch den der Dung fällt, Handgriffe zum Tragen sind vorhanden, ferner eine Achse mit zwei Rädern zum Rollen des Stallchens, die aber bei zwei Mann nicht unbedingt nötig ist. Das ist die ganze Sache. In einem solchen tragbaren Stall finden etwa 50 Junghennen Platz. Man wird ihn, um schlechte Stellen in der Koppel zu vermeiden, öfter umsetzen müssen.

Tragbare Junggeflügelställe, mit denen die Hühner dem Rindvieh von Koppel zu Koppel nachfolgen. Die offene Stallseite steht nach Süden

Zeichnungen (2): Wolfermann (M)



Gestell für Junghähne, ein Zufluchtsort für die schwächeren Tiere

Allzuweit braucht der Stall nicht getragen oder gerollt zu werden. Hat man mehrere, so stellt man sie in einer Reihe auf, die offene Stallseite nach Süden, und bewegt sie jeweils senkrecht zur Längsrichtung weiter. Das notwendige Trennen verschiedener Alter ist leicht möglich, wenn die Ställe weit genug voneinander stehen. Zu sagen wäre noch, daß, wenn mehrere Koppeln vorhanden sind, die Hühner am besten dem Rindvieh folgen, d. h. die Ställe auf die eben vom Rindvieh kahlgefressene, verlassene Koppel gesetzt werden, das Junggeflügel macht sich dann in mannigfacher Bestellung nützlich. Steht nur eine Koppel zur Verfügung, kann die Geflügelunterkunft auch zwischen dem Vieh stehen, muß jedoch mit Stacheldraht etwas umzäunt werden. Selbstverständlich können nicht nur die Koppeln, sondern auch die Stoppeln so genutzt werden. Zusammenfassend sei gesagt, daß ein billiger Junggeflügelstall, der sich zwischen das Kühnheim und die Lagehalle im Sommer einschaltet und auf die Koppel, Stoppel oder in Obstgärten gestellt wird, die Haltung durch das Freistutter verbilligt und die Gesundheit der Tiere stärkt. Nur an kräftige Tiere kann man im Winter mit Licht, Treibfutter und der Forderung „Legt 65 Herbst- bezw. Wintereier!" herantreten.

Praktischer Ratgeber

Wasserstein für die Senke. In Süddeutschland verwendet man Wasserstein, die aus Braunkohlen, New-Yorker Rundfunkhörers trotz der sehr viel größeren Entfernung früher als das durch Luftwellen fortgepflanzte Schall das Ohr des Berliner Rundfunkhörers. Der Berliner Opernbesucher hört also den Vorgang früher als der New-Yorker Rundfunkhörer. Er sieht ihn aber eine winzige Zeitspanne früher als der New-Yorker ihn hört, denn hier macht sich bei gleicher Geschwindigkeit der Schallübertragung und der Lichtübertragung und der Entfernung des Rundfunksenders die Nähe des Berliner Rundfunkhörers am Orte des Vorganges geltend.

Einstreu für Ziegen. Die Ziege soll und muß es gut haben, und der Garten verlangt brauchbaren Dünger. So muß der Ziegenhalter stets für gute Einstreu sorgen. Wer dies unterläßt, der Tiere und wird durch die Abgänge (Kot, Harn usw.) ausgeschieden. Auf diese Weise werden dann die übrigen Tiere des Bestandes angesteckt. Aber auch der Mensch, der mit seuchenkranken Schweinen in Berührung gekommen ist, kann den Rotlauf auf andere Bestände übertragen oder in benachbarte Gehöfte einschleppen. Die beste Bekämpfungsmaßnahme des Rotlaufs haben wir in der Rotlaufimpfung. Diese Maßnahme erfolgt einmal dadurch, daß man alle Tiere des Bestandes vor dem Auftreten des Rotlaufs impft (Schutzimpfung), zum anderen, daß an Rotlauf erkrankte Schweine beigeimpft werden (Heilimpfung). Das erste Verfahren dient also als Vorbeugemittel und ist günstiger, während das andere, wegen des schnellen Verlaufs der Krankheit, meist zu spät kommt. Deshalb hat sich auch die Rotlaufschutzimpfung wegen ihres großen Erfolges überall schnell eingebürgert. Eine leichtere Form des Rotlaufs kennzeichnet sich durch Sichtbarwerden von rosigen viereckigen, erhabenen und rotblauen Flecken auf der Haut (Backsteinblattern). Im Reichsviehseuchengesetz werden die Backsteinblattern hinsichtlich der Anzeigepflicht dem Rotlauf gleichgestellt. Die Behandlung ist dieselbe wie beim Rotlauf. **Lk.**

Rotlauf der Schweine. Unter den Schweineseuchen nimmt nächst der Schweinepest der Schweinerotlauf die erste Stelle ein. Der Name „Rotlauf" hängt mit der eigentümlichen Verfärbung der Haut, des Kopfes, des Halses und der Brustwände und Flanken zusammen. Außerdem sind die Patienten hinfällig, haben hohes Fieber und verweigern meist Futter und Getränk. Als Krankheitsursache ist ein Bazillus, der Rotlaufbazillus, gefunden worden. Dieser Krankheitserreger findet sich im Blute der Tiere und wird durch die Abgänge (Kot, Harn usw.) ausgeschieden. Auf diese Weise werden dann die übrigen Tiere des Bestandes angesteckt. Aber auch der Mensch, der mit seuchenkranken Schweinen in Berührung gekommen ist, kann den Rotlauf auf andere Bestände übertragen oder in benachbarte Gehöfte einschleppen. Die beste Bekämpfungsmaßnahme des Rotlaufs haben wir in der Rotlaufimpfung. Diese Maßnahme erfolgt einmal dadurch, daß man alle Tiere des Bestandes vor dem Auftreten des Rotlaufs impft (Schutzimpfung), zum anderen, daß an Rotlauf erkrankte Schweine beigeimpft werden (Heilimpfung). Das erste Verfahren dient also als Vorbeugemittel und ist günstiger, während das andere, wegen des schnellen Verlaufs der Krankheit, meist zu spät kommt. Deshalb hat sich auch die Rotlaufschutzimpfung wegen ihres großen Erfolges überall schnell eingebürgert. Eine leichtere Form des Rotlaufs kennzeichnet sich durch Sichtbarwerden von rosigen viereckigen, erhabenen und rotblauen Flecken auf der Haut (Backsteinblattern). Im Reichsviehseuchengesetz werden die Backsteinblattern hinsichtlich der Anzeigepflicht dem Rotlauf gleichgestellt. Die Behandlung ist dieselbe wie beim Rotlauf. **Lk.**

Wenn bei schlechtem Wetter die Blumenkästen spritzen und die obenaufliegende Erde auswerfen, bringt man am besten auf die Blumenerde eine Kiesschicht, die nicht allzu stark zu sein braucht. Die Erde wird hübsch im Topf bleiben, auch wenn es „Schütterungen" regnet. **Kl.**

Die Bienenwanderung in den Raps

Eine der wesentlichsten Voraussetzungen für die Wirtschaftlichkeit der Bienenzucht ist die Wanderung. Der Imker, der wandert, wird stets mehr Aussicht auf Erfolg haben als derjenige, der das ganze Jahr hindurch mit seinen Bienen auf seinem Stand bleibt und infolgedessen nur Gelegenheit hat, diejenigen Trachten auszunutzen, die er in einem Umkreis von etwa vier Kilometer erreichen kann. Das ist nämlich ungefähr der Radius, den die Bienen auf einem Trachtfluge durcheilen. Wer aber wandert, hat Gelegenheit, jede nur irgendwie erreichbare Tracht zu besuchen. Der Vorteil solcher Wanderung liegt auf der Hand. Es gibt kein Jahr, in dem vom April bis Oktober gutes Wetter herrscht, im Gegenteil, recht oft tritt gerade dann schlechtes Wetter ein, wenn der Imker es am wenigsten gebrauchen kann, nämlich zur Zeit einer Tracht. Daß aber alle Trachtzeiten verregnen, kommt nicht vor, und so hat der Imker immer die Möglichkeit, wenigstens die eine oder andere Tracht auszunutzen.

In früherer Zeit bereitete das Wandern mancherlei Schwierigkeiten. Einmal waren die Transportverhältnisse nicht so günstig wie heute im Zeichen des Lastauto, dann aber kam es häufig vor, daß ein Feld bereits mit Bienenvölkern übersetzt war, wenn der letzte Imker erschien; denn an einen Ertrag war unter diesen Umständen gar nicht mehr zu denken. Das ist anders geworden. Nach den Wandervorschriften der Reichsfachgruppe Imker haben die Obleute für Bienenweide und Wanderung die Aufgabe, für eine vernünftige Verteilung der Bienenvölker auf den Trachtfeldern zu sorgen, so daß jeder Imker zu seinem Recht kommt.

Aber auch der Imker selbst hat mancherlei bei der Wanderung zu bedenken. Eine Wanderung hat wenig Zweck, wenn die Nachrichten über die Trachtverhältnisse ungünstig lauten und wenn das Wetter schlecht ist. Hat der Imker aber günstig lautende Mitteilungen von seinem Obmann erhalten, dann soll er rechtzeitig alle Vorbereitungen treffen, um beim Einsetzen der Tracht an Ort und Stelle zu sein. Dazu gehört mancherlei, gehört vor allem, daß die Völker stark sind. Schwächliche Völker läßt man zu Hause, sie lohnen die Transportkosten nicht. Im allgemeinen kann man damit rechnen, daß etwa die Hälfte der Völker eines Standes für die Wanderung in Frage kommt. Die Völker werden vorsätzlich ausgewählt und möglichst noch mit einer oder zwei Waben mit ausgelaufender Brut verstärkt. Diese Bienen werden in der zweiten Hälfte der Rapstracht noch Trachtbienen sein, nachdem sie in den ersten vierzehn Tagen Dienste im Stock verrichtet haben. Je mehr Ammenbienen aber ein Volk hat, desto mehr Eier wird auch die Königin legen, und so werden die Bienen trotz der großen Verluste, die eine Rapstracht immer mit sich bringt, doch volkstark bleiben. Die gekrönten Völker erhalten dann später nach der Tracht von diesen Völkern wieder einige Brutwaben zurück, so daß sie sich wieder bis zur Sommertracht erholen können.

Wichtig ist es aber, sich nicht darauf zu verlassen, daß die Bienen im Raps ja genug Futter haben, und sie infolgedessen ohne genügenden Futtervorrat auf die Reise zu schicken. Der Imker kann damit leicht einen bösen Reinfall erleben. Es kann nämlich der Fall eintreten, daß in den ersten vierzehn Tagen oder noch länger das anfänglich gute Wetter schlecht ist, so daß die Bienen nicht ausfliegen können. Es tritt dann leicht Futtermangel ein, und der Imker, der weit von seinem Wanderstand wohnt, findet schließlich halb verhungerte Völker vor. Der Schaden ist unter Umständen für das ganze Jahr nicht mehr auszugleichen.

Wer es ermöglichen kann, wähle die Nacht zur Wanderung oder wenigstens einen möglichst kühlen, trüben Tag. Die Völker sind dann ruhiger, und die Hitze im Stock steigt nicht so wie an einem heißen Tage. Daß man für hinreichende Lüftung zu sorgen hat, wenn man Wärmeluft vermeiden will, ist selbstverständlich. Auf dem Wanderstand sind die Völker so wieder aufzustellen wie sie auf dem Heimatstand stehen. Die Bienen fliegen sich leichter ein, und man hat weniger Flugunlust. Äußerdem dürfen die Beuten nie soweit, nachdem sie aufgestellt sind, geöffnet werden. Das geht vor allem an einem kühlen Morgen sehr schnell: dauert es etwas länger, als dem Imker erwünscht ist, dann leistet eine sanfte Dusche auch recht gute Dienste, und außerdem hat sie das Gute, daß die durstigen Bienen sofort ihren Durst löschen können. Es sollte man auch für eine Tränke auf dem Wanderstand sorgen und eine künstliche anlegen, wenn keine natürliche vorhanden ist.

Für die Wanderung selbst noch ein paar kurze Winke. Wer sich eine Wanderkiste leisten kann, tue das; sie enthält jegliches Werkzeug, das der Imker bei der Wanderung benötigt. Wer das nicht kann, versehe sich mit Hammer, Nägeln, Zange, Stricken, Werg oder feuchtem Papier für den Fall, daß irgendwo eine Beute unrichtig wird. Vor allem aber darf man die Kappe nicht vergessen. Wenn man sie auf dem Stande auch nicht benutzt, auf der Wanderung kann immer ein Fall eintreten, bei dem sie unentbehrlich ist.

Bei der Rückwanderung sollte dieselbe Vorsicht obwalten wie beim Transport zur Tracht. Wer es irgendwie ermöglichen kann, sollte bei starker Tracht schon vor der Rückwanderung schleudern. Geht das nicht dann ist um so vorsichtiger bei der Rückwanderung zu verfahren. Muß man auf dem Heimstand schleudern, dann warte man einige Tage damit bis sich die Völker wieder völlig beruhigt haben. Man lege dann die Bienen vorsichtig ab und lasse dann die geschleuderten leeren Waben im Hause, bringe sie also nicht zum Stand zurück. Zurückgeben kann man sie erst am Abend, wenn der Flug eingestellt ist sonst ist sehr schnell die schönste Räuberei im Gange. Daß man den Bienen nicht sämtlichen Honig nimmt, ist natürlich selbstverständlich. Sie sollten stets so viel behalten, daß sie ohne Mühe bis zur nächsten Tracht durchkommen. **W. Jacoby.**

Zeichnung: Blumberg(M)

Hackehacke für schweren Boden

Hackehacke. Diese Hacke bringt selbstverständlich in den schwersten Boden ein und schneidet das Unkraut gut ab. Da das Gerät durch das Schar in den Boden hineingezogen wird, kann man auch auf hartem, schwerem und verkrustetem Boden jäten. **R.**

Aus der Schule

Der neue Lehrer ist verzweifelt über den Bildungsgrad seiner Zöglinge. Eines Tages sagt er spöttisch zu dem hoffnungslosesten Schüler: „Lauf mal in die Apotheke und hole für einen Groschen Verstand!"

Der Junge springt wirklich auf, fragt aber an der Tür: „Soll ich sagen, daß es für den Herrn Lehrer ist?"

*

Lehrerin: „Wie nennt man die Wesen, die teils im Wasser, teils auf dem Lande leben?"
Lottchen: „Badegäste."

Schlagfertig

A.: „Sie wollen halt immer gescheiter sein als ich!"

B.: „Nun, ich glaube, das ist doch gewiß ein sehr bescheidener Wunsch!"

Zu wörtlich

„Hier lese ich eben", meint Hans, „daß die Betrüger wegen Verdunkelungsgefahr in Haft behalten worden sind. Was ist 'n das — Verdunklungsgefahr?"

„Och", meint Franz, „Verdunkelungsgefahr — ich denke, die besteht, wenn einer Straßenlaternen ausdreht."

Die unsolide Frau

„Was fange ich nur dagegen an, daß meine Frau erst um zwei Uhr schlafen geht?"

„Aber, was tut sie denn nur so lange?"

„Na, sie wartet, bis ich nach Hause komme!"

Der richtige Standpunkt

„Schön und gut", meinte der Freund eines Romanschriftstellers, „ich gebe zu, daß du mit deinen Büchern eine Menge Geld verdient hast. Andererseits mußt du zugeben, daß du nichts geschrieben hast, was leben wird."

„Zugegeben", lächelte der Schriftsteller. „Aber wenn es sich darum handelt, wer leben soll, ich oder meine Schreibereien, da werde ich nicht lange überlegen."

Solide Grundlage

„Bevor ich meine Einwilligung zu der Heirat gebe, muß ich aber wissen, wie hoch Ihr Einkommen ist."

„Ob 6000 Mark im Jahre!"

„Na, das geht ja. Das würde mit den 6000 Mark, die ich meiner Tochter gebe . . ."

„Ja, die habe ich natürlich schon eingerechnet."

Der Herr des Hauses

Bei Neuruppin ist in der Nacht eingebrochen worden.

Frau Neuruppin ist eifrig damit beschäftigt, ihrem Kaffeebesuch eine anschauliche Schilderung der nächtlicherweile ausgestandenen Schrecken zu geben:

„. . . und als ich das eigenartige Geräusch hörte und aus dem Bett sprang, sah ich zu meinem Staunen ein Paar Beine unter dem Bett hervorragen . . ."

„Entsetzlich! Der Einbrecher?"

„Nee, es war mein Mann, der das Geräusch noch vor mir gehört hatte."

Sein Standpunkt

„Hattest du die Masern wirklich schlimmer als Jochem?"

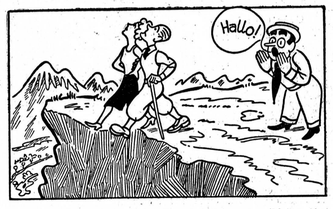
„Viel schlimmer, Großmuttil Ich hatte sie in den Ferien!"

Herrliche Reisezeit

„Herrlich, solch ein Sonnenuntergang im Gebirge, den ganzen Tag könnte man sich das ansehen."

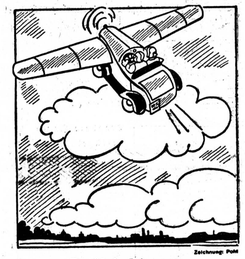
Der Schoßhund

„Aber, Herr Schaffner, Schoßhunde dürfen doch ins Abteil mitgenommen werden."



„Dreh dich nicht um, Lotte, das ist der ekelhafte Kerl aus unserem Hotel."

„Das hast du davon, Otto, du wolltest ja nicht mit mir ins Gebirge fahren."



Der ideale Reisewagen

Schwere Sitzung

„Warst du gestern nach der Sitzung noch im Stadtcafé?"

„Natürlich!"

„Hm — war ich eigentlich auch da?"

Führerschein

„Welches ist der gefährlichste Teil des Autos?"

„Der Chauffeur."

Mißverstanden

Irgend jemand hat eine große Familienfeier ausgerichtet, auf der es unbeschreiblich langweilig ist.

Bruno Beinsam drückt sich beiseite, um sich mal zur Abwechslung mit sich allein zu langweilen, und trifft auf einen Leidensgefährten. Er macht eine kurze Verbeugung und stellt sich vor:

„Beinsam!"

*

„Haben Sie schon mal einen Eisenbahnunfall erlebt?"

„Ja — einmal. Wir fuhren durch einen Tunnel und erwischte ihren Vater."

*

In der Geflügelhandlung winkt eine Frau den Verkäufer beiseite und raunt ihm zu: „Suchen Sie mir von Ihren fünf Gänsen die drei ältesten und zähesten Viester raus — ich habe nämlich eine Fremdenpension und —"

„Ich verstehe, gnädige Frau", versichert der Kaufmann und nimmt erfreut mit sicherem Griff die Gänse vom Haken.

„Ach, warten Sie mal", meint die Kundin, „ich hab mirs anders überlegt — geben Sie mir ruhig die beiden anderen!"

Der Stolz des Vaters

„Na, wie gehts dem Herrn Sohn, Herr Nachbar?"

„Mit dem Jungen hab' ich wirklich Glück gehabt. Ist noch nicht so lange her, daß er meine abgelegten Anzüge trug — heute trage ich seine alten Sachen!"

Kinderrmäulchen

„Mutti", möchte Liselotte wissen, „wenn Vatis Motorrad recht viel frißt — wird es dann mit der Zeit ein Automobil?"

*

Der kleine Eberhard soll den Großeltern ein Gedicht hersagen. Er kat's gut gelernt und es klappt. Aber plötzlich muß er einen Augenblick aufsehen — er schluckt, weil er zu viel Speichel im Mäulchen hat.

„Was ist los, Eberhard?"

„Ach, ich mußte mir bloß mal in den Bauch pucken!"

Und das Gedicht steigt weiter.

Das Hindernis

„Du verflixter Bengel," redet sich die freundliche alte Dame auf, „was fällt dir denn ein, den netten, kleinen Jungen da drüben mit Steinen zu bewerfen?"

„Na, verhauen kann ich ihn doch nicht, ich darf ja nicht rangehen; er hat Keuchhusten!"

*

„Mein Mittel erzeugt einen Ekel gegen das Rauchen — ich sage Ihnen, Sie werden ein Nichtraucher sein!"

„Sie rauchen ja selber!"

„Ja, aber wenn Sie wüßten, wie mich das anekelt!"

Schottisch.

Ein Schotte kauft zwei Lotterielose.

Bei der Ziehung gewinnt er 25 000 Mark (in Worten: fünfundzwanzigtausend Mark).

Denken Sie, er freut sich? Keine Spur! Geht zu seinem Freund und stöhnt: „Ich habe einen Wechsel wie mich gibt es so bald nicht wieder!"

„Wieso denn?" staunt der. „Du hast doch 25 Mille gewonnen!"

„Ja, schon. Aber wozu hab' ich Esel das andere Los kaufen müssen . . .?"

Vorsichtig

Richter: „Das beste, was Sie machen können, ist, nach Hause zu gehen und sich mit Ihrer Frau gütlich zu einigen."

Angeklagter: „Und was ist das Nächstbeste?"

Das Geheimnis

„Dieses romantische Fräulein bekommt immer, daß ein Geheimnis um ihre Geburt sei!"

„Ja, nämlich was die Jahreszahl anbetrifft!"

Folgerung

„Nannte dich denn Kramer wirklich einen dummen Esel?"

„Ja, wenn auch nicht geradezu — er sagte, was Verstand anbelange, hätten wir uns gegenseitig nichts vorzuwerfen."

Schade ums Geld

Er: „Ich war gestern bei einer Kartenlegerin. Fräulein Else, und wissen Sie, was die mir prophezeite? — Wir beide werden im Herbst heiraten!"

Sie: „Schade ums Geld! Das hätte ich Ihnen auch so sagen können!"

Zu spät

Junger Ehemann: „Sag', Onkel warum hast du eigentlich nicht geheiratet? Wolltest du nicht?"

Onkel: „Oh, ich wollte wohl. Aber ich hatte in meiner Jugend zu lange Ausschau nach dem Ideal gehalten. Und als ich es endlich fand, . . ."

Junger Ehemann: „Nun? Was dann?"

Onkel: „Dann war es eins. Das Ideal war nach dem Idealmann hielt!"

(„Jugend.")

Erhöhte Werbung durch eine Anzeige im 7. Tag bringt Ihnen lohnenden Erfolg

Damenbart Radikalbeseitigung läßt. Haare durch die weltbekannte **Heilwakakur. Aerztl.** empfohl. u. sämtl. exp. obt. Reichspatentamt. Wz. 468505 **Gold. Medaille. Grok. Preis Griffel 1930, London 1935.** Dankerfüllte Zuschriften über **Dauererfolge** (Ausbleiben des Nachwuchses). Kleinkur RM 2.75, Kur RM 3.85, 1. prakt. Flächen RM 5.50 und 6.50 Nachnahme. **Heilwaka G. m. b. H., Köln 114**

Krämpfe Fallsucht Ärztegutachten „Epilepsan". Kranke bestätigen nach 10 Jahren, daß der Kur keine Anfälle mehr auftraten. Verlangen Sie Ihren Arzt! Nur in Apotheken erhältlich. — Aufklärende Druckschrift durch **Dr. Carl Schaefer, Abt. pharm. Präp. Leipzig N 21/**

Federbett m. Kissen 20 RM frei Nachn. Preisliste grat **Bettenversand Hoffmann Würzburg 39**

Inserieren bringt Gewinn

Herz-Jesu-Heim, Bad Schwalbach/Taunus
Badweg 9 und Schwalbacher Hof
Stahl- und Moorbad. Gemüt. Erholungsheime, groß. Garten, nahe Wald, Kurpark, Badehäuser. Ruhbürgerl. Küche, a. W. Diätkost. Kapelle im H. Das ganze Jahr geöffnet. Mäßige Preise, Dauergäste erhalten Vergünstigung. Beide Häuser sind neu hergerichtet.

Bei Hexenschuß, Gicht, Rheuma, Ischias, Rückenschmerzen, Kopfgicht mit Kräuter-Auszug **Nadalin** einreiben. Altbewährtes Hausmittel. Nach 2-3 Einreibungen meistens schon Linderung. **Flasche Mk. 3.25** frk. g. Nachn. **Nadalin-Vertrieb,** Borken 1, W.

Jeder **Rheumatismus-, Gicht- oder Ischiaskranke** wähle mir dankbar, falls er, wie schon vielen seiner Leidensgefährten, ebenfalls von sein Schmerzen befreit würde. Meine Auskunft kostet und verpflichtet zu nichts. **Max Reissner** Berl.-Halens. 113 **Pharmaz. Erzeugnisse**

Hastreiter's Kräuter-Dragees gibt- und fodfrei, unschädlich, gegen **Kropf/Basedow** Preis: 1 Org.-Pkg. Mk. 3.45 Kur „ 5 „ „ „ 16.75 Bei Bestellung angeben ob Kropf oder Basedow **Friedrich Hastreiter** Gauting bei München

Stricker bietet für 47.50 Herrenrad, Modell 103 L. Halb- oder Ballon, Ashbereifg. Stahlkampf-Lichtanl. Ein Stricker Qual. Rad. Katal. kostenl. **E. & P. Stricker,** Fahrradfabrik **Brackwede-Bielefeld 565**

Heiraten

Selbst-Inserent! Textil-Kaufmann, 29 J., ichlant, der väterliches, schuldenfreies Geschäft übernimmt, wünscht katholische **Lebensgefährtin** kennenzulernen. Gefl. Zuschriften unter Nr. 7/108 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Gesucht wird geb. energische Dame, geschäftsgewandt, eventuell schon kaufmännisch tätig. Sichere Existenz vorhanden. Vermögen erwünscht. Bildofferte unter Nr. 7/108 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Anzeigen im „7. Tag" haben groß. Erfolg

Dauerverdienst täglich acht Mark. **Reichelt, Breslau 5 Schließfach 36**

Nehmen Sie bitte bei allen Bestell., Anfragen, Bewerbungen usw. auf d. Anzeigen i. „7. Tag" Bezug. Nur so wird den Inserenten bekannt, daß die Anzeig. im „7. Tag" vollen Erfolg haben.

Raucher Interessante Abgewöhnung. Prospekt mit Gutachten gratis. Diskr. Aufklärung kostenlos. **H. Goth, Hannover 5 S 8 hof**

Hastreiter's Morgenkräutertrunk in Drageeform **das neue diätische Genußmittel gegen Gewichtszunahme** Preis f. 1 Pack. = 100 Drag. RM **2.65** Kurpack. = 5 Orig.-Pack. RM **12.00** Hersteller: **Friedrich Hastreiter** Gauting Nr. 7, bei München

Reelle Bezugsquelle **Neue Gänsefedern** mit Daunen, ungerissen, doppelt gereinigt ½ kg 2.–, allerbeste Qualität 2.50, weiße Halbdaunen 3.50, 5.– u. 5.50, gereinigte, gerissene Federn mit Daunen 3.25 u. 4.25, hochpr. 5.25, allerfeinste 6.25, la Volldaunen 7.– u. 8.–. Für reelle, staubfreie Ware Garantie. Vers. geg. Nachn. ab 2½ kg portofrei. Pa. Inlette mit Garantie billigst. Nichtgefall. auf meine Kosten zurück. **Willy Mantouffel,** Gänsemästerei, Neutrebbin 92 e (Oderbr.). Größtes Bettfedern-Versandgeschäft des Oderbruches. Stammhaus gegr. 1858.

HONIG nicht erhitzt, volles Aroma, mit unzerstörten Heilkräften. Klee-, Linden-tracht, 9 Pfd.-Inhalt 11.45 RM, 5 Pfd. 7.10 RM, Rübien, Löwenzahntracht 9.60 u. 6.10. Nachn. frei dort. **Imkerei Mittelchen b. Bartenstein (Ostpr.)**

Nehmen Sie Rücksicht — auf Ihre — **Ohren!** bei Erkältung, Zugluft, Wind, bei Krankheit, beim Baden! Nehmen Sie „**AKUSTIKA**" schalldurchlässige Ohrpfropfe aus Tierhaar für 30 u. 90 Pfg. in Apoth., Drog. käuf.

Wenn schon dann gut! Wir stellen bewußt unsere drei besten Kaffeesorten zur Kritik. Dieses Werbe-Paket enthält 3 x 1/2 Kilo. Der Verlust lohnt 1½ kg RM 7.65 Zusendung frisch geröstet am Tage der Bestellung. Nachnahme ohne Nebenkosten Preisliste kostenlos. **Siedentopf** Großrösterei **Bremen** N 135

Anzeigenpreise Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile, 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl. Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt, Paderborn. Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl., Paderborn. Hannover 1584

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Oftergeld, sämtlich in Paderborn; Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt, G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": I. Vj. 36: 37 660. Zurzeit ist Preisliste 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag „Westfälisches Volksblatt". G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 135.

5. Jahrgang – Nr. 28 — Postbezugspreis 65 Pf. (einschl. 14 Pf. Postgebühren) Verlagspostanstalt Paderborn — Sonntag, 12. Juli 1936

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Lesen Sie in dieser Nummer: **Romantisches Irland**

Auf dem Rücken liegen

Finden Sie, daß dieser junge Mann dort auf dem Bilde sich klug verhält? Es erscheint diese Frage angesichts eines solchen doch offensichtlich gleichgültigen Gegenstandes sehr nebensächlich oder gar überflüssig. Ueber so ein Thema mit Werken zu streiten, meinen Sie, wäre geradezu pedantisch? Aber gerade wenn Sie das glauben, wird die Betrachtung über diese Frage überaus bedeutsam sein, denn sie verbirgt doch ein großes Geheimnis, vielleicht sogar ein Glück, das zu erfahren sich schon lohnen wird. Für die aber, welche darum wissen, wird es erfreulich sein, es erneut bestätigt zu bekommen. —

*

Sehen Sie, wenn es nicht gerade ein Sonntag ist, an dem wir diesen jungen Mann antreffen, der sich so überaus behaglich und wohlzufrieden da der Länge nach ins Gras geworfen und seinen Hut auf dem Stecken gleichsam als Markierung seines „Hoheitsgebietes" aufgepflanzt hat — soll heißen: „Age niemand, mir meine Ruhe zu stören!" — wenn es also kein Sonntag ist, an dem er ihn so finden, werden wir unbedingt schließen: Der da hat Ferien. Denn er könnte er sich sonst so überschwenglicher Ruhe hingeben! Das ist auch ein rechtes Feiergesicht, was der da aufsetzt, und ein Lächeln hat er über den Zügen, daß man es unbedingt beneiden muß; so deutlich tritt eine Gleichgültigkeit zu Tage den vielerlei Dingen und Gedanken gegenüber, die uns Menschen im Alltag unablässig Kopfzerbrechen bereiten. — Der da hat es sich aber sehr einfach gemacht, könnte man vielleicht noch dazu sagen. Er ist einfach losgewandert, über den Strom wie aus der Welt geradert und hat sich nun da hingestreckt, als hätte er die letzte Lösung aller Ferienprobleme in der Tasche. Ein anderer könnte ihn aber auch bemitleiden, daß er nun gar keinen anderen Plan gefunden hat für seine Ferien, als vor die Stadt zu wandern und sich am Ufer des Stromes auf diese primitive Weise „einzurichten" und gar noch, wie man sieht, ein — Buch zu lesen! Ob wir ihm und seinem Verhalten nun aber zustimmen oder ob wir über ihn lächeln, wir müssen zugeben, daß uns hier ein Bild der Zufriedenheit, der Behaglichkeit und des inneren Glückes begegnet, das uns erstaunen und — nachdenklich macht: Was muß das doch für eine großartige Sache sein: auf dem Rücken zu liegen . . .

Dazu gehört natürlich — wie zu allem Schönen — auch Talent. Denn es ist doch viel leichter, sich im ganzen deutschen Vaterland ein Städchen oder eine Landschaft auszusuchen, in der man es vierzehn Tage als Sommergast aushält, als irgendwo, vielleicht sogar in der Heimat, ein paar Quadratmeter grünes Land ausfindig zu machen, an dem man sich zufrieden nur diesem einen Luxus hingeben kann: auf dem Rücken liegen. Dazu braucht man so ein ganz klein wenig poetisches Gefühl; womit nicht gesagt sein soll, daß jeder, den wir so auf dem Rücken liegend antreffen, schon ein Dichter ist. Aber bei man das erst fertig gebracht, nämlich sein Plätzchen gefunden, dann können einem mit Mal sämtliche Schnellzüge, Reisemüdigkeit und Luxuslimousinen gestohlen werden. Die Landstraße liegt auch schon sehr weit ab und was sich auf ihr abspielt, liegt jenseits dieses bescheidenen Ferienparadieses. Bleibt noch als letzte Bedingung, daß der Herrgott sein allerbestes Wetter beschickt: einen schönen Wolkenhimmel, der die heiße Sommersonne nur zeitweise ganz in ihre Rechte läßt.

*

Denn der Himmel bekommt nun eine überragende Bedeutung. Wer das Wunder erleben will, muß ja gewissermaßen der Welt, die er alle Tage hindurch mit scharfen Augen bespäht und mißtrauisch ob ihrer Tücken beobachtet hat, nun für Stunden Lebewohl sagen. Die Stadt mit den hohen Häusern wird hinten am Horizont in die Erde versinken; es kann sein, daß sich gerade noch die Kirchturmspitze mit der goldenen Kugel und dem windgerechten Hahn in die neue Welt hineinrettet. Auch alle Wege sind nun ausgelöscht, es gibt gar keine Straße mehr hinüber ins alte Land. Vom Fluß ist nur noch ein helles Murmeln vernehmbar und hin und wieder schickt er ein feines kühles Lüftchen wie einen verschämten Gruß durch die Wiesen her. Alle Perspektiven haben sich verändert. Was groß und ungeheuer schien, ist nun verschwunden, aber die kleine unscheinbare Welt der Wiese, in der du vielleicht nichts als „Gras" gesehen hast, steht mit einemmal vielgestaltig und groß vor dir auf. Du wirst dich wundern, was du da alles zu sehen bekommst. Du brauchst den Kopf nur ein bißchen auf die Seite zu legen. Da stehen die Gräser wie ein hoher wilder Wald, in dem ein buntes Volk von Käfern und winzigen Insekten spazieren geht. Und die Blüten der Wiesenblumen hängen über den Halmen wie große gelbe, weiße und himmelblaue Sonnen, und immer wieder kommen farbig schillernde Schmetterlinge vom Himmel herunter geschaukelt wie schöne Töchter der Sonne. Und ein Gesumms und Gebrumms ist das ringsum, wie wenn in einem großen Dom viel Volk betet. Da wird man denn auch ganz fromm und verhält sich still und ehrfürchtig.

Wie eine riesengroße Schale ist der Himmel über diese Welt gestülpt, in der gerade noch der Baum Platz hat, der dein neues Glück getreulich beschirmt. Durch seine Zweige blinzelt die Sonne her. Sie kneift dir immer wieder ein Auge zu zum Zeichen, daß sie dir gut sein will. Am Horizont steigen die Wolken wie große Federkissen auf, aber der Wind ist ihnen ein wilder Geselle, der sie immer aufs neue zerzaust und das ulkigste

Der hat's gut!

Zeichnung von E. H. Grünwald, Bavaria-Verlag, Gauting. (Klischee: Eig. Anfertigung

Spiel mit ihnen treibt. Wer nun etwas von einem Dichter hat, kann sich den ganzen Himmel voll seltsamer Gestalten denken: Riesen, Löwen, schwimmende Schiffe und eine dampfende Lokomotive; und wer viel Glück und gute Augen hat, kann Gottvater selbst auf dem Thron sehen. Jawohl, das ist eine bunte und in vielem so völlig neue Welt, die man da kennen lernt, wenn man — auf dem Rücken liegt!

Und den Gedanken läßt man freien Lauf! Wann kann man das sonst? Aber hier darf man sie einmal ziel- und planlos spazieren führen, durch all die üppig blühenden Gärten der Phantasie. Das fängt bei den Bildern an, die das schwelgende Auge aus diesem Sommertag einfängt; hoch oben in den Wolken läßt sich ja nun so leicht ein Haus bauen, — was sag' ich, ein Schloß natürlich mit all den vielen herrlichen Dingen, die man nur zu seiner Freude sich ausdenken kann. Da machen die Gedanken die wunderlichsten Sprünge, wenn man sie so eine Weile ganz ohne Aufsicht läßt, so daß man selbst völlig überrascht ist und sich wundern muß, wohin man da mit seinem törichten Herzen geraten. Aber man entdeckt sich selbst am leichtesten so, sein eigenes Herzinnere, für das es ja im Alltag so wenig Muße gibt. Und ist denn das nicht auch ein Ferienziel, zu sich selbst zu kommen? Ein Ferienziel allerdings, das von viel zu wenig Reisenden erreicht wird. —

*

Finden Sie nun, daß dieser junge Mann auf unserem Bilde sich klug verhält? — Aber es hat halt jeder seine Passion. Und das ist gut so. Denn wo würde das hinführen, wenn sich nun plötzlich alle Urlauber . . . ? Um Gotteswillen! Lassen wir dem einen sein Auto, dem andern seine großen Reisekoffer; aber für einen Tag oder doch wenigstens für ein paar Stunden sollten wir es doch alle mal versuchen, sich einsam in eine große Wiese — auf den Rücken zu legen!

Oberwachtmeister Volker und sein Hund

Von Heinrich Leis

Roland, der schwarzbraune Schäferhund, ist der größte Stolz seines Herrn; selbst unter den rassigen, wohlgepflegten Tieren der Polizeihundgruppe fällt er auf durch den schlanken Bau, den schöngeformten Kopf und die klugen, mit ruhiger Aufmerksamkeit die Umgebung abtastenden Augen. Sein Führer, Oberwachtmeister Volker, wird nicht müde, die Vorzüge Rolands zu rühmen; es ist nicht allein darum, daß ihm der Hund in Wettbewerben schon so manchen Preis eingetragen hat, vielmehr verbindet Mensch und Tier eine echte, herzliche, auf sicheres Vertrauen gegründete Kameradschaft. Roland hat in gefährlicher Lage oft Volker tapfer beigestanden und Widerstand versuchende selbst mit Schußwaffen bewehrte Verbrecher durch die Wucht des Aufspringens, die Haltkraft der blank schimmernden Zähne zur Ergebung gezwungen. Einmal indes wurde der Hund in verzweifeltem Kampf, bei dem er schwere Stichwunden davontrug, in Wahrheit der Lebensretter der Polizisten.

Es war in jenen Jahren, da noch auf der Straße der Streit der Meinungen ausgetragen wurde, da in der Dunkelheit schmaler Gassen am späten Abend lichtscheues Gesindel sich zusammenrottete, die vereinzelt heimkehrenden politischen Gegner zu überfallen, sich händelsüchtig auch auf zufällige, des Weges kommende Spaziergänger zu stürzen. Da hatte Volker Runde durch ein zwar scheinbar ruhiges, doch insgeheim von aufrührerischer Hetze brodelndes Viertel der Weststadt. Roland, sein treuer Begleiter, trabte gelassen neben ihm her. Nun war Volker gerade durch ein früheres, laträtiges Einschreiten gegen gewalttätige Burschen gewissen dunklen Kreisen der Unterwelt verhaßt geworden, sie warteten heimtückisch nur auf günstige Gelegenheit einer billigen Rache. Aus versteckten Winkel belauerten sie den Rundgang, ein paar Pfiffe schrillten auf, die Gesellen zusammenzurufen; dann hob an einer Straßenkreuzung plötzlich ein Kreischen und Johlen an. Steine wurden gegen die Laternen geschleudert, das Licht erlosch, aus Höfen und Kellern frech es her, geifernd und fluchend. Messer blitzten, Knüppel wurden geschwungen.

Von allen Seiten rannte es gegen den Polizisten an wie eine trübe Flut. Schnell gefaßt, nahm er Deckung an einer Mauer, aber die Ueberzahl der Angreifer ließ den Ausgang dieses ungleichen Kampfes nicht zweifelhaft erscheinen. Wohl schrillte Volkers Alarmsignal durch die Nacht, doch bis die Kameraden eintrafen, mochte es zu spät sein. Da stürzte Roland in die Meute. Arme, die ein Messer oder eine Pistole hielten, wurden niedergerissen, ein Schuß knallte los, dunkle Körper wälzten sich am Boden, Schmerzensschreie schrillten grell. Volker hatte die Arme frei, mit der Waffe zwang er die Gegner zurück, indes Roland vor ihm Mann um Mann niederlegte, daß sie wie Kegel durcheinanderfielen. Schreckschüsse des Polizisten über die Köpfe hinweg nahmen den Angreifern den Mut. Knurrend entwichen sie in das Gewinkel der krummen Gassen, nur ein paar der dunklen Gesellen rollten noch an der Erde, jämmerlich winselnd, über ihnen stand Roland, wütend schnappend und mit gesträubten Haaren, bis ein Wink seines Herrn ihn zurückrief.

Volker war aus dieser bösen Lage bis auf wenige kleine Schrammen heil davongekommen, aber Roland blutete aus klaffenden Wunden, die sein Herr nun sorgfältig auswusch, er fand als Held des Kampfes eine gute, bis zur völligen Genesung liebevoll fortgesetzte Pflege. Und Volkers Stolz war nun so größer, als durch das tapfere, des eigenen Lebens unbekümmerte Eingreifen des Hundes nicht nur eine schlimme Gefahr abgewandt wurde, sondern mit den Tätern Rolands auch langgesuchte Uebeltäter, von Wissen tüchtig zerschrammt, der Gerechtigkeit in die Hände fielen.

Diese Episode aus seinem ereignisreichen Dienst pflegt Oberwachtmeister Volker, der blonde Dühne mit dem freundlichen, frischroten Gesicht, gern zu erzählen, und streckt dabei wohl kosend über Rolands Kopf, der zu ihm aufblickt mit dem Ausdruck aller Liebe, die aus Hundeaugen strahlen kann. Doch ein anderes Abenteuer verschweigt er, und so erfährt ich es durch Kameraden Volkers, wie er seinem Hund die Treue lohnte und selbst nicht weniger als dieser bereit war, für den Freund und Beschützer das Leben einzusetzen.

Am Flußufer fanden eines Sommertages Dressurproben statt; nach den Uebungen auf dem Land gipfelten die Versuche im Sprung einiger der besten Hunde von einem hochgerichteten Brett ins Wasser, um irgendeinen Gegenstand aufzufischen. Volker ließ im Ehrgeiz, das ganze Können seines wackeren Kameraden zu zeigen, die Schwierigkeit des Sprunges noch vergrößern und mit verhaltenem Atem folgten die Zuschauer dem erregenden Bild. Da trieb in der Flut die Puppe, in den Wellengischt gestrudelt, den die Schaufelräder eines vorüberziehenden Dampfers aufwarfen. Roland muß die Entfernung, stürzte sich in weiten Schwung tief, nur eifrig bedacht, mit der Lösung dieser ihm gestellten Aufgabe dem Meister Ehre zu machen. Er achtete nicht der ihn mit dem Rädenwerk des Dampfers bedrohenden Gefahr, doch Volker hatte schon die Lage überblickt, und ohne Zögern warf er sich in voller Uniform in den Strom, gegen die Schaufelräder anschwimmend, den vierfüßigen Freund vor der zermalmenden Wucht der Maschine zurückzureißen. Die Dampferschrauben hatten die Puppe schon erfaßt, knirschten hart über dem Kopf des Hundes, als Volker, aus der Tiefe tauchend, Rolands Leib umklaßte und ihn fortzog aus dem brausenden Wirbel. Triefend kamen beide ans Ufer, Mann und Hund, und wieder war die Gefahr bei überstanden bis auf kleine Schrammen an Rolands Kopf und Volkers Hand.

Wie ich von dieser aufopfernden Tat Volkers gehört hatte, konnte ich mir nicht versagen, mit ein paar Worten bei ihm darauf anzuspielen, allein er wehrte ab, fast beschämt und ein wenig ärgerlich. So selbstverständlich galt ihm sein Tun, das Treue um Treue hielt und überlegungsloser Einsatz des Lebens für das Leben des Kameraden war, daß jede Erwähnung überflüssig dünkte. Der Mensch durfte in seiner Dankbarkeit und Treue dem Tier nicht nachstehen; er vergalt nur, was ihm an opferwilliger Bereitschaft widerfahren war. So dachte Volker wohl, da er die Anspielung auf jenes Geschehen im Strom wie eine lästige Erinnerung zurückschob und über Rolands Kopf streichelte, der mit klugen Augen voll ruhsamer Gelassenheit zu ihm emporsah.

Kleine Künstler im Sand

Wir Erwachsenen werden immer Dilettanten gegenüber den tausend Möglichkeiten des Sandes bleiben. Wenn wir erfahren wollen, was alles sich wirklich mit Sand beginnen läßt, dann müssen wir bei den Kindern anfragen, diesen genialen kleinen Künstlern alles Stoffliche.

Dazu bedarf es keiner Seereise. Schon am kümmerlichsten Sandhaufen inmitten der grauen, lärmenden Stadt können wir unsere Beobachtungen treffen. Und es ist auch gleichgültig, ob dieser Haufen auf dem Spielplatz steht oder im Gelände eines Neubaus. Kinder sind unbeirrbar genug, Sand für Sand zu nehmen, auch wenn er graubraun ist statt weiß und reichlich schmutzig statt strahlend sauber wie der Sand der Erwachsenen an der Meeresküste.

Sandhaufen sind, in welcher Gestalt und in welcher Umgebung auch immer, das idealste Feld der Betätigung für alles, was Kind heißt und Schippe nebst Eimerchen besitzt. Aus unzähligen Gründen, von denen wir einige bald erkennen werden.

Zunächst kann man sich so herrlich dreckig dabei machen. Und daß dies ein sehr wichtiges Moment ist, wird kein Kenner der Kinderpsychologie abstreiten wollen. Ich habe zwei Stadtkinder auf einer Dorfstraße gesehen und hörte das erste beschwörend rufen: „Komm rüber, Bubi, hier ist der meiste Dreck!" selbst die Gesetze der Aesthetik sind oben nicht für alle Fälle verbindlich.

In einen Sandhaufen nun kann man sich im buchstäblichen Sinne hineinlegen, man kann sich lebendig in ihm begraben lassen und nur noch eine freche Nasenspitze in die Oberwelt recken, als indischer Yogi im bunt bestickten Kinderschürzchen. Mit einem Sandhaufen kann man — schon bei ganz geringer Uebung — so intensiv spielen, daß es nur so zwischen den Zähnen knirscht und der Sand pfundweise in den Haaren hängt. Von den Mengen in Ohren und Schuhen gar nicht erst zu reden.

Nicht nur Not, auch Sand macht erfinderisch. Denn er ist willigstes, geduldigstes Material. Sand kann man schichten, türmen, klopfen und kunstvoll glätten — und mit zwei, drei Armbewegungen wieder in chaotischen Urzustand verwandeln, um hierauf mit neuem Eifer an neue architektonische Pläne heranzugehen. Sand kann man zu leckeren Kuchen verarbeiten und zur längeren Haltbarkeit des Backwerks mit — Verzeihung! — Spucke verkleben. Im Sand kann man ausgedehnte Gärten anlegen und abgerissene Baumblüten aus den Vorgärten in die kleinen Beete pflanzen. Man kann dunkle, tiefe Tunnels graben, die mit dumpfem Krach kurz vor der Vollendung zusammenzubrechen pflegen, man kann schroffe Gebirge und fade Ebenen schaffen, Straßen und Plätze bauen. Man kann — aber wie gesagt, — alles kann man! Wenigstens unter der Voraussetzung, daß man so viel unerschöpfliche Phantasie wie ein Kind hat.

Eine immerhin neue und originelle Spielart brachten drei kleine Jungen aus meiner Straße heraus. Sie formten einen Sandberg in Badewannengestalt, gruben drei tiefe Löcher hinein, setzten sich in diese Löcher und verblieben hier in schweigsamer Haltung. Da ich an technischen Neuheiten interessiert bin, erkundigte ich mich nach dem Zweck solchen Treibens. „Wir fahren Auto!" sagte der erste gemessen, ohne den Blick von der Straße vor ihm zu lassen. Ich schwieg beschämt. Natürlich — dreirädriges Sportkabriolett, sandfarben — das hätte ich gleich erkennen müssen!

Und schließlich: Sand ist ein unfehlbares Mittel, unliebsame Diskussionen endgültig zum Abschluß zu bringen. So stritten sich kürzlich zwei Mädchen auf dem Sandhaufen eines Neubaus, eine Einigung war nicht abzusehen — also griffen kurz entschlossene kleine Fäuste in die gelbe Masse, und es entstand eine herrliche Schmeißerei. Kurz vor der Entscheidung erschien jedoch der bauleitende Polier. Er schimpfte gewaltig, aber zwischendurch mußte er lachen. Denn die tränen- und sandverschmierten Gesichter der Kampfhähnchen sahen mindestens ebenso rührend wie komisch aus.

Nur Kinder wissen um die tausend kleinen Wunder des Sandes. Und eine Kindheit ohne Sandhaufen — die gliche gewiß einer Wiese ohne Blumen!

Dies nebenbei

Ein Heer von mehreren Hunderttausend Volksgenossen steht einsatzbereit da, um die Millionen-Armeen der Sommerreisenden vom Kauf der Fahrkarte an bis zur Rückkunft nach der Ferienreise zu betreuen. Auf der Lokomotive und vorm rollenden Kohlenbunker reisen allein Sechzigtausend für die Reisenden. An dreimalhunderttausend Hebeln und Kurbeln der Stellwerke der Reichsbahn sind fast 40 000 Männer zu allen Stunden auf Posten, um die Züge durch die Dickichte der Gleisanlagen hindurchzuleiten. Ein „Hunderttausendmannheer" arbeitet mit der Stopfhacke an der Instandhaltung des Oberbaues der Bahndämme. 30 000 Bahnwärter, Schrankenposten u. Streckenläufer wachen über die Sicherheit vieler Millionen an jedem einzelnen Tage. 300 000 von den 650 000 bei der Reichsbahn treten insgesamt nach außen sichtbar für die vielen Millionen Reisenden in Erscheinung.

*

Das an verborgenen Schätzen reiche Mittelmeer enthält die Flotte, die Napoleon 1797 nach Aegypten brachte und die ein Jahr später bei Abukir von Nelson versenkt wurde. Eine französische Gesellschaft will jetzt versuchen, die Schiffe zu heben oder doch wenigstens den wertvollsten Teil ihrer Ladung zu bergen.

Der Lageplatz der Wracks ist ziemlich genau bekannt. Daß man bisher noch nicht daran gegangen ist, die Schiffe zu untersuchen, liegt daran, daß die Flotte in einer Tiefe von dreißig Meter in Sand und Schlamm begraben liegt. Eine Bergung hielt man für ausgeschlossen. Erst die Erfolge, die in den letzten Jahren bei anderen Wracks erzielt wurden, haben die Aufmerksamkeit auf Napoleons Flotte gelenkt. Die Bergung ist nach Ansicht der Sachverständigen schwierig, aber nicht undurchführbar.

Für den Fall, daß die Bergung der Schiffsladungen gelingt, rechnet man mit einem großen Gewinn, denn man nimmt an, daß die Schiffe nicht nur die Kriegskasse Napoleons enthalten, sondern auch zahlreiche Altertümer und Kunstschätze. Bekanntlich war Napoleon, was die Kunstschätze anderer Länder anbelangt, ja nicht besonders rücksichtsvoll. Allerdings ist die Hoffnung auf eine reiche Beute ziemlich spekulativ, denn Napoleon hatte schon vor der Seeschlacht bei Abukir zahllose ägyptische Kunstgegenstände nach Frankreich geschickt, und manches spricht dafür, daß sich eine Kriegskasse nicht an Bord eines Schiffes, sondern auf dem Lande befand. Fraglos wird man aber wertvolles wissenschaftliches Material finden, denn Napoleon ließ sich bekanntlich auf seiner Fahrt nach Aegypten von einer regelrechten Akademie begleiten, von deren kunstgeschichtlichen und wissenschaftlichen Arbeiten in Aegypten bisher nur wenig bekannt geworden ist.

*

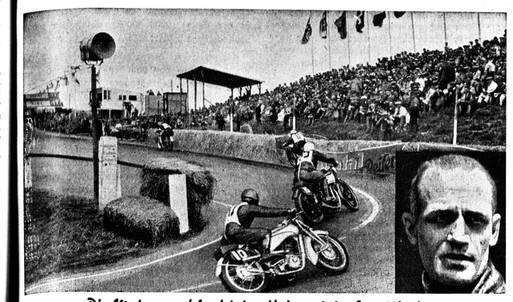
An dem gleichen Tag, an dem der Negus von Abessinien London verließ, um in Genf für seine Sache zu kämpfen, verließ vor 67 Jahren ein abessinischer Prinz die britische Hauptstadt, allerdings nicht, um für sein Land zu kämpfen, sondern zu einer Studienreise nach Indien. Es war Prinz Alamayu, ein Sohn des Kaisers Theodor, der nach dem britischen Einzug in die abessinische Stadt Magdala Selbstmord verübt hatte. Der junge Sohn des unglücklichen Kaisers wurde damals nach England gebracht, wo die Königin Victoria und der Finanzminister die Vormundschaft übernahmen. Die Königin ließ dem Prinzen eine sorgfältige Ausbildung zuteil werden. Alamayu wurde in der Public School Rugby erzogen und ging dann in die Militärschule von Sandringham. Das Schicksal des Prinzen erinnert sehr an das des Sohnes Napoleons. Im Alter von neunzehn Jahren starb Alamayu in London an der Lungenschwindsucht. Er liegt in Windsor begraben. Abessinischer Kaiser wurde nach Theodors Tode Menelik II., der Begründer der abessinischen Unabhängigkeit.

*

Ein John Drayton erklärte dieser Tage in einer englischen Zeitung, daß er seit 65 Jahren keinen Winter mehr erlebt hat. Drayton, der heute 87 Jahre alt ist, ist ständig auf dem Lande und verbringt seinen Sommer in seinem Heimat. Er führt sein hohes Alter und seine außerordentliche Rüstigkeit und Gesundheit auf sein Leben im ständigen Sommer zurück. Bereits sein Vater hatte dieses Rezept angewandt und anscheinend mit Erfolg, denn er war 93 Jahre alt geworden, als er von einer Straßenbahn überfahren und getötet wurde. Ob Drayton mit seiner Theorie von der Sonne recht hat, wird mancher bezweifeln. Sportleute halten zum Beispiel das Ueberschlagen eines Winters für ausgesprochen ungünstig und führen manche überraschende Niederlagen darauf zurück, daß die Sportler durch ihre Sportreisen einmal oder gar mehrere Male keinen Winter erlebten.

*

Railway und Tramway sind ursprünglich deutsche Worte. In der englisch sprechenden Welt bezeichnet man mit Railway und Tramway Eisenbahn und Straßenbahn. Der Ursprung des Wortes Tramway weist in England auf den Bergbau hin. Königin Elisabeth ließ aus Deutschland Bergleute kommen, und diese bauten aus Tramen, d. h. aus Holzbalken, Gleise, woraus Tramway wurde. In derselben Welt des Bergbaues ist, wie wir einem Beitrag von Günter Klaus im Juliheft von Velhagen & Klasings Monatshelten entnehmen, auch das Wort Railway entstanden. Bergleute aus dem Harz brachten die ihnen gewohnte Art des Fahrens auf sogenannten Ringelläufen mit. Das waren Schächte, in denen man aus einzelnen Balken eine Fahrkunst baute, die einer Wendeltreppe ähnlich war. Auch diese Neuheit bürgerte sich in Old England ein und damit ihre Bezeichnung, die der Engländer sich mundgerecht umwandelte, wenn er aus dem Ringellauf oder -weg ein Railway machte, das ihm begrifflich klarer und sprachlich bequemer war.

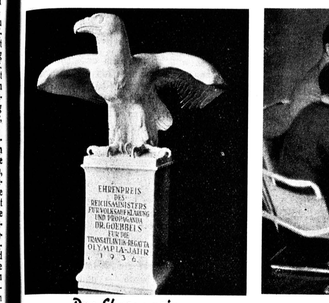


Die Motorradschlacht im Hohenstein-Ernstthal

Der „Große Preis von Europa" für Motorräder in Hohenstein-Ernstthal gestaltete sich zu einem sensationellen Rennen. Unser Bild zeigt einen Moment aus dem Haupt-Rennen (bis 500 ccm). Rechts unten der Sieger des Rennens, der Engländer Guthrie. ((Heinr. Hoffmann, K.)

Reichskriegertag 1936

Den Höhepunkt des Reichskriegertages in Kassel bildete der große Aufmarsch der 200 000 alten Soldaten auf der Karlswiese. Hier marschiert eine Abteilung ehemaliger Schutztruppler am Bundesführer Oberst a. D. Reinhardt vorbei. (Presse-Photo, K.)

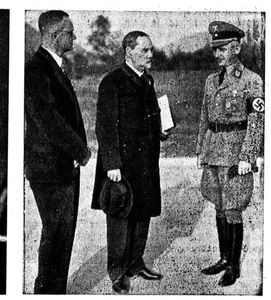


Der Ehrenpreis für die Transatlantik-Regatta

Für die Transatlantik-Regatta stiftete Reichspropagandaminister Dr. Goebbels diesen Ehrenpreis, den die Staatliche Porzellanmanufaktur Meißen nach dem Entwurf von Prof. Esser herstellte. (Weltbild, K.)

Greiser klagte an

Vor dem Völkerbundsrat hat Danzigs Senatspräsident Greiser mit einer impulsiven Rede Stellung zu den Danziger Fragen genommen und bekanntlich die Abberufung des Danziger Völkerbundskommissars Lester gefordert. Unser Bild wurde nach der Rede in dem Wandelgang des Völkerbundspalastes aufgenommen. Von links nach rechts: Der Flugkapitän der Danziger Delegation, Landgerichtsdirektor Wohler, Greiser, Dr. Großmann, die Gattin Greisers und Staatsrat Dr. Boetger, der Leiter der auswärtigen Abteilung des Senats. (Presse-Photo, K.)



Adlerschild für Prof. v. Krehl

Im Auftrage des Führers überreichte Reichsstatthalter Robert Wagner im Rahmen der Heidelberger Feierlichkeiten Prof. Dr. v. Krehl in Anerkennung seiner Verdienste den Adlerschild des Reiches. Von rechts nach links: Reichsstatthalter Wagner, Prof. v. Krehl und Rektor Groh. (Scherl Bilderdienst, K.)

Arnold Winkelried stirbt den Opfertod

Am 9. Juli jährt sich zum 550. Male der Tag, an dem im Jahre 1386 der schweizerische Volksheld Arnold Winkelried durch seinen Opfertod die Schlacht bei Sempach zugunsten der Schweizer entschied. Unser Bild hält den Augenblick fest, in dem er die entgegenstarrenden Lanzen der österreichischen Ritter mit seinen Armen umfaßt, sich in die Brust stößt und so in die feindliche Front eine Lücke reißt, durch die die 1300 Eidgenossen eindringen konnten. 4000 Oesterreicher unter Herzog Leopold wurden damals geschlagen. Um die Tat hat sich im Laufe der Zeit ein großer Meinungsstreit entsponnen, die jedoch in einer Chronik um 1400 als wirklich geschehen erwähnt und auch im Sempacher Lied, dem Werk eines Zeitgenossen, erwähnt ist. (Nach einem Gemälde von K. Grob — Donath, K.)

Selbst den „Großen Preis" verschonen sie nicht

Die französischen Frauenrechtlerinnen lassen keine Gelegenheit vorübergehen, für die Erteilung des Stimmrechts an die französischen Frauen zu demonstrieren. Selbst an dem so ereignisreichen Rennen um den Großen Preis in Long Champs gelang es ihnen, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, indem sie, mit Plakaten bewaffnet, über das Geläuf stürmten. (Scherl Bilderdienst, K.)

Dramatischer Schluß in Wimbledon

In Wimbledon unterlag der durch einen Autounfall und eine Muskelzerrung stark in seinem Spiel behinderte deutsche Meister Gottfried v. Cramm in dem Entscheidungskampf gegen den Engländer Perry. Unser Bild ist eine Aufnahme unmittelbar nach dem Kampf. Die beiden Spieler, v. Cramm (Mitte), verlassen den Platz. (Scherl Bilderdienst, K.)

Der Stahlhelm im argentinischen Heer

Das argentinische Heer hat seit kurzer Zeit einen Stahlhelm eingeführt. Hier tragen ihn die Soldaten bei einer Kundgebung in Buenos Aires zum erstenmal. (Weltbild, K.)

Araberführer im Konzentrationslager

Die englische Regierung in Palästina hat die Führer der arabischen Freischärler bis zur Beendigung des Konfliktes in Konzentrationslagern, die mit Stacheldraht umgeben sind und von britischen Truppen scharf bewacht werden, gefangen gesetzt. (Associated Preß, K.)

Zwischen den Konferenzen

Zwischen den Konferenzen verhandelt man in Genf von Hotel zu Hotel. Es scheinen ernste Gespräche zu sein, wie auf unserem Bilde zu erkennen ist. Von links: Delbos, Avenol und Léon Blum. (Presse-Photo, K.)

Ein Lied von Heldentaten und Tragödien

Fritz H. Chelius

Erstürmer der Gipfel

Schluß

150 Jahre Kampf um die Berge der Welt

Untergang im ewigen Eis

„Wir erwarten keine Gnade vom Everest"!

Als in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts die Alpengipfel so ziemlich alle von Menschenhand bezwungen worden waren, wandte sich der unternehmende Geist der Bergsteiger anderen Gebieten zu. Der Kaukasus mußte ihren Unternehmungslust verhalten, in Südamerika waren es die Cordilleren, in Nordamerika die Rocky Mountains, und als am heißesten umstrittenes Ziel auf diesem Erdenball schloß sich dann in unseren Tagen die Eroberung des Himalaya an. Hier waren es zunächst die Engländer, die ihren Ehrgeiz darein setzten, den Gipfel des Mount Everest zu bezwingen. Aber Angriff auf Angriff wurde von dem Berg abgeschlagen.

Man hat bei den Ausgrabungen des Tut-Ank-Amon davon gesprochen, daß der Geist des toten Königs die Arbeiten an seinem Grabe als Grabschändung gerächt habe, und tatsächlich sind einige dieser Archäologen in rascher Reihenfolge gestorben. Auch der Mount Everest pochte sich für die ihm widerfahrene Beleidigung zu rächen, jeder Angriff auf den Berg der Welt mußte mit Menschenleben bezahlt werden.

Die heldenhafteste und tragischste dieser englischen Himalaya-Expeditionen war die des Jahres 1924, die unter der Führung des Generals Bruce — wir kennen ihn bereits von Jurbriggens Himalaya-Expedition her — stattfinden sollte. Aber Bruce erkrankte in Tuma und mußte nach Indien zurückkehren. Statt seiner übernahm Oberstleutnant Norton das Kommando, ein Mann, der seine Erfahrungen bei der mißglückten Expedition des Jahres 1922 gesammelt hatte und der in der Hauptsache den gleichen Teilnehmern, wie vor zwei Jahren als Führer vorstand. Im April 1924 wurde von Darjeeling aus der Aufstieg angetreten.

Das feste Standquartier wurde in einer Höhe von 5000 Meter angelegt, in immer höheren Etappen von 400, 600 und wieder 400 Metern wurden weitere Hilfslager eingerichtet. In einem Eishamin bei Lager 4 maß man im Monat Mai eine Tagestemperatur von 49 Grad Kälte. Bei diesen entsetzlichen Temperaturverhältnissen war es kein Wunder, daß die tibetanischen Lastenträger streikten. Da sie durch Schneesturme und niedrige Temperaturen stark mitgenommen wurden, krank waren und erfrorene Gliedmaßen hatten, war es schwer, sie zum Weitermarsch zu bewegen. Trotzdem ließen die Engländer nicht locker.

Mallory, wohl der hervorragendste Bergsteiger, schrieb in sein Tagebuch:

„Der Aufgang wird binnen kurzem entschieden sein. Das dritte Mal, da wir den Rongbukgletscher emporsteigen, wird das letzte Mal sein — mag es gut oder schlecht ausgehen."

Er wußte nicht, in welchem Maße sich diese Worte an ihm selbst bewahrheiten sollten. In seinem Herzen brannte nur die heiße Begier nach dem einzigartigen Ruhm, der Bezwinger des Mount Everest zu werden.

Die ersten Junitage wurden unter unsäglichen Strapazen zur Anlage von Hochlagern verwandt, von denen das höchste in der fast unfaßlichen Höhe von 8168 Metern eingerichtet wurde. Jetzt ging es zum letzten Sturm. Sie alle waren sich bewußt, daß dieser Kampf Sieg oder Tod bedeuten würde und daß sie alles, was sie erreichen, für die Menschheit und für die Geschichte taten. Odell maß an einem Tage in der Mittagszeit 40 Grad Hitze in der Sonne und 2 Grad Kälte im Schatten; 12 Stunden später aber herrschte überall eine gleichmäßige Temperatur von 40 Grad Kälte. Es war ein Wunder, daß die Bergsteiger überhaupt diesem mörderischen Klima standhalten konnten.

Am 6. Juni 1924 wurde der Endspurt gestartet. Am 7. kam man auch dem höchsten Lager, diesmal mit Sauerstoffapparaten ausgerüstet, die ein schnelleres Vorgehen gewährleisten sollten. Irvine und Mallory waren die Sturmtruppen, die am 8. Juni den Berg bezwingen sollten. Odell war bei Lager 6 zurückgeblieben; hier herrschte starkes Schneetreiben, während Mallory und Irvine wenige hundert Meter höher besseres Wetter haben mußten, denn dort schien die Sonne. Als das Schneetreiben aufhörte, stieg auch Odell aufwärts, und so wurde er Zeuge jener heroischen Tragödie, die sich unmittelbar unter dem Gipfel des Himalaya abspielte.

Von einem Felsgipfel aus konnte er Mallory und Irvine über ein Schneefeld vorwärtsschleichen sehen, das an Früh der Gipfelpyramide des Mount Everest sich hinzieht.

Höchstens 200—250 Meter konnten die Tapferen vom Gipfel entfernt sein! Da schoben sich plötzlich Nebel und Wolken wie ein Vorhang vor das Bild.

Ein Schneesturm kam auf. Odell trat den Rückzug nach Lager 6 an. Er mußte, daß es jetzt für die beiden Kameraden um Leben und Tod ging. Und nun begann das entsetzliche Warten, das Hoffen auf die Heimkehr der Gefährten. Aber Stunde um Stunde verrann ohne daß sie kamen. Selbst der Gedanke frostend, machte er sich nochmals auf den Weg.

Er rief, er schrie, er pfiff — vielleicht, daß sie im Schneesturm das Lager nicht finden konnten — aber nur das Echo antwortete ihm höhnisch. Aus Minuten wurden Stunden — und schließlich wußte er, daß seine Kameraden vom Schicksal ereilt worden, daß sie von diesem Sturm wie Fetzen weggefegt worden. Der Schluß war wohl ein Absturz in diese grauenhaften Tiefen, aus denen es keine Wiederkehr gibt . . .

Ob Mallory und Irvine den Gipfel tatsächlich erreicht haben, vermag kein Mensch zu sagen. Sie haben die Kühnheit, den Thron der Göttinmutter zu besteigen, mit ihrem Tode gebüßt.

„Wir erwarten keine Gnade vom Everest!" hatte Mallory gesagt, als er sich im Lager 3 von den Kameraden verabschiedete.

Unter der Hakenkreuzflagge am Himalaya

Die Helden des Nanga Parbat

Es war selbstverständlich, daß die deutschen Bergsteiger, nachdem in den Alpen keine Eroberungen mehr zu machen waren, dem Vorbild der Engländer nacheiferten und hinaus in die weite Welt zogen, um neue Ziele zu finden. Was waren schon die Viertausender der Alpen gegen die Achttausender im Himalaya, die jedem Versuch der Eroberung Widerstand leisteten! Für den unternehmungslustigen Bergsteiger waren sie zweifellos ein Ziel, des Schweißes und der Mühe wert, die daraus verwandt werden mußten.

Im Jahre 1929 führte Paul Bauer die erste deutsche Himalaya-Expedition größeren Stils nach dem Innerasien. Als Ziel hatte man sich den 8 600 Meter hohen Kanchendzönga, den „Kantsch" ausgesucht, der in der Landessprache „Die fünf Schatzkästchen des großen Schnees" genannt wird. Die Bauersche Expedition kam bis 7000 Meter hinauf, mußte aber wegen des beginnenden Winters, von großen Schneefällen zurückgeworfen, umkehren.

Zwischen den deutschen und englischen Expeditionen war allerdings immer ein großer Unterschied. Während bei den Engländern das rein sportliche Moment vorherrschte, stand bei den deutschen Expeditionen das wissenschaftliche Moment gleichberechtigt neben dem sportlichen, so daß der Abbruch dieser Expeditionen zwar in sportlicher Beziehung bedauerlich gewesen sein mag, trotzdem aber wissenschaftlich stets eine reiche Ausbeute lieferte.

Im Sommer 1931 wurde von Paul Bauer der Versuch wiederholt. Auch um die Gipfel des Himalaya schwebte das gleiche Geheimnis und der gleiche Glaube, der viele Jahrzehnte vorher in den Alpen gelebt hatte: Die Einwohner waren in dem felsenfesten Glauben, daß schreckliche Dämonen dort oben hausten und immer neue Hindernisse in den Weg legten und Schwierigkeiten ersannen, um den Frevler aus der Region des ewigen Eises zurückzuschlagen. Aber deutsche Bergsteiger lassen sich nicht so leicht abschrecken. Diesmal gelang es bis 7500 Meter vorzudringen, dort erst setzten Lawinen von unvorstellbaren Dimensionen der Expedition ein Ende. Bei diesem Angriff mußte Hermann Schaller und sein Träger Papang ihre Kühnheit mit dem Tode büßen. Beim Aufstieg in einer steilen Rinne stürzten sie ab, während der dritte Mann, der an dem Seil befestigt war, mit dem Leben davon kam, da der Fessen das Seil wie mit einem Messer durchschnitt.

Unter den kühnen Gipfelstürmern, die zur Bezwingung jener Achttausender hinaufzogen, hat auch die deutsche Frau nicht gefehlt; Hetti Dyrenfurth, die Gattin des Professors Günther O. Dyrenfurth, ist wohl die einzige Frau der Welt, die bis 7000 Meter Höhe vorgedrungen ist. Wenn auch die Expeditionen des Professors Dyrenfurth keinen Achttausender bezwingen konnten, so war ihre wissenschaftliche Ausbeute derart groß, daß das demgegenüber gar keine Rolle spielte.

Neben dem Kantsch hat noch ein anderer der 8000er einen bedeutenden Namen in der Geschichte der deutschen Alpinistik erhalten, der Nanga Parbat, der sich über den Felsöden des Industales noch 2—3000 Meter erhebt und insgesamt mehr als 8 600 Meter hoch ist. Ihn hatte Willi Merkel, der hervorragende Münchener Bergsteiger, 1932 zu sehen bekommen, und von diesem Augenblicke an war dieser Berg zu seinem Lebenszjiel geworden. Die unvergleichliche Majestät dieses Berges hatte ihn so in ihren Bann geschlagen, daß er nach dem mißlungenen Angriff von 1932 sofort neue Vorbereitungen traf, um so bald als möglich einen neuen Angriff zu versuchen. Willi Merkel war Reichsbahnrat. In seinem Kollegenkreise gelang es ihm, für sein neues Projekt geeignete und begeisterte Anhänger zu finden, unter denen die Reichsbahnräte Baumeister und Drexel zu nennen sind, zu denen sich dann noch die als erstklassige Alpinisten bekannten Aschenbrenner, Wieland, Schneider, Welfenbach, Bechtold, Müllritter und Finsterwalder gesellten. Der Opferwille der deutschen Eisenbahner brachte die Mittel zu dem großen Unternehmen auf und schuf damit die Grundlage zu einer Verwirklichung. Begeistert und siegesgewiß zogen die Deutschen im Frühjahr 1934 hinaus, um die Expedition dort fortzusetzen, wo sie 1932 abgebrochen werden mußte. Am 1. Juni 1934 wehte zum ersten Male die deutsche Hakenkreuzfahne am Himalaya in 5003 Meter Höhe.

Aber bevor noch zum entscheidenden Vorstoß ausgeholt werden kann, trifft die Expedition ein schwerer Schlag. Drexel erkrankt und muß sich dazu entschließen zu einem tiefer gelegenen Lager abzusteigen. Mühsam auf zwei Skistöcke gestützt, gelingt ihm auch der Abstieg, aber als er im Lager ankommt, ist er schon derartig krank, daß Müllritter den Arzt aus einem noch tiefer gelegenen Lager herbeiholen muß. Eine Lungenentzündung greift um sich. Am nächsten Vormittag ist Alfred Drexel bereits bewußtlos, und als am Nachmittag der Arzt erscheint, ist jede Rettung ausgeschlossen. Rot steht die Sonne über dem Hindukusch, als Alfred Drexel mit einem sanften Lächeln einschläft, um nie mehr aufzuwachen!

Schwer trifft dieser Schlag die Expedition. Aber er kann den Unternehmungsgeist nicht brechen, mit dem die Expedition sich an diese gigantische Aufgabe gemacht hat. Willi Merkel bereitet den zweiten Angriff vor, welcher jedoch erst nach Jahren der erste Angriff gescheitert war. Am 26. Juni dringen Aschenbrenner, Schneider, Welfenbach und Müllritter bis zum Sattel unter dem Nakkot Piek vor. Ueber dem Firngrat des Silvorsattels sehen wir zum ersten Male unverhüllt die furchtbare Gewaltigung des Nangar Parbat. Der Nakkot Piek wird wenige Tage später bezwungen und der Weg zum Nangar Parbat scheint frei.

Am 7. Juli soll der endgültige Sieg errungen werden. Zwar ist das Wetter zunächst nicht ermunternd, aber in nahezu achttausend Meter Höhe gehört der Sturm zur Tagesordnung, und die Bergsteiger haben die ganzen letzten Nächte mit ihm zu kämpfen gehabt. Sie hoffen auf Aenderung des Wetters. Diese Hoffnung aber erweist sich als trügerisch. Von Stunde zu Stunde nimmt die Gewalt des Sturmes zu. Aus dem Sturm wird ein Orkan, die Gruppe von Menschen hat alle Mühe, nicht wie Staub in den Abgrund geschleudert zu werden. Noch um 11 Uhr morgens ist es durch die Sturmwolken dort oben völlig Nacht. Da erkennt Merkel, daß auch dieses mal das große Ziel nicht erreicht worden wird, denn diese Stürme sind von langer Dauer. An diesem Punkte ist auch ein Ausharren unmöglich, ganz abgesehen davon, daß die Lebensmittel nur einige Tage reichen würden. Merkel muß sich schweren Herzens zum Rückzuge entschließen. Auch das ist leichter gesagt als getan. Bedeutet der Sturm allein schon Lebensgefahr, so macht der Neuschnee, der den kühnen Männern bis an die Hüften reicht, auch den Abstieg zu einem Kampf auf Tod und Leben. Jeder Schritt kann den sicheren Tod bedeuten, ganz abgesehen davon, daß die Stellen des Aufstiegs nicht mehr wiederzuerkennen sind. Schneider versucht am Nachmittag einen Erkundungsvorstoß; bereits wenige Minuten später muß er umkehren, die Gefährlichkeit des Abstiegs einsehend. Es gibt im Grunde nur eines: abwarten. Aber abwarten bedeutet in jedem Augenblick die Gefahr von dem Orkan in die Tiefe geschleudert zu werden, bedeutet unter Umständen: erfrieren oder verhungern.

Auf Merkel lastet schwer die Verantwortung um das Leben seiner Kameraden. Der Abstieg muß erzwungen werden, koste es, was es wolle, denn hier in dieser Höhe sind sie alle verloren. So ordnet er am 8. Juli an, daß Schneider und Aschenbrenner die Spitze übernehmen sollen, während die anderen in einigem Abstand nachfolgen. Der Befehl wird ausgeführt. Das Schneetreiben ist so gewaltig, daß man keine Seillänge weit sehen kann. Bei jedem Windstoß müssen sich die Absteigenden hart gegen die Eiswand pressen, um nicht in die Tiefe gerissen zu werden. Die Nacht bricht herein. Unter unerhörten, übermenschlichen Schwierigkeiten gelingt es der Spitze, 2000 Meter abzusteigen und in orkanartigem Sturm das Lager zu erreichen.

Weiter rückt die Nacht vor. Der 9. Juli bricht an, ohne daß von den Nachfolgenden eine Spur oder ein Lebenszeichen vernommen wird. Aschenbrenner wagt den Versuch, sich noch einmal zum Hochlager durchzukämpfen, aber der Orkan wirft ihn zurück. Wieder verstreicht ein Tag ohne jede Kunde. Immer dichter wird der Neuschnee, und als in der Mittagsstunde der Sturm die Wolkenfetzen etwas auseinanderreißt, sieht Schneider in weiter Entfernung vier Männer beim Abstieg. Er ist der Ueberzeugung, daß es sich um Merkel, Wieland, Welfenbach und einen der Träger handelt. Mit Todesverachtung spurt er ihnen entgegen. Aber nicht die Vermeinten sind es, es sind nur vier Träger, denen das ungeheure Wagnis gelungen ist. Sie haben kaum das Lager erreicht, als sie alle nur wie Streichhölzer umknicken, denn sie sind alle bis zum Tode erschöpft. Kein Wort ist aus ihnen herauszukriegen. Erst als sie am folgenden Tage wieder eingermaßen zu Kräften gekommen sind, gelingt es Schneider und Aschenbrenner, etwas über die Kameraden, die noch im Eissturm am Nangar Parbat stecken, zu erfahren. Es ist wenig genug, was sie zu künden wissen, denn jeder der vier hatte mit sich selbst genug zu tun, um das eigene Leben zu retten.

Ein Tag vergeht nach dem anderen, ohne daß Kunde von oben kommt. Als am 13. Juli noch keine Nachricht da ist und das Wetter sich für Stunden etwas aufklärt, unternehmen Schneider und Aschenbrenner einen neuen Vorstoß nach dem Lager 5. Unter übermenschlichen Schwierigkeiten erreichen sie es, aber in dem Zelt finden sie niemand, und vor dem Zelt liegt ein erfrorener Träger. Der neu einsetzende Sturm zwingt sie zum neuem zurück.

Sieben Tage sind bereits vorgangen, seit sie von Merkel und den Seinen sich trennten. Sieben Tage hausen die dort oben schon in ungeheurer Kälte, fast ohne einen Bissen zu essen, umtost von Lawinen und einem unvorstellbaren Orkan. Da geschieht ein Wunder. Ein Mann kommt von oben herab — nach sieben Tagen übermenschlicher Strapazen. Es ist Angsterink, der zweite Träger Merkels. Er kann nur noch mit grauenvoll verzerrten Zügen nach der Höhe deuten, dann bricht auch er zusammen. Aus seinen Schilderungen und denen der vier Träger kann man sich dann die grausige Tragödie, die sich dort oben abgespielt hat, zusammenreimen.

Merkel und seine Leute haben das Lager 7 nicht erreichen können und sind gezwungen gewesen, sich ein Zwischenlager einzurichten, eine Eishöhle zu graben. Wieland hat sich wohl Hände erfroren, einer der Träger ist bereits in der ersten Nacht gestorben und auch Welfenbach und Merkel waren bis zum äußersten erschöpft. Einen Tag später gelingt es dieser Gruppe, ins Lager 7 zu kommen. Aber es ist nur ein Zelt dort. Deshalb schickt Merkel die Träger weiter, jene Träger, die dann in der Tat glücklich das Lager 6 erreichten. Welfenbach stirbt an den Ueberanstrengungen in der Nacht zum 13. Juli. Auch Uli Wieland hat daran glauben müssen und kehrte nicht mehr aus jenen Höhen zurück. Merkel erlebt furchtbare Stunden. Er muß es noch fertigbringen, daß eine Kunde in die Welt hinausgeht, wie diese Katastrophe zustande kam. Er ist gebrochen, halb verhungert und am Ende seiner physischen Kräfte. Er beißt die Zähne zusammen und will es selbst zwingen, die schaurige Nachricht noch nach Lager 4 zu bringen. Aber schon vor dem Lager 6 verlassen ihn die Kräfte. Die Träger müssen eine Eishöhle graben, damit wenigstens für die Nacht eingermaßen Schutz vorhanden ist. Von den Trägern ist Angsterink verhältnismäßig noch am frischesten. Merkel, der nicht mehr aufrecht stehen kann, wird nur noch von dem einen Gedanken gepeinigt: Wie kommt die Kunde nach unten? Er zieht Angsterink zu sich heran und laßt ihm mit Aufbietung der letzten Kraft ins Ohr: „Nach Lager 4 — bringt die Kunde, was geschehen!" Und der Träger versteht ihn.

Vielleicht hat kein Mensch bis jetzt vollbracht, was dieser Träger erzwungen hatte, als er am 8. Tage glücklich das Lager 4 erreicht hatte. Und droben in der Eishöhle liegt Willi Merkel und neben ihm ein Träger im letzten Schlafe. Die Tragödie war zu Ende — auch der Nangar Parbat hatte seine Opfer gefordert.

*

Wieder sind Bergsteiger hinaufgezogen, um den Angriff auf das „Dach der Welt" zu wagen. Noch ist es keinem Menschen gelungen, einen der Achttausender zu bezwingen. Aber wer je den Versuch gemacht hat, läßt nicht davon ab, denn die ungeheure Großartigkeit dieser höchsten und größten Naturerscheinungen zwingt jeden rettungslos in ihren Bann. Wenn auch diese Angriffe wertvollste Menschenleben gefordert haben, der Mensch wird nicht Ruhe geben bevor er nicht der Natur ihre letzten Geheimnisse entrissen hat.

Ende.

Roman von Ralf Lange

Gewitter im März

7. Fortsetzung

„Ich werde heute abend mit Fräulein Schultheß nach Berlin fliegen, Herr Inspektor. Die Gegend hier ist reichlich aufregend."

„Die Fremden machen sie aufregend," brummte Lindemann. „Wir sind hier alle sehr ruhige und ordentliche Leute."

„Nach diesem unzweideutigen Kompliment darf ich mich dann wohl verabschieden," sagte Conrad lächelnd.

„Seien Sie nicht empfindlich, Herr Regisseur. Sie wissen genau, daß ich Sie nicht gemeint habe. Ich habe Sie nicht nur deshalb hierher gebeten, um Ihnen die Flucht Schelhwes mitzuteilen, sondern ich wollte Sie fragen, ob Sie vielleicht aus einer Andeutung Schlehwes oder Fräulein Schultheß' erfahren haben, wohin er sich gewandt haben könnte. Jeder Fingerzeig ist für die Nachforschungen von Nutzen."

Ohne Zögern sagte Conrad: „Nein, damit kann ich Ihnen leider nicht dienen." Und er dachte an die kleine Bar in der Joachimsthalerstraße. Wie sollte das Fräulein heißen? „Das ist schade. Aber ich habe es eigentlich auch nicht erwartet," meinte Lindemann belümmert.

Conrad hatte den Namen gefunden. Eiborly hieß das Fräulein. Ihm fiel zugleich ein, daß Schlehme in Verbindung mit diesem Fräulein gesagt hatte: falls etwas Unvorhergesehenes passieren sollte. Das Unvorhergesehene war nun geschehen, Schlehme hatte es vorhergesehen. Das nahm ihm Conrad seinen Schilderungen und denen der vier Träger kann man sich dann die grausige Tragödie, die sich dort oben abgespielt hat, zusammenreimen.

Merkel und seine Leute haben das Lager 7 nicht erreichen können und sind gezwungen gewesen, sich ein Zwischenlager einzurichten, eine Eishöhle zu graben. Wieland hat sich wohl Hände erfroren, einer der Träger ist bereits in der ersten Nacht gestorben und auch Welfenbach und Merkel waren bis zum äußersten erschöpft. Einen Tag später gelingt es dieser Gruppe, ins Lager 7 zu kommen. Aber es ist nur ein Zelt dort. Deshalb schickt Merkel die Träger weiter, jene Träger, die dann in der Tat glücklich das Lager 6 erreichten. Welfenbach stirbt an den Ueberanstrengungen in der Nacht zum 13. Juli. Auch Uli Wieland hat daran glauben müssen und kehrte nicht mehr aus jenen Höhen zurück. Merkel erlebt furchtbare Stunden. Er muß es noch fertigbringen, daß eine Kunde in die Welt hinausgeht, wie diese Katastrophe zustande kam. Er ist gebrochen, halb verhungert und am Ende seiner physischen Kräfte. Er beißt die Zähne zusammen und will es selbst zwingen, die schaurige Nachricht noch nach Lager 4 zu bringen. Aber schon vor dem Lager 6 verlassen ihn die Kräfte. Die Träger müssen eine Eishöhle graben, damit wenigstens für die Nacht eingermaßen Schutz vorhanden ist. Von den Trägern ist Angsterink verhältnismäßig noch am frischesten. Merkel, der nicht mehr aufrecht stehen kann, wird nur noch von dem einen Gedanken gepeinigt: Wie kommt die Kunde nach unten? Er zieht Angsterink zu sich heran und laßt ihm mit Aufbietung der letzten Kraft ins Ohr: „Nach Lager 4 — bringt die Kunde, was geschehen!" Und der Träger versteht ihn.

Vielleicht hat kein Mensch bis jetzt vollbracht, was dieser Träger erzwungen hatte, als er am 8. Tage glücklich das Lager 4 erreicht hatte. Und droben in der Eishöhle liegt Willi Merkel und neben ihm ein Träger im letzten Schlafe. Die Tragödie war zu Ende — auch der Nangar Parbat hatte seine Opfer gefordert.

*

Wieder sind Bergsteiger hinaufgezogen, um den Angriff auf das „Dach der Welt" zu wagen. Noch ist es keinem Menschen gelungen, einen der Achttausender zu bezwingen. Aber wer je den Versuch gemacht hat, läßt nicht davon ab, denn die ungeheure Großartigkeit dieser höchsten und größten Naturerscheinungen zwingt jeden rettungslos in ihren Bann. Wenn auch diese Angriffe wertvollste Menschenleben gefordert haben, der Mensch wird nicht Ruhe geben bevor er nicht der Natur ihre letzten Geheimnisse entrissen hat.

Ende.

„Ich kann mir gar nicht vorstellen, daß Sie sich so nett und ruhig mit jungen Damen unterhalten können."

„Mit Fräulein Schultheß kann ich mich sehr gut unterhalten. Sie hört zu, es interessiert sie, was man so erzählt, und das tut wohl. Ich kenne das gar nicht." Irrigls Gesicht hatte einen glücklichen und zufriedenen Ausdruck.

„Ich habe Herrn Irrigl noch einmal erzählen müssen, wie mir Graf Schlehwe das Leben gerettet hat und wie überhaupt alles so gekommen ist."

„Ja, der Graf ist ein wundervoller Mensch," sagte Irrigl begeistert und erhob sich. „Jetzt will ich aber hinuntergehen. Ist Herr von Meier unten?"

„Er ist in der Gaststube. Hören Sie mal zu, Herr Irrigl. Sie dürfen den Rechtsanwalt nicht zu schlecht behandeln. Ihm geht es nicht gut. Er hat mir gestanden, daß er sein Geld zur Rückreise nach Berlin hat. Er fürchtet nämlich, Sie seien bereits abgereist. Sie haben doch schon eine Fahrkarte gelöst."

„Ich habe sogar zwei Fahrkarten gelöst, Herr Regels. Ich bin ja gar nicht so. Aber ich kann diese Bevormundung und diese Anmaßung nun mal nicht vertragen. Das wirkt wie ein rotes Tuch. Weshalb sagt mir der Mann nicht offen und ehrlich, daß es ihm drecklig geht? Weshalb behandelt er mich wie einen dummen Jungen? Bloß weil meine Frau ein so unsinniges Testament aufgesetzt hat. Ich werde ihn schon kurieren. Heute ist mit August Irrigl nicht gut Kirschen essen."

„Nun lassen Sie ihn man zufrieden, Herr Irrigl," empfahl ihm Conrad, denn er fühlte, daß Irrigl noch etwas vorhatte.

Irrigl war inzwischen bis zur Tür gegangen. Dort drehte er sich noch einmal um und sah Conrad über die runde Brille an.

„Eine einzige Freude muß ich mir noch gönnen. Ich will bei ihm einmal das letzte Wort haben. Er soll ganz still sein und mir nicht über den Mund fahren. Dann bin ich zufrieden. Es handelt sich ja eigentlich gar nicht um ihn, sondern um meine Anna, er ist doch immer noch gewissermaßen ihr Stellvertreter. Wenn mir das gelingt, wenn ich wirklich das letzte Wort habe, dann bin ich sozusagen mit Anna auch ausgesöhnt. Dann bin ich rehabilitiert, so sagt man doch wohl?"

Conrad lächelte verstehend. „Wie wollen Sie das machen?"

Irrigl sah ihn verschmitzt an, und dann ließ er seinen Blick zu Christa wandern, die über ihren Koffer gebeugt war.

„Ich werde ihm jetzt erzählen," sagte er langsam, als genösse er jedes Wort, „daß ich heute nachmittag telegraphisch meine Bank angewiesen habe, noch heute dem Berliner Staatsanwalt zwölftausend Mark zu überweisen, und zwar im Auftrage des Grafen Schlehwe, mit dem Vermerk, daß es sich um den Rest der von der verstorbenen Frau des Bäckermeisters Irrigl entliehenen fünftausendreihundert Mark handele. Das übrige Geld sei der Kaufpreis der Ländereien gewesen und an den Verkäufer bezahlt. Das heißt also, daß der Graf außer Verfolgung gesetzt werden muß, denn nun liegt doch kein Betrug mehr vor. Nun kann er auch Fräulein Schultheß heiraten. Was sagen Sie dazu? Was wird Herr von Meier für ein Gesicht machen?"

Conrad sah nicht die jungenhafte Freude über diesen Streich in dem alten lederfarbenen und zerknitterten Gesicht. Er ließ sich auf einen Stuhl fallen und stierte einen Augenblick fassungslos auf das Muster des abgetretenen Teppichs. Als er Christas behorgte Hand auf seiner Schulter fühlte, riß er sich zusammen und sagte: „Das ist einfach toll."

„Nicht wahr?" frohlockte Irrigl, der die Worte für Beifall hielt. „Und dabei risikiere ich nichts. Das Geld kriegt Herr von Meier als Vermögensverwalter, und wenn ich sechzig Jahre alt werde, muß er es mir wieder auszahlen. Das nennt man wohl eine Transaktion."

Conrad stand wieder auf und gab Irrigl die Hand. „Ich glaube, daß Sie das nicht allein aus dem Grunde getan haben, um Meier zu ärgern und um sich, wie Sie sagen, zu rehabilitieren."

„Nein, ganz allein nicht," murmelte Irrigl verlegen. „Es ist doch auch nicht nötig, daß zwei lebende Menschen wegen einer Toten unglücklich werden sollen."

„Das finde ich auch. Fräulein Schultheß wird Ihnen das nie vergessen, nicht wahr, Christa?"

Christa trat auf ihn zu und wollte sich bedanken. Sie war vollkommen benommen von der Eröffnung Irrigls, sie verstand die Zusammenhänge nicht ganz, sie begriff nur, daß Lutz frei sein würde.

Irrigl wehrte den Dank ab. Er öffnete die Tür und winkte ihnen zu. Dann knarrte die Treppe unter seinen vorsichtigen Schritten.

„Er wird eine große Enttäuschung erleben", sagte Conrad und starrte nachdenklich auf die Tür, „denn er hat, ohne es zu wollen, Meier gerettet. Von dem Geld kann er endlich seine Kosten und sein Honorar abziehen. Hoffentlich ist Meier still vor Glück, sonst fürchte ich neue Komplikationen."

„Conrad", sagte Christa leise und hängte sich an seinen Arm. „Jetzt wird Lutz frei."

Conrad nickte. Er konnte nicht sprechen, sein Gaumen war plötzlich trocken und heiß.

„Wollen wir es ihm nicht gleich mitteilen?"

„Es geht nicht, Christa", sagte er mühsam. Nun mußte er es ihr doch sagen. „Lutz ist auf dem Transport nach Memmingen entflohen."

Sie ließ seinen Arm los und stemmte sich gegen den Tisch. In ihr Gesicht trat ein gespannter Ausdruck, die Flügel ihrer ein wenig aufwärts gerichteten Nase zitterten leise.

Conrad streifte ihr Gesicht mit einem schnellen Blick, sah dann schräg auf den Tisch und wartete auf irgend etwas. So ganz genau weiß man bei ihr nie, was geschieht, dachte er mit einer leise aufkommenden Spannung.

„Das durfte er nicht tun", sagte sie mit einer tiefen traurigen Stimme. „Ich habe bis eben fest an seine Unschuld geglaubt. Das kann ich nun nicht mehr." Sie stieß sich mit einer gewissen Hast vom Tisch ab und ging wieder zu ihrem kleinen Koffer zurück.

Die Schranktür knarrte höhlich, sie hing plötzlich von selbst auf. Der Lichtreflex ihrer zersprungenen Spiegelscheibe wanderte geräuschvoll wie ein lebendes Wesen durch das Zimmer.

Conrads Blick folgte dem knarrenden Schein, er blieb auf einem billigen Oeldruck der Madonna stehen und ließ ihre verblaßten Farben aufleuchten. Sie ist ein frommer Mensch, dachte er beim Anblick des Bildes. Ihre Liebe ist ein Glaube, wenn sie nicht mehr glaubt, kann sie nicht mehr lieben. Aus dieser Erkenntnis heraus sagte er: „Sie sind ungerecht, Christa. Lutz floh nicht, weil er sich schuldig fühlte, sondern weil er nur in der Freiheit die Möglichkeit hatte, seine Unschuld zu beweisen."

Christa drehte sich zu ihm um, ihre Arme hingen lang und kraftlos an ihrem Körper herab, sie lächelte in einer mitleidig-mütigen Art. „Sie meinen es gut, Conrad. Sie wollen mir und ihm helfen. Darüber freue ich mich sehr. Aber was Sie da eben gesagt haben, glauben Sie selbst nicht. Das haben Sie sich ausgedacht."

„Nein, Christa. Das hat mir Schlehwe auf dem Korridor angedeutet. Ich habe nur nicht gleich verstanden, was er meinte. Es wurde mir erst klar, als ich von seiner Flucht erfuhr."

„Sie glauben fest an seine Unschuld?"

„Ich bin kein Richter. Ich meine, man kann vor dem Gesetz schuldig werden und sich trotzdem unschuldig fühlen. Der Zweck einer Tat entscheidet für mich die Schuld. Ich habe jedenfalls die Flucht nicht für einen Beweis seiner Schuld gehalten."

Christa schwieg eine Weile. Dann sagte sie vorsichtig, als fürchte sie, ihm wehe zu tun: „Ich möchte mich gern von Ihnen überzeugen lassen, Conrad. Aber ich fühle, daß Ihre Worte zu sehr aus dem Herzen kommen, daß sie einen Zweck haben sollen. Ein kluger Mensch könnte sicher sehr viel dagegen sagen. Ich will es nicht, ich will versuchen, nicht ungerecht zu sein, bis Lutz vor mir steht und mir sagt, weshalb er geflohen ist."

„Na," sagte Conrad bedrückt, „das ist wohl das beste. Er hat mir eine Adresse in Berlin gegeben, wo wir ihn treffen werden. Ich gehe jetzt hinunter. Christa, ich will mal sehen, was die beiden Menschen machen. Heute werden wir nicht mehr starten, es ist zu spät."

Sie sah ihn mit einem langen fragenden Blick an, als wolle sie ein Rätsel ergründen.

Conrad ging schnell zur Tür, es war eine Flucht aus dem Bereich ihres Blickes.

Hinter ihm sagte Christa: „Ich glaube, Conrad, daß Liebe egoistisch macht. Ich habe mich erst in dieser Sekunde gefragt, weshalb Sie sich so selbstlos für mich und Lutz einsetzen, weshalb Sie für uns sogar eine alte Freundschaft opfern. Ich finde keine Antwort. Weshalb, Conrad?"

Er hatte inzwischen die Tür geöffnet und stand schon jenseits der Schwelle. Als er sich umwandte, sah er durch die halboffene Tür, wie Christa ihm langsam und in einer Art schlafwandlerischer Sicherheit folgte.

In ihm krampfte sich etwas zusammen, ein großes, starkes Gefühl zwängte sich in einem kleinen verborgenen Winkel der Brust, das war ein schmerzhafter Vorgang.

„Ich kann von Ihnen kein Opfer mehr annehmen, Conrad", hörte er Christa leise sagen.

Das große, starke Gefühl kauerte nun zuckend in dem engen Winkel. Er sah Christa mit einem feindlichen Blick an und sagte: „Gott, wie pathetisch, Christa. Sie suchen Rätsel, wo gar keine sind. Sie dürfen nicht Opfer von mir annehmen. Es sind in Wirklichkeit keine Opfer. Ich hoffe nämlich, daß Sie und Schlehwe dem stellungslosen Reklamefieger auch helfen werden, wenn es Ihnen gut geht. Ich glaube, daß ich damit Ihre Frage genügend beantwortet habe."

Christa blieb plötzlich stehen. Conrad sah, wie ein flüchtiger Schatten der Enttäuschung über ihr Gesicht flog. Doch dann lächelte sie in einer besonderen Art, die Conrad vollkommen aus der Fassung zu bringen drohte.

Er schloß die Tür und flüchtete die Treppe hinab.

In der Gaststube war nur der Wirt.

„Die Herren sind eben weggegangen, in zehn Minuten fährt ihr Zug. Sie lassen Ihnen und Fräulein Schultheß herzliche Grüße bestellen."

„Danke", sagte Conrad abwesend und setzte sich an einen Tisch. „Geben Sie mir einen starken Grog."

„Die Herren haben auch Grog getrunken. Sie waren sehr guter Laune und sind Arm in Arm weggegangen", sagte der Wirt, dann ging er in die Küche, um heißes Wasser zu holen.

So ist das also, wenn man einen Menschen liebt und es nicht darf, dachte Conrad und preßte seinen glühenden Kopf in die heißen Hände.

Sommerglück

Von Axel Rasmussen

Duft von Wiese, Wasser und Wald. Und atmende Stille.
Ab und an ein selig verlorener Blick
In die Bäume des Himmels. Und Fülle
Der Sonne, der Wärme, des Lichts. Das ist Glück.

Glück ist es, weich und gelöst im Grase zu rasten,
Von keiner Sorge, von keiner Bängnis gestreift.
Fern liegt die Welt. Ihr Mühen, ihr Werken, ihr Hasten.
Nah ist das Feld, das der Ernte entgegenreift.

Nah ist der Halm, der Käfer, der Schmetterling,
Zierlicher Blütenkelch neigt sich zärtlich die zu.
Nichts von dem, was hier lebt, gilt deinem Auge gering.
Alles ist dir verbunden, gibt dir ein brüderlich „Du".

Feierlich schreitet der Sommer und groß durch das Land.
Alles haucht leise er an mit seiner atmenden Glut.
Und unterm Himmel, der weit und seiden sich spannt,
Wiegt sich die Erde und träumt. Und reift. Und schlumm

Als Christa kam, hatte er drei Grog getrunken. Seine Augen glänzten, er war aufgeräumt und ein wenig laut, seine Bewegungen waren groß und weit ausholend. Er erzählte mit einer wilden Freude von den gefährlichen Augenblicken aus seinen Luftkämpfen über Flandern und dem Chemin des Dames, von abstürzenden Maschinen und einem jungen englischen Flieger, der von seiner Staffel heruntergeholt war.

Christa saß stumm neben ihm und wagte ihn nicht zu unterbrechen. Nachdem sie gegessen hatten, stand sie plötzlich auf.

„Gute Nacht, Conrad, schlafen Sie gut."

Er hielt ihre Hand fest. Ihre schlanke, schmale Gestalt verschwand vor seinen Augen.

„Weshalb wollen Sie schon gehen, Christa? Es ist doch so lustig."

Sie machte sich sanft los. „Ich habe Angst vor Ihnen, Conrad." Ohne sich umzusehen, ging sie hinaus.

Conrad lachte verächtlich auf und bestellte sich einen neuen Grog. Er trank mit dem Wirt bis Mitternacht. Sie sangen manchmal Kriegslieder. Als Conrad sich erhob, war er vollkommen nüchtern.

Er lag lange wach im Bett und starrte in die Dunkelheit. Er fühlte sich in einer Falle gefangen, aus der es kein Entrinnen mehr gab. Dieser Abend hatte eine Kluft zwischen ihm und Christa aufgerissen, die wohl nicht wieder zu überbrücken war. Und das war gut so. So sollte es ja auch sein.

Am nächsten Morgen standen sie sich wie zwei fremde Menschen gegenüber. Sie wichen sich in Worten und Blicken aus.

Als die „Motte" in die tiefhängenden Wolken stieß, hatte sich Conrad wiedergefunden.

Irgendwo da unten lag Uffenried mit seinen schmerzlichen Erkenntnissen. Da vorn lag Berlin, wo Schleyhe auf die junge Dame hinter ihm wartete. Er hatte sie sicher abzuliefern, das war seine Pflicht.

Und dann fing ein neues Leben an, in dem es viel Arbeit geben mußte. Wie hatte Prange gesagt: Müdesein ist die Hauptsache im Leben.

Es mußte herrlich sein, jeden Abend todmüde von der Arbeit ins Bett zu fallen. Dann blieb einem gar keine Zeit zum Denken. Dann konnte man sich an den Glauben gewöhnen, daß es nie ein Uffenried, einen Inspektor Lindemann, einen Anwalt, der zu seinem Leidwesen Sylvester von Meier hieß, und einen etwas schrulligen Bäckermeister Irrigl gegeben hatte.

Und selbstverständlich auch keinen Graf Schlehwe und kein Fräulein Schultheß. Selbstverständlich nicht!

7. Kapitel.

„Herr Regesa ist da, Fräulein Linnekogel", sagte der weißhaarige Diener und ließ Conrad mit einem freundlichen Nicken in das Sekretariat Koerbers eintreten.

Die nicht mehr ganz junge, sehr hagere Dame mit dem aufgesteckten Haar und den schwarzen Ueberziehärmeln erhob sich, bat ihn, in dem Sessel Platz zu nehmen und einen Augenblick zu warten. Da seien Zigaretten und die Zeitung.

Fräulein Linnekogel ging an ihre Maschine zurück und nahm von ihm keine Notiz mehr. Die Atmosphäre war ausgesprochen feindlich, das empfand Conrad deutlich.

Aber das machte ihm nichts aus. Er hatte es sich so gewünscht. Nun war hier nichts mehr von Mätteln und Unklarheiten wie vor drei Tagen, sondern er saß in dem nüchternen Sekretariat des Bankiers Dr. Koerber wie ein Kunde der Bank. Der Bankinhaber war auf diesen Kunden nicht sehr gut zu sprechen, und es würde wahrscheinlich eine heftige Auseinandersetzung geben, wie aus dem Benehmen der Sekretärin zu entnehmen war. Sekretärinnen sind die Spiegel der Launen und Stimmungen ihrer Chefs. Das war hier so, das war bei Direktor Himmelbach nicht anders gewesen, und so wird es überall sein. Sie ist sicher ein kapferes und zuverlässiges Mädchen, dachte Conrad und betrachtete interessiert den Kopf der Sekretärin. Sie konnte aus Potsdam stammen. Potsdam ist die einzige Stadt der Erde, wo man das Haar so trägt. Ob ihr Vater General war?

Seine ungenierte Betrachtung schien ihr peinlich zu sein. Sie zuckte mit der etwas mageren und hohen Schulter — es war eine Gebärde des Unwillens — und sah angestrengt und mit verkniffenem Mund auf ihr Diktat. Ihr Profil hand scharf gegen das Fenster, es war hart und bitter wie das Profil Friedrichs des Großen.

Im Zimmer Koerbers wurden Stühle gerückt. Stimmen sprangen auf. Es waren die Geräusche eines Aufbruches.

Dann öffnete sich die Tür. Ein großer, breitschultriger Mann mit einem saftig-gesunden Gesicht trat heraus. Hinter ihm tauchte Koerbers hohe, schmächtige Gestalt auf.

„Ich kable also morgen von London, wie die Sache steht, Herr Doktor", sagte der große breitschultrige Mann. Er sprach die Vokale dunkel und die Konsonanten guttural aus.

„Bitte, so früh wie möglich, Herr ten Colen, es muß klappen." Koerber begleitete seinen Besuch bis zur Tür des Sekretariats und begrüßte dann Conrad in der kühlen, sachlichen Art, die er an ihm gewohnt war.

Es wurden keine Worte gewechselt. Conrad erhob sich und ging hinter Koerber in dessen Zimmer. Koerber ließ seinem Besucher nicht den Vortritt, aber aus seiner Haltung sah Conrad, daß es keine bewußte Verletzung sah Conrad, daß es keine bewußte Verletzung sah Conrad, daß es keine bewußte Verletz

Vom Dreispitz zum Tschako

Polizeiuniformen von einst bis heute

Der Weg zur Einheitsuniform

Der Werdegang der Polizeiuniformen des vorigen Jahrhunderts
Ganz rechts ein Polizeibeamter der preußischen Schutzmannschaft mit dem obligaten Zylinder und der daran befindlichen Nummer.

Als der Führer vor kurzem den Reichsführer der SS Himmler zum Chef der deutschen Polizei ernannte, erfolgte wenige Tage darauf eine neue Maßnahme auf dem Wege zur Einheitspolizei, zur Reichspolizei: der Vorschlag einer neuen Einheitsuniform für die gesamten deutschen Polizeibeamten. Nur wenige Volksgenossen wissen, wie notwendig diese Anordnung war, denn es gab im Deutschen Reich bisher nicht weniger als 40 verschiedene Polizeiuniformen. Vielleicht wußte manch einer, daß der Tschako des sächsischen Polizeibeamten ein wenig anders aussah als der des preußischen Beamten, oder daß der Bayer seiner Pickelhaube treu geblieben war, aber kaum jemandem gab es, der von den 40 verschiedenen Uniformen, die gänzlich unterschiedlich in Tuch und Farbe waren, eine Vorstellung hatte. Nun wird es nicht mehr lange dauern, bis mir die Polizeibeamten alle in einer einheitlichen Uniform sehen, die nur, nach ihren Aufgaben getrennt, geringe Unterschiede aufweisen wird. Bis hierher jedoch war es ein weiter Weg, und es lohnt, einmal die bunte Vielgestaltigkeit der Polizeiuniformen von altersher einem kleinen Rückblick zu unterziehen.

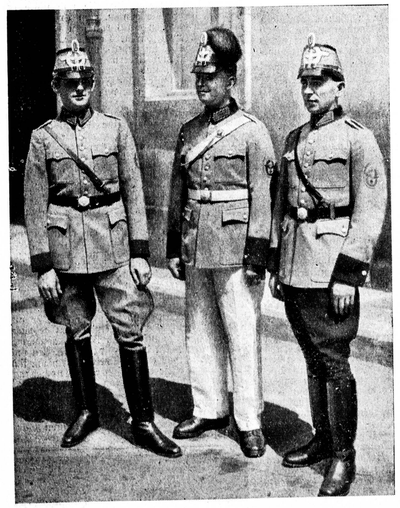
Eine Polizei gibt es eigentlich schon, solange überhaupt die Menschen in den ersten Gemeinschaften zu leben begannen. Daraus erwuchs die Notwendigkeit, einen Sicherheitsdienst zum Schutze der Bürger und zum Wohle der Allgemeinheit zu schaffen. Von den Athenern wissen wir, daß sie ihre Stadt in Polizeibezirke eingeteilt hatten und durch Streifen die Straßen abpatrouillieren ließen, wie es auch heute üblich ist. Auch die Liktoren Roms waren nichts anderes als etwa ein „Ueberfallkommando". Von den Staaten der Neuzeit kann sich Frankreich rühmen, als erstes Land einen wirklich vollendet durchorganisierten Polizeisicherungsdienst besessen zu haben. Napoleon Bonaparte hat es sogar für notwendig gehalten, ein besonderes Polizeiministerium zu errichten, das an der Spitze dieser vorbildlichen Organisation stand.

Wenn wir in unserer deutschen Geschichte zurückgehen, so stoßen wir auf eine polizeiähnliche Einrichtung erst in der Zeit des starkwerdenden Bürgertums. Beim Baueramt schien die Notwendigkeit einer Amtsperson bei Austragung von Streitigkeiten überflüssig zu sein. Frühzeitig tauchen die Ratsboten und Stadtboten mit ihren Hellebarden auf, und aus dieser Zeit stammt auch die erste zuverlässige Nachricht von einer einheitlichen Uniform — es ist der Beginn der Neuzeit, etwa 1565. Ein sogenannter Feldprofoß, also ein Feldpolizist, trug sie. Die Wirren des 30jährigen Krieges mit der ständig weiter um sich greifenden Unsicherheit und Gefahr erforderten eine ernstere Durchführung einer polizeilichen Organisation. Sehr merkwürdige und uns heute nicht immer ganz zuverlässig erscheinende „Beamten" sind es, die damals das Auge des Gesetzes repräsentierten. „Lagerwaibel", „Stadtknechte" oder auch „Feuerwächter", dies waren die Titel, unter denen sie ein sehr bewegtes Leben führten. Die Kriegswirren verfolgen, und mit ihnen verschwanden jene martialischen Gestalten, die von Leuten abgelöst wurden, die aus der Ratsstube kamen. Sie trugen Hellebarde und Säbel nur noch zu besonderen Anlässen.

Ende des 18. Jahrhunderts hat ein Polizeikommissarius die friedericianische Uniform mit langen weißen Gamaschen und Hut. Sein Nachfolger trägt weiße Stiefelhosen in Langschäftern, weiße Weste, dunklen Uniformrock mit Schößen und Stulpenhandschuhe.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts nahm die Unsicherheit auf dem Lande während der Besetzungszeit durch die Franzosen wieder zu. Durch einen Erlaß Friedrich Wilhelms III. wurde nach

Die Polizei zu Pferde
Von der friderizianischen Polizei bis zum heutigen Schupo. Der zweite von links ist ein alter Bekannter, der „Vorkriegsschutzmann".



Die neuen Einheitsuniformen
Links ein Gendarmeriebeamter im Dienstanzug. In der Mitte ein Gemeindepolizeibeamter in Paradeuniform mit dem Haarbusch auf dem Tschako rechts ein Schutzpolizeibeamter im Dienstanzug. An den Entwürfen für die neuen Uniformen war der Reichsbeauftragte für künstlerische Formgebung, Schweitzer, hervorragend beteiligt.

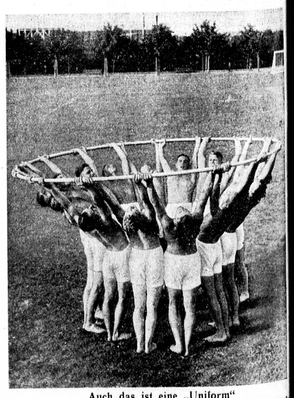
Unser Freund von der Straße

Jahre später eine niedrigere Form erhält. Da die Mitglieder der preußischen Schutzmannschaft meist gediente Unteroffiziere sind, dürfen sie auch ihre Tressen auf dem neuen Dienstrock tragen, und das war der Fall, solange einer dieser Blauberocken überhaupt noch Dienst tat. Uebermäßige Volksverbundenheit kann dem wohlbeleibten Vorkriegsschutzmann nicht vorgeworfen werden. Ja, es gab sogar Zeiten, da umgab ihn, wo immer er auch auftauchte, eine Atmosphäre des passiven Widerstandes seitens der Bürgerschaft, die gegenüber dem uniformierten Repräsentanten des Staates nur wenig Wohlwollen hegte.

Der Krieg brachte auch hier eine gewaltige Wandlung. Der Vorkriegsschutzmann verschwand. Er hätte sich auch gegenüber den mit allen Feuerwaffen ausgerüsteten aufgeregten Volksmassen der Nachkriegszeit nicht durchsetzen können. Selbstschutzorganisationen und Freikorps traten auf, die die Regierung zwar nicht billigten, aber trotzdem, alles riskierend, den Staat vor völligem Zusammenbruch retteten. Aus ihrem Bestande wurde 1919 die grüne Sicherheitspolizei gegründet, die als „Sipo" ihre erste Polizeiuniform erhielt. Meist aus Frontkämpfern und jungen Leuten bestehend, hat sie in der Nachkriegszeit wahrlich nicht lange warten brauchen, sich Lorbeeren zu erringen. Die Namen ihrer Helden, die an allen Orten deutschen Polizei wurde. Weist aus Front- in der Nachkriegszeit wahrlich nicht lange warten brauchen, sich Lorbeeren zu erringen. Deutschlands im Kampfe gegen den roten Aufruhr fielen, sprechen eine beredte Sprache.

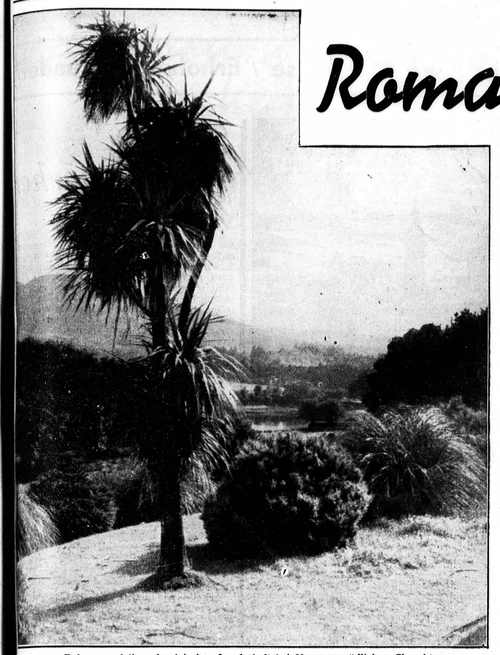
Im Oktober 1920 forderte die Entente die Auflösung dieser zentral organisierten Polizei und deren Unterstellung unter örtliche Dienststellen. Die Umwandlung der Uniform in das friedliche Blau vollendete die letzte Etappe. Die gute alte Pickelhaube war längst beiseitegelegt worden. Der Tschako der Jägerregimenter wurde die Kopfbedeckung im Dienst und ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Auch die neue Einheitsuniform hat ihn wieder übernommen. Der Weg zu ihr war nicht leicht. So ist das Produkt der Erfahrungen, die in Jahrhunderten gesammelt werden mußten. Künstlerischer Formensinn hat sie heute mitgestaltet zu dem, was sie geworden ist: ein neues Symbol eines geeinten deutschen Staatswesens.

Ein „Blauer" stellt einen Hochradfahrer fest
Sein Kollege von heute beobachtet schmunzelnd die Szene (ein Bild aus einer Aufführung)



Auch das ist eine „Uniform"
Der Sport spielt heute bei der Polizei eine maßgebende Rolle.

(Presse-Bild-Zentrale 3, Scherl Bilderdienst 1, Heinrich Hoffmann 1, Selle-Eysler 1, K)



Palmen verleihen der irischen Landschaft bei Kenmare südlichen Charakter

Romantisches Irland

Reisebildbericht von Max Worlitz

Der Besuch fremder Länder ist nicht nur für den deutsche ein Erlebnis — nein, auch hier in Irland bedeutet es für den Einheimischen eine Sensation. In großen Lettern verkünden die irischen Zeitungen die Nachricht über die bevorstehende Ankunft der Deutschen im Hafen von Cobh. Rechtzeitig werden alle Vorbereitungen zu einem würdigen Empfang getroffen.

Der Hafen Cobh ist ein einsamer und ruhiger Hafen, umgeben von hohen blauen und wie es scheint nur künstlich bewachsenen Bergen und liegt in der idyllischen Bantry-Bay, an der Südwestküste Irlands.

Langsam zieht unser stolzes Schiff in den Hafen ein. Unsere Stimmung wird leider — durch leichten Regen und Wind, der die Nebelfetzen dahinjagt — getrübt; ab und zu zeigen sich die hohen Berge Irlands — um bald aber wieder von den Wolken ganz eingehüllt zu werden.

Kurze Kommandorufe ertönen und dann ein Klingeln — der Anker ist herabgelassen. Schon haben die ersten Boote am Schiff festgemacht, und nach Erledigung der Landungsformalitäten beginnt das Ausbooten. Da die Boote nicht ausreichen, sind die „Rettungsboote" unseres Schiffes hier gemacht und werden zur Beförderung der Passagiere benutzt.

Inzwischen ist uns auch der Wettergott gnädig geworden, zunächst blinzelt nur ganz verstohlen die Sonne durch die sich nun zerteilenden und mehr und mehr auflösenden Wolken. Unsere Stimmung wächst. Lachen und Fröhlichkeit spiegelt sich auf allen Gesichten wider. Am Landungssteg geht in kurzen Abschnitten der erste „Bobs" hin und ab. Er schmunzelt und lacht, bereitwilligst gibt er uns Antwort auf unsere Fragen — wenn auch die Verständigung nicht immer glatt vonstatten geht — so bleibt er trotzdem immer höflich. Den Photoamateuren dient er als „Opfer", in allen Positionen und Haltungen steht er seinen Mann. Kleine Verkaufsstände und Händler bieten Ansichtskarten an; zur leichteren Abwicklung der Geschäfte sind Einheitspreise geschaffen, ganz gleich, ob man große Ansichtskarten kauft oder eine Mütze, jedes Päckchen — ein Schilling.

Herzlichen Grüße gehen zur Heimat.

Aus allen Teilen des Landes sind große rote Doppeldecker Autobusse herbeigeholt, um in langer Fahrt den Deutschen die eigenartige und herbe Schönheit Irlands zu zeigen. Es steht schön aus, wenn die 20 Autobusse in langgezogenen, gleichen Abständen sich um die Berge herumschlängeln, bald sehen wir einige oben auftauchen — nach rückwärtsschauend — wieder einen Teil der langen Wagenkolonne dahinziehen — andere wieder weit unten an den Bergen entlang fahrend — wie kleine Käfer huschen und tauchen immer wieder neue hinzu oder verschwinden in den Kurven. Herrlich ein hübsches und amüsantes Bild. Unsere Augen werden nicht müde, den vielen Eindrücken, die wir auf dieser Fahrt genießen. Die Berge und Landstraßen sind vielfach eingesäumt von ganzen in voller Blüte stehenden, farbenfreudigen, roten Fuchsienhecken und gelben Ginsterbüschen. Auf den Bergen weiden kleine, rotbraune Bergschafe und Rinder, verwundert schauen sie uns nach.

Immer abwechslungsreicher wird unsere Fahrt. Das höchsten Berg Irlands, den 1041 Meter hohen Carrantuo-Hill, behalten wir wie ein Wahrzeichen fast immer im Auge. Vorbei geht es an vielen kleinen Bergseen mit felsigen, bewaldeten Inseln, die von hohen und üppig wuchernden Laubbäumen umgeben sind. Unterwegs treffen wir Baum- und Gewächsarten an, die wir hier bestimmt nicht erwarten. Feigen, Lorbeer und Zedern geben der Landschaft eine eigene Note. Durch die Nähe des Golfstromes herrscht hier aber eine geradezu tropische Vegetation. Langsam nähern wir uns unserem nächsten Ziel — es ist dies die Ruine der Muckroß-Abtei.

Muckroß-Abtei liegt bei der alten Bischofsstadt Killarney und wurde im Jahre 1330 von dem irischen Clan-Fürsten Danal MacCarthy Mor als eine der wichtigsten Niederlassungen des Franziskanerordens gegründet. Die ersten Ansiedlungen als christliche Kultstätte reichen sogar bis ins 6. Jahrhundert zurück. Mit den einzigartigen, schönen und malerischen erhaltenen Kreuzgängen und klösterlichen Gewölben ist die Ruine ein lebendiges Denkmal irischer Geschichte. Im Jahre 1652 wurde die Muckroß-Abtei durch Oliver Cromwell, seinem englischen Eroberer, der alle Klöster und Kirchen zerstörte, nicht verschont. Die Mönche flüchteten, soweit sie konnten, die anderen wurden verfolgt und getötet. Aber auch schon früher spielten sich hier schwere Kämpfe ab. Im Jahre 1770 siedelten sich erneut Mönche an, die 1850 im neugegründeten Kloster in Killarney Aufnahme fanden.

Neben der Geschichte der Abtei ist besonders ihre Architektur von Interesse. Sie ist in der Hauptsache gotisch mit einer Beimischung normannischer und romanischer Elemente. Typisch für die Franziskanerklöster in Irland sind auch hier die fast völlig fehlenden Verzierungen. Das Ostfenster im Chor zeigt beispielsweise keine Ornamente. Die Kreuzgänge, die Schwibbogen und Pfeiler zeigen ebenfalls kaum etwas davon. Aber neben dieser Stilart der Abtei gibt es auch manches, was weder gotisch noch normannisch ist, sondern einen typisch reinen irischen Stil darstellt. Beim Eintritt in die Abtei von Westen her bietet sich ein wundervoller Blick auf das Schiff und die Kanzel und durch die Bogen des Turmes auf das herrliche Offenfter des Chores. Das Schiff hat eine Länge von 34 m, eine Breite von 8 m. Die Hauptmauern sind 1½ m dick. Im Kloster ruhen seit dem Verfall der Abtei die Gebeine zahlreicher adliger Umwohner. Keltische Steinkreuze mit wunderbarer Meißelarbeit, Porzellankränze unter Glaskuppeln, Marmortafeln mit Inschriften, mit Efeu überwucherte Grüften sind stumme Zeugen. Zwei Altäre stehen in dem Raum, drei in der Kapelle der Mutter Gottes, die 1440 an der Südseite des Schiffes entstand und ein Fenster später Gotik enthält. Noch bis vor 100 Jahren wurde hier Gottesdienst gehalten.

Heute aber schauen Deutsche aus allen Fenstern — aus den Spitzbogen und über Säulenreste — stehen in den feuchten Kreuzgängen — und photographieren diese eigenartige, herrliche Anlage in allen nur erdenklichen Stellungen. Etwas abseits liegt der Mönchswald. Kräftige, trotzige, vermilderte Baumriesen strecken ihre Aeste gen Himmel — ein Stück Ruinenromantik.

Wir rüsten zur Weiterfahrt nach Killarney. Hier ist gerade Viehmarkt. In kleinen, zweirädrigen Wagen sind die Ferkel und Schweine eng zusammengepfercht und warten auf ihren Besitzwechsel. Auf den Straßen und Bürgersteigen stehen Rinder- und Schafherden. Die Geschäfte werden auch hier, wie im Viehhandel allgemein üblich ist, durch Handschlag getätigt. Mit welcher Ruhe werden hier die Kaufverhandlungen geführt; die Stille wird nur vom Blöken der Schafe und Grunzen der Schweine unterbrochen.

Die Straßen sind gesäumt von kleinen, einstöckigen Häuserreihen; und was uns besonders auffällt, ist, daß sich an jeder Haustür ein Türklopfer befindet, von denen jeder andere Ausführungen aufweist. Killarney verfügt über eine Anzahl schöner und komfortabler Hotels.

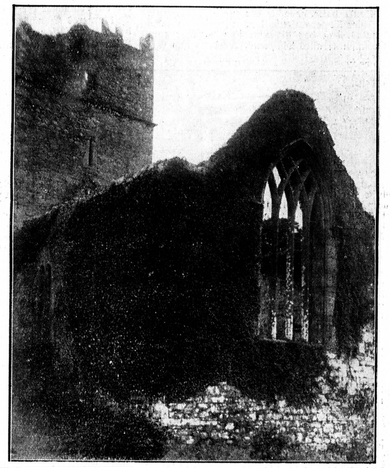
Wir staunen über die vielen jungen Mädchen mit den sauberen und exakt sitzenden Nonnenhäubchen, sie entpuppen sich allerdings als Kellnerinnen, die in einer netten, liebenswürdigen, unaufdringlichen Art die Speisen und Getränke servieren. Still und ernst sind sie; nur ab und zu gleitet ein leichtes Lächeln über die schönen, zarten Züge dieser Mädchen. Ueberhaupt — die irischen Mädchen sind alle bewundernswert, schön gewachsen mit wundervollen Augen und einem tatsächlich madonnenhaft anmutenden Gesicht.

Die Irländer wissen den deutschen Besuch zu würdigen. Ueberall nur freundliche Mienen. Bereitwilligst werden Auskünfte und Erklärungen erteilt. Oft wird der rechte Arm zum Gruß erhoben, in den Augen aber kann man lesen, daß der Erwiderungsgruß sie erfreut. Wir werden, wo wir auch hinkommen, stets als Freund angesehen.

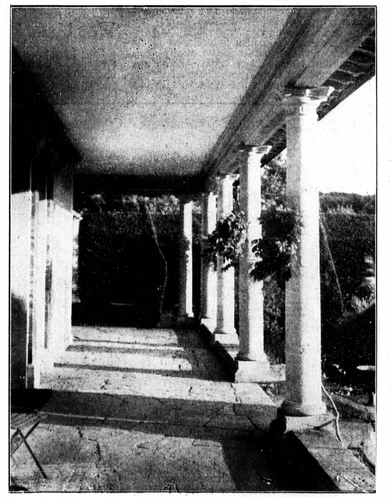
Die Zeit rückt weiter, wir müssen uns zur Rückfahrt entschließen. Am Tore-Wasserfall legen wir noch eine kurze Rast ein. Kristallklares Wasser fällt in mehreren Unterbrechungen von den hohen Bergen und sucht seinen weiteren Weg durch herrlichen, urwaldhaften Hochwald zum Mac-Gilly-Uadys-See.

Unser Weg aber führt weiter durch das Tal des Kenmare River nach Kenmare. Ein entzückender, wundervoller Erholungsort der Irländer. Man glaubt in eine südliche Landschaft versetzt zu sein. Große, auch im Winter freistehende Palmengruppen zeichnen sich vom Himmel ab. Die Natur ist hier ganz besonders verschwenderisch.

Aus allen Teilen der Bevölkerung sind die Kinder herbeigeeilt und bitten um ein „Souvenir" (Andenken). Endlich nein ist die Aussprache dieses Wunsches; über jede Kleinigkeit, die sie erhalten, freuen sie sich. Bilder aus deutschen Zigarettenpackungen sind sehr begehrt, kupferne deutsche Münzen werden gern genommen. Wiederholt konnte man beobachten, daß irisches Geld abgelehnt wurde. Da mitunter keine andere Verständigung möglich war, wurde durch Kopfschütteln und nochmaliger Aussprache des Wunsches: „Souvenir, Souvenir" betont, daß sie nur ein Andenken wünschen. Selten kann man so viel Freude feststellen, die ein manchmal ganz belangloser Gegenstand auslöste, wie hier.



Ruine der Muckroß-Abtei
(gegr. 1330, zerstört durch Oliver Cromwell 1625) bei der alten Bischofsstadt Killarney.



Säulengang auf der Insel East-Garinisch

Wir treten zur Rückfahrt an, und nach kurzer Zeit sind wir wieder in Glengariff. Da noch genügend Zeit bis zur Abfahrt des Dampfers vorhanden ist, besuchen wir noch die in der Bentray-Bay gelegene Insel East Garinisch.

Ein ehemaliger englischer Kapitän hat diese früher nicht bewohnende Insel von der irischen Regierung erworben und sich hier ein kleines Paradies geschaffen. Wundervolle weiße Marmortempel, Säulengänge und Springbrunnen sind in einer geradezu phantastisch schönen Art angelegt. Herrliche bunte kostbare japanische und australische Blumenvasen und Ständer sind gefüllt mit entzückenden Blumen und Zwergegewächsen. An besonders schönen Punkten laden die nie Marmorbänke zum Verweilen ein und bieten uns wundervolle Fernsichten auf das unendliche weite Meer. Eine wohltuende, fast heilige Stille umgibt uns. In einer uns unbekannten Größe und Farbenpracht wuchern nie gesehene Blumen zwischen den Felsblöcken. Die Baumarten passen sich ganz dem Charakter der bergigen Inselandschaft an. Alles ist abgestimmt auf Natürlichkeit — jeglicher Eindruck, sich etwa in einem botanischen Garten zu befinden, ist ausgeschaltet. Nur einige Wege sind angelegt, aber doch steht die ganze Insel zur Verfügung, alles ist freigegeben und zur Besichtigung zugänglich. Keine Schilder oder Wegetafeln stören die landschaftlich grandiose Schönheit.

Mit Wehmut müssen wir scheiden — aber noch lange werden die Erinnerungen an diese schöne, im fremden Lande unternommene Reise in uns erhalten bleiben. Ganz besonders werden wir stets die Zuvorkommenheit der Irländer zu schätzen wissen.

Photos Max Worlitz, Kiel, Hardenbergstraße 3
Klischees: Eigene Anfertigung

Die deutsche Heimat

Reise / Erholung / Wandern

Der Glanz von Weimar

Das eigentliche Weimar ist ein gedrängter Stadtteil, den man in einer halben Stunde umschreitet. Aber welche Fülle an Wesenszügen des ewigen Geistes, der das Wahre, Schöne und Gute erstrebt, wohnt darin. An hundert Stellen weilt man ergriffen, erhoben und geläutert.

Kommt man zum ersten Mal, wird man gut tun, die bedeutungsvollen Punkte in einer gewissen entwicklungsgeschichtlichen Folge zu besuchen. Man beginne also keinesfalls, wie es leider so viele tun, mit dem Goethe- und Schiller-Haus, die mehr von den letzten Lebensperioden des Genius zeugen. Zuerst lustwandle man über den „Graben" am Schloß vorbei zum Fürstenhaus, dessen Portikus aus neuerer Zeit stammt. Im Fürstenhaus wurde Goethe am 8. November 1775, nach seinem Einzug, von der Herzogin Luise, die einen Monat vorher dem Herzog Karl August die Hand zum Ehebund gereicht hatte, begrüßt. Damals beabsichtigte Goethe, wie bekannt, durchaus nicht, in Weimar zu bleiben. Erst als ihm der Herzog im Frühjahr 1776 das idyllische Gartenhaus im Park geschenkt hatte, gedachte der junge Dichterfürst sich hier länger aufzuhalten. Vielleicht ahnte er damals, daß das Schicksal ihm Weimar zum Brennpunkt alles Wähnens, Werdens und Gestaltens innerlich zu ergründen suchte, hatte im einfachen Hausgarten einen bunten mannigfaltigen Blumenflor. Unabgelenkt durch äußere Verkehrsgeräusche, die heute aufdringlich und respektlos auch Weimars klassische Straßen durchdringen, konnte hier Goethe den Flug der Gedanken ordnen, die nachher am Arbeitstisch bleibende Form erhielten.

Weimar mit Schloß, vom Park gesehen

Auch in dem schon äußerlich weit einfacheren Schillerhaus, das man in kaum fünf Minuten erreicht, blickt man mit tiefer Demut und Dankbarkeit auf die primitive Räumlichkeit, an der ein erlauchter Geist Genüge hatte. Diesen Teil unseres Besuchsganges beendet man würdig auf dem Platz mit dem Theater (Deutsches Nationaltheater), nicht mehr den einstigen Bau, den ein Feuer zerstörte, wohl aber die Stätte, die fast alle ersten Aufführungen der Hauptdramen beider Meister sah, ferner mit dem vor 80 Jahren enthüllten, Rietschels Hand entstammenden Goethe-Schiller-Denkmal und mit dem Wittumspalais, in welchem Anna Amalia unter „Rias" (Goethes Mutter) Lampe ihre klassische Tafelrunde versammelte.

Goethe-Schiller-Denkmal vor dem Deutschen Nationaltheater

Auf weiteren Besichtigungswanderungen möge man sich zuerst dem Goethe-Schiller-Archiv widmen, das als literaturhistorisches Nationalmuseum nicht nur von diesen, sondern auch von Herder, Wieland, Schöpfel, Freytag usw. die Erstausgaben, Handschriften u. a. verwahrt. Auch die im Schloß um 1805 geschaffenen Dichterzimmer für die vier Weimarer verdienen eingehenderen Besuch. Schließlich ist die Weimarer Landesbibliothek, die ehemalige Großherzogliche Buchsammlung mit zirka 180 000 Bänden, das staatliche Museum für Kunst und Kunstgewerbe, das Städtische Museum mit seinen bedeutenden menschenkundlichen Funden aus der benachbarten Landschaft sowie einzelne Bürgerhaus-Architektur genauerer Betrachtung wert.

Bei längerem Verweilen widme man einige Stunden der dem musikalischen Genie Weimars, dem Komponisten Liszt gewidmeten Sammlung; fast ebenso bemerkenswert ist das kleine Reger-Museum. Auf Erlaubnis ist das Weimarer Nietzsche-Archiv zugänglich, in welchem einem die Grenze des Genialen weit überschreitenden philosophischen Geist die Stätte bereitet ist, in der das literarische Erbe pfleglich ruht.

Schlößchen Tiefurt, der einstige Lieblingssitz Anna Amaliens

Damit der Besucher Weimars das Wesentliche mit bleibendem Gewinn sehen und erkennen kann, ist, wie schon angedeutet, für den Aufenthalt ein sehr sorgfältig gruppiertes Programm nötig. Wer nur über ein bis zwei Tage Zeit verfügt, beginnt sich mit dem Spaziergang durch die Stadt, der Besichtigung des Goethe- und Schillerhauses, des Schlosses und des Parkes. Bei dreitägigem Verweilen muß auch vor allem das Goethe- und Schiller-Archiv sowie die durch Spuren der Dichter-Heroen geweihte nähere Umgebung berücksichtigt werden, über die am Schluß dieser Zeilen ein paar Hinweise gegeben seien. Hat man mindestens vier Tage Zeit, kommen auch die andern Erinnerungsstätten und Sammlungen in Betracht.

In der heiteren Umgebung besuche man als bevorzugte Punkte die Lustschlösser Belvedere, Tiefurt und Ettersburg. In dem von Anna Amalie als Sommersitz geschätzten Ettersburg fand 1799 die denkwürdige Erstaufführung der „Jphigenie" statt, wo Goethe, Schröter, der wohl Goethes heiligste Liebe galt, in ihrem ersten Weimarer Auftreten die Titelrolle spielte. Der unserne Literatürum geworbt Rundschau auf die Stadt mit dem Ilmtal, auf die weichen Linien der Wald- und Parkhöhen im Umkreis und weiterhin bis zum strengeren Kamm des Thüringer Gebirges. Im lieblichen Schlößchen Belvedere, dessen Park in das ammutvolle Ilmtal-Waldgebiet übergleitet, ist jetzt das Rokoko-Museum untergebracht. Das idyllische Tiefurt erzählt von Lust und Leid der Anna Amalie, ihrem Dichterheim, der von ihr unzertrennlichen Gesellschaft, der altjungferlichen Hofdame, die manchen Schabernack von Goethe und Carl August erfuhr, und von alle den Dichtergenien, die Weimars große Zeit erhellt haben.

Was bietet Deutschland?

Eine Frage, die sich wohl alle Gäste vorlegen werden, die zu den Olympischen Spielen nach Deutschland kommen. Die vom Reichsausschuß für Fremdenverkehr herausgegebene Zeitschrift „Deutschland" (Werkschaffendes Deutschland, Berlin) hat daher den Versuch unternommen, in ihrer 48 Seiten starken Sonderausgabe, dem „Olympia-Heft", diese Frage in Wort und Bild zu beantworten. Gleich einleitend gibt sie uns einen Ueberblick über die Vielgestaltigkeit der deutschen Landschaft. Ein Querschnitt durch die deutsche Baukunst folgt, sich erstreckend bis in unsere Zeit, bis zu den formvollen Bauten unseres neuen Reiches. Anschließend wird die Technik berührt, soweit eine Verbindung mit dem Verkehr gegeben ist — die „Spitzenleistungen der Verkehrstechnik" auf Schiene und Straße, auf dem Wasser und in der Luft. Den Beschluß der wertvollen Zust-Nummer bildet im Hinblick auf den bevorstehenden Internationalen Kongreß für Freizeitgestaltung ein Aufsatz über Artikel: „Die Freizeitgestaltung in Deutschland.

Kurzer Reisemerker

Verborgene Schönheit

Leipzig ist reich an schönen Handelshöfen aus alter Zeit, die ihr Dasein bisher gewissermaßen im Verborgenen fristeten. Um diese Schätze auch den Fremden zu erschließen, hat die Stadt jetzt 24 dieser alten Handelshöfe durch Schilder gekennzeichnet, auf denen auch Entstehungszeit und Herkunft ihrer alten Namen erläutert werden. Man findet diese alten Höfe vielfach mit hölzernen Lauben und Arkaden versehen sind, noch heute am Markt, in der Ho tergasse, in der Kloster- und der Großen Fl schergasse, in der Burg- und in der Hainstra und vor allem in der Katharinenstraße, wo da „Griechenhaus", der „Goldene Engel" und das „Romanus-Haus" zu den reizvollsten dieser alten Handelsstätten gehören.

Wer fährt mit dem Schnelltriebwagen?

Zu Beginn der Ferienreisezeit weist das Reichsbahn darauf hin, daß die Schnelltriebwagen (Fliegender Hamburger, Kölner usw.) von Reisenden mit den ermäßigten Urlaubskarten nicht benutzt werden können. Neben den gewöhnlichen Fahrausweisen zu vollem Fahrpreis und den „Kinderkarten" (halber Fahrpreis für Kinder von 4—10 Jahren) sind in den Schnelltriebwagen nur Fahrausweise mit 60 Pzt. Ermäßigung für Ausländer und mit 25 Pzt. Ermäßigung zum Besuch ausländischer Messen sowie Netz- und Bezirkskarten zugelassen.

„Kletterschulen" für Alpinisten

Aehnlich wie in der Sächsischen Schweiz haben sich auch in den Juragebieten der Fränkischen Schweiz, des Oberpfälzer Jura und der Hersbrucker Schweiz regelrechte Kletterschulen als Vorbereitung auf hochalpine Bergfahrten gebildet, die von Alpenvereinssektionen und Klettervereinen betreut werden. Das Gelände zeichnet sich durch zahllose Wände, Schroffen und Nadeln aus, besteht Dolomit und Kalkgestein aus, die mit ihren Rissen, Kaminen, Bändern und Traversen beliebte Ziele der Kletterer sind. Für einen große der schwierigen Besteigungen sind fertige Kletterrouten festgelegt, die vom Einstieg bis zum Gipfel markiert und an schwierigen Stellen mit Mauerhaken, Stiften und Seilsicherungen versehen sind. So führt z. B. von Fischbrunn bei Hersbruck der sog. Norissteig, der Kletterstadt (an der Bahn Bayreuth—Nürnberg) mit Hirschbach

Technische Umschau

Auf dem Gebiete des Holzschutzes gegen Fäulnis ist jetzt ein Fortschritt erzielt worden, der vor allem deshalb von hoher Bedeutung sein dürfte, weil er es möglich macht, das Schutzmittel bereits dem lebenden Baumstamm einzuverleiben. Während man bisher für diese Zwecke nur wässerige Lösungen verwenden konnte, finden bei dem neuen Verfahren ausschließlich wasserunlösliche Substanzen, zum Beispiel chlorierte Naphtaline, Chlorxylole und dergleichen Anwendung. Im Gegensatz zu den bisherigen Auftragungen werden diese Stoffe von den Baumstämmen in Form einer Emulsion aufgenommen und gleichmäßig überall hin befördert, wo der Saftstrom hingelangt, so daß eine gleichmäßige Verteilung über den ganzen Stamm bezweckt wird. Brauchbar für diese Zwecke sind alle Stoffe, die für den Organismus wie Atmungsgifte wirken; durch ihre Anwendung in der beschriebenen Weise soll das Holz wesentlich wirksamer als bisher gegen Fäulnis geschützt werden können.

In der Rundfunksendetechnik ist ein Fortschritt zu verzeichnen, der sich auf die bei allen Uebertragungen Verwendung findenden Mikrophone bezieht. In jüngster Zeit konnten eine Reihe neuer, verbesserter Mikrophontypen entwickelt werden, die vor allem den Vorteil einer wesentlich gleichmäßigeren Uebertragung aller Töne und weiterhin die Eigenschaft einer richtigen Richtwirkung besitzen. Man hat jetzt Mikrophone, die einseitig, zweiseitig und allseitig empfindlich sind. Ein einseitig empfindliches Mikrophon kann erheblich weiter von der Schallquelle, z. B. dem Orchester entfernt aufgestellt werden als ein allseitig empfindliches, ohne daß der Klang allzusehr mit Nachhall belastet wird. Die entfernetere Aufstellung macht es aber möglich, einen geschlosseneren Klang zu erzielen. Man wird hierdurch der Notwendigkeit enthoben, zur Aufnahme ausgedehnter Schallwellen mehrere Mikrophone anwenden zu müssen. Vermutlich wird man bereits in Kürze Gelegenheit haben, sich am Rundfunkgerät von dem erreichten Fortschritt zu überzeugen.

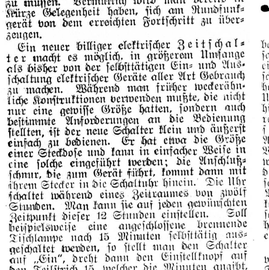
Ein neuer billiger elektrischer Zeitschalter macht es möglich, in größerem Umfange als bisher von der selbsttätigen Ein- und Ausschaltung elektrischer Geräte aller Art Gebrauch zu machen. Während man früher weckerähnliche Konstruktionen verwenden mußte, die nicht nur eine gewisse Größe hatten, sondern auch bestimmte Anforderungen an die Bedienung stellten, ist der neue Schalter klein und äußerst einfach zu bedienen. Er hat etwa die Größe einer Steckdose und kann in einfacher Weise in eine solche eingeführt werden; die Anschlußschnur, die zum Gerät führt, kommt dann mit ihrem Stecker in die Schaltuhr hinein. Die Uhr schaltet während eines Zeitraumes von zwölf Stunden. Man kann sie auf jeden gewünschten Zeitpunkt dieser 12 Stunden einstellen. Soll beispielsweise eine angeschlossene brennende Tischlampe nach 15 Minuten selbsttätig ausgeschaltet werden, so stellt man den Schalter auf „Ein", dreht dann den Einstellknopf auf den Teilstrich 15, welcher die Minuten anzeigt, und dreht dann den Schalter auf „Aus". Die Uhr beginnt dann zu laufen und löst nach genau 15 Minuten den Schaltvorgang aus.

Eine praktische Neuerung für Bastler, Ingenieure, kurz alle, die häufig rasch Rechnungen aller Art auszuführen haben, ist ein Bandmaß mit logarithmischem Zifferndruck. Ein solches Bandmaß ist nämlich, wenn man es in bestimmter Weise benutzt, als Rechenschieber verwendbar. Will man beispielsweise zwei Zahlen miteinander multiplizieren, so bringt man den Bandanfang unter die eine davon und kann über der zweiten das Ergebnis ablesen. Man kann aber in gleicher Weise wie mit dem Rechenschieber auch Zahlen dividieren, quadrieren, radizieren, Flächen berechnen und Pegeldreh-Aufgaben lösen, kurzum, zahlreiche Rechnungen durchführen, die im täglichen Leben als Einrechnungen, Verhältnis-, Flächen-, Volum-, Körper- oder Gewichtsberechnungen immer wieder vorkommen. Das rechnende Bandmaß kann bequem in jeder Brusttasche untergebracht werden.

Dr. Christian Siegert.

Das neue englische Transatlantik-Flugboot

In England geht ein Riesenflugzeug seiner Vollendung entgegen, das für die Transatlantikflüge eingesetzt werden soll. Es ist ein Flugzeug-Mutterflugzeug und wird auf seinem Rücken noch ein kleines schnelles Flugzeug tragen, das in der Luft dann gesondert starten kann, um eine andere Route weiterzufliegen. (Presse-Photo, K.)



Nicht in der Satteltasche des Fahrrades aufbewahren!

Fahrradbrief

№ 000006

Für Herrn / Frau / Frl.

Beruf:

Geburtsdatum:

Wohnort:

Straße, Nummer:

(Eigenhändige Unterschrift des Inhabers)

Unberechtigter Nachdruck wird verfolgt! D.R.G.M. Nr. (Gesetzlich geschützt!

Das ist der Fahrradbrief

Nach dem Kraftfahrzeugbrief, dessen Wert für die Kennzeichnung der Eigentumsverhältnisse an Auto und Motorrad unbestritten ist, wird es nun ab 15. Juli eine ähnliche Einrichtung für die Fahrräder geben. Der Fahrradbrief ist keine polizeiliche Maßnahme, sondern eine Gemeinschaftsleistung von Industrie, Handel und Handwerk. Er enthält auf der Vorderseite die Nummer des Zentralregisters, Namen und Beruf des Eigentümers und dessen eigenhändige Unterschrift, sowie eine genaue Beschreibung des Fahrrades. Zunächst wird er nur für jedes neue Fahrrad ausgestellt, das vom Einzelhändler abgegeben wird, und in dem genannten Zentralregister registriert. (Weltbild, K.)

Eine ergötzliche Geschichte

1888: Ueberlandfahrt mit Hindernissen

1885 hatte Carl Benz, der Vater des Automobils, seinen ersten Wagen „zur Beförderung mehrerer Personen", wie es in der Patentschrift hieß, fertig — zweieinhalb Jahre später wurde mit dem Automobil die erste große Ueberlandfahrt unternommen. Aber nicht der Erbauer des ersten selbstfahrenden Wagens war der Glückliche, sondern drei Menschen, die zwar zum engsten Personenkreis um den Erfinder gehörten, mit dem Bau der Benzinkutschen jedoch sehr wenig zu tun hatten. Carl Benz' Frau und die zwei Söhne des großen Technikers machten die erste größere Ferienreise auf dem Automobil, und damit ist Frau Benz die wirklich erste Frau geworden, die ein Auto zu einer Fernfahrt benutzte. Die Geschichte ist so interessant, daß sie erzählt werden muß.

Eine richtige Verschwörung war hinter dem Rücken des nichtsahnenden Vaters ins Werk gesetzt worden, denn nie hätte der eitle Benz niemals seine Zustimmung zu solcher Fahrt gegeben. Bisher war nur er oder sein mit allem vertrauter Werkmeister der Führer der ersten Wagen gewesen; nur sie konnten die Tücken meistern. Denn ein Automobil von damals im Jahre 1888 war etwas anderes als unsere heutigen Wagen, in die man sich nach einem wirklich nicht langen theoretischen Unterricht hinsetzen und losfahren kann. Eugen, der älteste Sohn, war 15, der jüngere Richard war 13 Jahre alt, als die Fahrt von Mannheim, wo Benz ansässig war, nach Pforzheim zu den Eltern der Frau unternommen wurde. 106 Kilometer sind auch heute noch eine stattliche Spazierfahrt — damals war es ein Unternehmen, das noch kein Auto bewältigt hatte, weshalb sich denn auch die geheime Spannung des sachverständigen Vater Benz ergab. Genug, die drei „Automobilisten" machten sich eines Morgens auf den Weg nach Pforzheim.

Der Aelteste hatte bei den Fahrten des Vaters das Regieren der Benzinkutsche schon gelernt. Mutig wagt er mit seinem Bruder den Motor an, und sie hatten Glück, daß von dem Donnergeräusche des Einzylinders der Vater nichts aus der Nachruhe aufgeschreckt wurde. Daß Fahren in der Stadt sah die Polizei nicht gern. So war denn bald die befreiende Landstraße erreicht. Eugen hatte den Wagen gut in der Gewalt; zur Vorsicht mußte man auszuhelfen, wenn bei bischen praktische Erfahrung nicht ausreichte.

Heidelberg, die alte Hochschulstadt wurde schnell und ohne Panne durchfahren. Hier kannte man den damaligen Brauch, mitten auf der Landstraße, fern der Werkstätte in Mannheim, die allein einen Schaden hätte beheben können — es wäre nicht auszudenken gewesen, daß Söhnen, die Flammbildung geht zu langsam vor sich, weil der Brennstoff zu wenig Wärmeenergien entwickelt. Dazu kann noch kommen, daß der Vergaser den Brennstoff nicht so zerarbeiten kann, wie es der Motor nötig hat, weil er auf eine ganz andere Benzinart eingestellt ist.

Vielleicht hat sich aber auch die Zündung verstellt, was gelegentlich vorkommen soll. Der Motor erhält zwei Frühzündung, wodurch lange bevor der Kompressionshub beendet ist, der Zündfunke an der Kerze schon überspringt. Auch in diesem Falle kann von einer richtigen Verbrennung gesprochen werden. Das Abstellen dieser Fehler ergibt sich aus ihrer Feststellung.

Bei lange im Betrieb befindlichen Wagen kann ferner die Bildung von Verbrennungsrückständen in den Zylindern zu den Klingelgeräuschen führen. Diese Mißstände, die sich in Form von Klopfe besonders auf den Kolbenböden absetzen führen eine Erhöhung der Verdichtung herbei, indem der Kompressionsraum verkleinert wird. Es gehört wirklich nicht viel dazu, den an sich schon kleinen Raum durch Kohleansätze noch kleiner zu machen. Da jedoch die Konstruktion des Motors auf eine bestimmte Verdichtung berechnet ist, so reagiert das Triebwerk auf die erhöhte Verdichtung, indem es in Schwingungen gerät, die sich als Klingeln bemerkbar machen. Hier hilft nichts anderes, als daß nach dem Abnehmen des Zylinderkopfes alle Verbrennungsrückstände restlos entfernt werden. In allen Fällen aber ist eine falsche Verbrennung des Treibstoffes die Ursache der Geräusche im Motor!

Allerdings treten manchmal auch Geräusche auf, die eventuell aus dem Motor kommen, die sich jedoch in tieferer Tonlage als ein Klopfen kundtun. Die Ursache ist allerdings zweierer Natur, wenn auch nicht verkannt werden darf, daß auch eine nicht richtige Verbrennung dem Motor schaden kann. Beim Klopfen können die Kolbenbolzen ausgeleiert sein, die Pleuelstangen können in den Lagern zuviel Spiel bekommen haben, ja, es kann sogar ein Lager ausgelaufen sein. Die Zahnräder im Räderkasten können ferner bereits geworden sein, die starken Lärm verursachen, wenn die Zähne davon nicht mehr richtig ineinander greifen. Man kann aber in gleicher Weise wie mit dem Rechenschieber auch Zahlen dividieren, quadrieren, radizieren, Flächen berechnen und Regeldetri-Aufgaben lösen, kurzum, zahlreiche Rechnungen durchführen, die im täglichen Leben als Einrechnungen, Verhältnis-, Flächen-, Volum-, Körper- oder Gewichtsberechnungen immer wieder vorkommen. Das rechnende Bandmaß kann bequem in jeder Brusttasche untergebracht werden.

Dr. Christian Siegert.

Klopfgeister im Motor

Fahrelang ist der Motor im Wagen wundergelaufen. „Wie eine Nähmaschine so rubig", sagte der Fahrer immer. Dann aber hörte er ein leises Klingeln, das aus der Maschine kam. Man hob die Motorhaube an, horchte angestrengt an allen Teilen, aber die Ursache war nicht festzustellen. Dabei gibt es hier wirklich kein Verlockspielen, denn der erfahrene Wagenpfleger weiß, daß es vielleicht nur schlechter Brennstoff ist, der in einer Anwandlung von Sparsamkeit dem Motor zur Verarbeitung zugeleitet wurde. Dieser minderwertige Brennstoff verbrennt nicht richtig in den Zylindern, die Flammbildung geht zu langsam vor sich, weil der Brennstoff zu wenig Wärmeenergien entwickelt. Dazu kann noch kommen, daß der Vergaser den Brennstoff nicht schaftlichkeit der Kraftwagenhaltung in hohem Grade abhängig ist. In der Praxis ist allerdings kaum jemals die absolut richtige Verbrennung zu erreichen. Stets wird ein Motor einen Ueberfluß an Sauerstoff oder an Benzingasen haben. Stellen wir uns vor, der Vergaser liefere ein zu mageres Gemisch, das heißt, der Anteil der Luft im Gemenge von Benzin und Luft ist zu groß. Die Leistung der Maschine wird dann einen gewissen Grad nicht übersteigen, der Fahrer wird merken, wie sich der Motor quälen muß. Mit dem Einsetzen einer größeren Brennstoffhauptdüse steigt dann die Leistung schnell an, um schließlich bei geringem Luftüberschuß ihren Höchstwert zu erreichen. Wird jedoch eine noch größere Düsennummer genommen, so läßt die Motorenleistung wieder nach. Leider ist es nicht möglich, hier genaue Mitteilungen über die notwendigen Düsen- und Luftrichtergrößen zu machen, weil die Verhältnisse bei jedem Wagen, manchmal sogar bei zwei Wagen des gleichen Fabrikats anders liegen.

Soviel kann aber gesagt werden, daß der Brennstoffverbrauch beim Uebergang von zu magerer zu fetterer Einstellung zuerst absinkt, um dann seinen geringsten Wert bei immer noch reichlichem Luftüberschuß zu haben. Bei theoretisch richtiger Einstellung ist jedoch der Brennstoffverbrauch wesentlich angestiegen. Die Nutzanwendung daraus kann zu formuliert werden, daß die Einstellung auf einen etwas fetteren Verbrauch zwischen etwas zu fetter und der theoretisch richtigen Einstellung liegt. Diesen Wert zu ermitteln, ist nur im Versuch möglich. Der Kraftfahrer wird daher die Mühe nicht scheuen dürfen, eine ganz bestimmte Menge Brennstoff in den Tank zu füllen und bei einigen Fahrten einen Düsen- und Luftrichterwechsel solange vorzunehmen, bis Verbrauch und Leistung in einem richtigen Verhältnis zu einander stehen. Grundsätzlich betrachtet wird der Motor dann eine gute Leistung bei niedrigem Verbrauch haben, wenn die Vergasereinstellung ein mittelmageres Gemisch ergibt.

Eines aber wird immer unmöglich sein: Eine Höchstleistung des Motors bei einem Geringstverbrauch an Brennstoff zu erzielen!

Der guteingestellte Vergaser

Die richtige Einstellung des Vergasers gehört zum Wichtigsten bei der Haltung und Pflege des Kraftwagens. Es gibt zwei Möglichkeiten der falschen Einstellung, wodurch der Motor entweder ein zu fettes oder ein zu mageres Brennstoffgemisch erhält. Im ersteren Falle wird der Motor zwar eine hohe Leistung hergeben, die sich in hoher Geschwindigkeit und einem starken Anzugsvermögen ausdrückt, aber der Brennstoffverbrauch wird auch sehr hoch sein. Erhält die Maschine jedoch zu wenig Benzin zugeführt, so kann sich der Fahrer zwar eines niedrigen Brennstoffverbrauches erfreuen, aus dem Motor wird aber auch nichts heraus zu holen sein.

Das Wesen einer wirtschaftlichen Verbrennung des Treibstoffes besteht darin, daß ein Minimum von Rückständen erzeugt wird, daß also das Benzin möglichst vollkommen verbrennt. Der erhöhte Kraftfahrer erkennt schon an der Farbe der Auspuffgase, ob die Einstellung des Vergasers richtig ist; auf jeden Fall sollen sie weder zuviel Stickstoff, noch zu viel Sauerstoff enthalten. Ein Ueberschuß an Stickstoff ergibt sich bei zu fetter, zuviel Sauerstoff bei zu magerer Brennstoffzufuhr.

Die Theorie hat sich sehr eingehend mit dieser Fragen beschäftigt, weil von einer rationellen Verbrennung des Brennstoffes die Wirtsondern auch jemals die absolut richtige Verbrennung zu erreichen. Stets wird ein Motor einen Ueberfluß an Sauerstoff oder an Benzingasen haben. Stellen wir uns vor, der Vergaser liefere ein zu mageres Gemisch, das heißt, der Anteil der Luft im Gemenge von Benzin und Luft ist zu groß. Die Leistung der Maschine wird dann einen gewissen Grad nicht übersteigen, der Fahrer wird merken, wie sich der Motor quälen muß. Mit dem Einsetzen einer größeren Brennstoffhauptdüse steigt dann die Leistung schnell an, um schließlich bei geringem Luftüberschuß ihren Höchstwert zu erreichen. Wird jedoch eine noch größere Düsennummer genommen, so läßt die Motorenleistung wieder nach. Leider ist es nicht möglich, hier genaue Mitteilungen über die notwendigen Düsen- und Luftrichtergrößen zu machen, weil die Verhältnisse bei jedem Wagen, manchmal sogar bei zwei Wagen des gleichen Fabrikats anders liegen.

Soviel kann aber gesagt werden, daß der Brennstoffverbrauch beim Uebergang von zu magerer zu fetterer Einstellung zuerst absinkt, um dann seinen geringsten Wert bei immer noch reichlichem Luftüberschuß zu haben. Bei theoretisch richtiger Einstellung ist jedoch der Brennstoffverbrauch wesentlich angestiegen. Die Nutzanwendung daraus kann zu formulieren werden, daß die Einstellung auf einen etwas fetten Verbrauch zwischen etwas zu fetter und der theoretisch richtigen Einstellung liegt. Diesen Wert zu ermitteln, ist nur im Versuch möglich. Der Kraftfahrer wird daher die Mühe nicht scheuen dürfen, eine ganz bestimmte Menge Brennstoff in den Tank zu füllen und bei einigen Fahrten einen Düsen- und Luftrichterwechsel solange vorzunehmen, bis Verbrauch und Leistung in einem richtigen Verhältnis zu einander stehen. Grundsätzlich betrachtet wird der Motor dann eine gute Leistung bei niedrigem Verbrauch haben, wenn die Vergasereinstellung ein mittelmageres Gemisch ergibt.

Welt der Frau

Feierstunden / Von Loni Lauxmann-Kinzelmann

Der Mann kommt am Abend, — meist etwas müde und abgespannt, von seiner Alltagsarbeit. Sei es nun der Lärm der Werkstatt, das Getöse klopfender Hämmer oder die nervenaufreibende Kopfarbeit, — immer wird er wohl mit einem Gefühl der Erleichterung, daß nun Feierabend ist, in seine Häuslichkeit heimkehren. Aber erst mit rechter Freude, wenn es seine Frau versteht, ihm einige Stunden der Ruhe zu einer Freude und Erholung zu machen.

Nicht gleich mit unangenehmen Dingen, die in Abwesenheit des Mannes passiert sind, auf den Mann eindringen. Nicht von all dem erzählen, was der engumrissene Kreis des Haushalts an Aergerlichem brachte. Das gehört auch mit zur Hausfrauenehre, mit diesen Dingen erst einmal allein fertig zu werden. Nicht Wut und Aerger aufsparen, bis auf die Stunde, wo der Gatte heimkehrt, der Ruhe und Frieden erwartet und nun zu seinem Aerger, den der Beruf so oft bringt, auch noch sein Teilchen zuhaus mitbekommt. Das macht die Zeit nicht zu Feierstunden, sondern erbittert nur.

Dies sollte die Hausfrau überlegen, daß sie es ist, die dem Familienleben den Stempel der Gemütlichkeit aufdrückt. Sie soll es verstehen, daß der Gatte den beruflichen Aerger vergißt, wenn er nach Hause kommt. Laß dann das Zimmer Behagen ausströmen, den Tisch nett und sorglich gedeckt sein und sorgende Liebe den Gatten erwarten. Dann soll nicht mehr der Alltag mit seinen Sorgen da sein, — sondern Ruhe und Frieden walten.

Keine der nichtsnutzen Streiche der Kinder sollten erzählt werden, — auch sollen die Kinder nicht mehr über den Arbeiten für die Schule sitzen, nicht stöhnen und seufzen, über Nachbarn und derselben. Das wäre nicht Kameradin des Mannes sein. Laß Feierstunden sein, wenn der Gatte nachkommt, — er braucht diese Stunden, um sich darin aufzurichten, wenn der Alltag gar zu viel der Widerwärtigkeiten über ihn ausschüttet.

Arbeitsfreude und Ferienfreude für die Frau

Jede Einseitigkeit bedeutet Begrenzung und Hemmung zum eigenen Schaden und Nachteil. Wir schelten den, der dem Anspruch auf Vielseitigkeit der Eindrücke nicht nachkommt und der — sei es auch nur bei kleinen Anlässen — so etwas wie Einseitigkeit vermuten läßt. Selten hat man sich früher mit der Frage beschäftigt, in die Einseitigkeit der Berufsarbeit etwas Abwechslung zu bringen. Man hielt es, einschließlich der Frauen selbst, für selbstverständlich, daß diese von früh bis spät in gleichmäßiger Pflicht taten, daß sie an nächsten Tage wieder eben denselben Anforderungen nachkamen, am übernächsten wieder, und so ohne jede Abwechslung ein ganzes Leben lang! Man wurde sich kaum ernsthaft bewußt, die Schäden dieser einseitigen Tätigkeit zu hören. Geist und Seele, sie hungrten nach Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit leiden nach.

Man wird manche Frau einwenden, daß der Mannigfaltigkeit eine Verlockung nicht innewohnt, daß sie Zeitverlust bringt und Ermüdung. Aber vom Arbeitseinsatz durchgeführt wurden, noch erweitert werden: Der weibliche Arbeits- und Fabrikdienst und die NSV wollen mehr noch als bisher jeder Frau zu der Möglichkeit verhelfen, über so viel Freizeit zu verfügen, daß auch sie einmal fern vom Alltag ohne Sorge um das Heim oder den Erwerb eine abwechslungsreiche Erholung haben kann.

Irmgard Otto

Schütze den Säugling

Die Reichsarbeitsgemeinschaft für Mutter und Kind im Reichsausschuß für Volksgesundheitsdienst hat ein Merkblatt zum Schutze des Säuglings im Sommer herausgegeben. Es ist darin u. a.:

Die große Sommerhitze ist ein Feind des Säuglings! Brustkinder sind in der heißen Jahreszeit weniger gefährdet als Flaschenkinder. Darum stille dein Kind. Möglichst alle 4 Stunden, d. h. fünfmal des Tages. Nachts lasse es schlafen.

Kinderspiel / Von Fritz Kaiser, Ilmenau

Ich beobachtete einmal ein kleines, armes Mädchen, das in Ermangelung eines Puppenwagens eine kleine Pappschachtel erbettelt hatte, um sein armseliges billiges Püppchen hineinzusetzen. Das Puppenmütterchen hatte es gut gemeint mit dem winzigen Puppenkind, hatte es warm und weich auf kleine, bunte Lumpen gebettet und ihm ein Läppchen als Decke darüber gebreitet. Glückestrahlend zog es das Kästchen vor den Bürgersteig hinter sich her, wendete möglichst in einem fort das Köpfchen nach dem Kleinod um, beugte sich von Zeit zu Zeit nieder und strich mit den kleinen Händchen glättend über das Bettchen. Sie nahm sich die erste Mahnerin dazu beanspruchte eines ihrer Gummistrumpfbänder zu einem Ausweg, der dem erfindungsreichen Geist der jungen Männer das beste Zeugnis ausstellte. Und dann kam der große Triumph: Vor das Haus des Verwandten hielt eines der zahlreichen Automobile der Welt mit den vornehmen Fernfahrern. 180 Pfennig an einem Tage zurückgelegt — konnte da das Dreidemonstrativ an den daheim sitzenden Vater und Mutter oder aber werktätig irgendwie selbständig im Haushalt und Beruf gewirkt, ist es nicht auch Arbeitseinsatz, in denen die Frau etwas Befriedigung und Freude, wenn es seine Frau versteht, ihm einige Stunden der Ruhe zu einer Freude und Erholung zu machen.

Nicht gleich mit unangenehmen Dingen, die in Abwesenheit des Mannes passiert sind, auf den Mann eindringen. Nicht von all dem erzählen, was der engumrissene Kreis des Haushalts an Aergerlichem brachte. Das gehört auch mit zur Hausfrauenehre, mit diesen Dingen erst einmal allein fertig zu werden. Nicht Wut und Aerger aufsparen, bis auf die Stunde, wo der Gatte heimkehrt, der Ruhe und Frieden erwartet und nun zu seinem Aerger, den der Beruf so oft bringt, auch noch sein Teilchen zuhaus mitbekommt. Das macht die Zeit nicht zu Feierstunden, sondern erbittert nur.

Dies sollte die Hausfrau überlegen, daß sie es ist, die dem Familienleben den Stempel der Gemütlichkeit aufdrückt. Sie soll es verstehen, daß der Gatte den beruflichen Aerger vergißt, wenn er nach Hause kommt. Laß dann das Zimmer Behagen ausströmen, den Tisch nett und sorglich gedeckt sein und sorgende Liebe den Gatten erwarten. Dann soll nicht mehr der Alltag mit seinen Sorgen da sein, — sondern Ruhe und Frieden walten.

Keine der nichtsnutzen Streiche der Kinder sollten erzählt werden, — auch sollen die Kinder nicht mehr über den Arbeiten für die Schule sitzen, nicht stöhnen und seufzen, über Nachbarn und derselben. Das wäre nicht Kameradin des Mannes sein. Laß Feierstunden sein, wenn der Gatte nachkommt, — er braucht diese Stunden, um sich darin aufzurichten, wenn der Alltag gar zu viel der Widerwärtigkeiten über ihn ausschüttet.

Kinderspiel / Von Fritz Kaiser, Ilmenau

Ich beobachtete einmal ein kleines, armes Mädchen, das in Ermangelung eines Puppenwagens eine kleine Pappschachtel erbettelt hatte, um sein armseliges billiges Püppchen hineinzusetzen. Das Puppenmütterchen hatte es gut gemeint mit dem winzigen Puppenkind, hatte es warm und weich auf kleine, bunte Lumpen gebettet und ihm ein Läppchen als Decke darüber gebreitet. Glückestrahlend zog es das Kästchen vor den Bürgersteig hinter sich her, wendete möglichst in einem fort das Köpfchen nach dem Kleinod um, beugte sich von Zeit zu Zeit nieder und strich mit den kleinen Händchen glättend über das Bettchen. Sie nahm sich die erste Mahnerin dazu beanspruchte eines ihrer Gummistrumpfbänder zu einem Ausweg, der dem erfindungsreichen Geist der jungen Männer das beste Zeugnis ausstellte. Und dann kam der große Triumph: Vor das Haus des Verwandten hielt eines der zahlreichen Automobile der Welt mit den vornehmen Fernfahrern. 180 Pfennig an einem Tage zurückgelegt — konnte da das Dreidemonstrativ an den daheim sitzenden Vater und Mutter oder aber werktätig irgendwie selbständig im Haushalt und Beruf gewirkt, ist es nicht auch Arbeitseinsatz, in denen die Frau etwas Befriedigung und Freude, wenn es seine Frau versteht, ihm einige Stunden der Ruhe zu einer Freude und Erholung zu machen.

Nicht gleich mit unangenehmen Dingen, die in Abwesenheit des Mannes passiert sind, auf den Mann eindringen. Nicht von all dem erzählen, was der engumrissene Kreis des Haushalts an Aergerlichem brachte. Das gehört auch mit zur Hausfrauenehre, mit diesen Dingen erst einmal allein fertig zu werden. Nicht Wut und Aerger aufsparen, bis auf die Stunde, wo der Gatte heimkehrt, der Ruhe und Frieden erwartet und nun zu seinem Aerger, den der Beruf so oft bringt, auch noch sein Teilchen zuhaus mitbekommt. Das macht die Zeit nicht zu Feierstunden, sondern erbittert nur.

Dies sollte die Hausfrau überlegen, daß sie es ist, die dem Familienleben den Stempel der Gemütlichkeit aufdrückt. Sie soll es verstehen, daß der Gatte den beruflichen Aerger vergißt, wenn er nach Hause kommt. Laß dann das Zimmer Behagen ausströmen, den Tisch nett und sorglich gedeckt sein und sorgende Liebe den Gatten erwarten. Dann soll nicht mehr der Alltag mit seinen Sorgen da sein, — sondern Ruhe und Frieden walten.

Keine der nichtsnutzen Streiche der Kinder sollten erzählt werden, — auch sollen die Kinder nicht mehr über den Arbeiten für die Schule sitzen, nicht stöhnen und seufzen, über Nachbarn und derselben. Das wäre nicht Kameradin des Mannes sein. Laß Feierstunden sein, wenn der Gatte nachkommt, — er braucht diese Stunden, um sich darin aufzurichten, wenn der Alltag gar zu viel der Widerwärtigkeiten über ihn ausschüttet.

Was man alles aus Johannisbeeren macht

Eine der billigsten und wohlschmeckendsten Obstarten, die uns der Sommer beschert, sind unstreitig die Johannisbeeren. Gut gewaschen, abgebeert und einige Stunden vor dem Gebrauch eingezuckert, ergeben sie einen köstlichen und erfrischenden Nachtisch, auch geeignet als Zutspeise zu Kartoffelpuffer, Pfannkuchen, Haferflöckseln und dergleichen. Wenn man sie lieber gekocht ist, so nimmt man für 500 Gramm abgebeerte Johannisbeeren etwa 150 Gramm Zucker; man zuckert die Beeren am besten am Abend vorher ein und setzt sie dann morgens aufs Feuer. Sie müssen, sobald sie zum Kochen gekommen sind, etwa 10 Minuten schmoren.

Johannisbeeren eignen sich vorzüglich zur Bereitung der beliebten Moos Grütze. Man bringt 500 Gramm abgebeerte Johannisbeeren mit einem Liter Wasser aufs Feuer und läßt sie gut durchkochen. Dann seiht man sie durch, läßt den gewonnenen Saft nochmals aufkochen, fügt ihn nach Geschmack und gibt dann 65 Gramm Sago oder Kartoffelmehl hinein und kocht die Speise, bis sie klar ist. Sie wird recht kalt gestellt und mit kalter Milch, Vanillensoße oder Schlagsahne zu Tisch gegeben.

Johannisbeergelee zum Nachtisch bereitet man, indem man 500 Gramm Johannisbeeren mit 1 Liter Wasser kocht, durchseiht und nach Geschmack süßt. Auf ein Liter der Flüssigkeit rechnet man etwa 12 Blatt Gelatine, die man im Wasser aufweicht und zwischen die erkaltete Flüssigkeit rührt. Man stellt das Gelee recht kalt und verziert es vorm Gebrauch mit Suppenmakronen oder Schlagsahne.

Kaltschale von Johannisbeeren ist an heißen Sommertagen besonders erquickend. Man kann auf auf 500 Gramm Früchte 1¼ Liter Wasser rechnen und kocht sie mit einem Stück Zitronenschale gut durch, darauf werden sie durchgeseiht und nach Geschmack gesüßt. Man läßt sie dann nochmals aufkochen und gibt 10 Gramm Kartoffelmehl, das man vorher in kaltem Wasser glatt gerührt hatte, dran. Die Kaltschale muß recht kalt zu Tisch gegeben werden. Man gibt Suppenmakronen oder Zwieback dazu. Man kann die Kaltschale, sowie die Rote Grütze auch aus den Rückständen bereiten, die man beim Einmachen behält; ebenso kann man die Johannisbeeren gut mit Himbeeren, Erdbeeren oder Kirschen mischen.

Eingemachte Johannisbeeren verwendet man auch als Auflage für Tortenböden und Obstteller.

Zum Einmachen eignen sich Johannisbeeren besonders gut, weil die in ihnen enthaltene Säure sie gut konserviert. Zu Johannisbeergelee stellt man 5 Pfund Johannisbeeren mit ½ Liter Wasser aufs Feuer und erhitzt sie unter öfterem Schütteln. Dann gibt man sie durch den Saftbeutel und drückt diesen gut aus. Nun wird der Saft aufgekocht und mit 625 Gramm geläuterstem Zucker gemischt. Man schäumt ihn nach 10 Minuten gut ab und füllt ihn dann in gesäuberte, trockene Fläschchen, die man zur Sicherheit vorher ausschwefeln kann. Wenn der Saft erkaltet ist, verkorkt und verlegelt man die Flaschen.

Johannisbeergelee. 2½ Kilo Johannisbeeren werden abgebeert und gut gewaschen. Dann tut man sie in einen Topf, übergießt sie mit ¼ Liter Wasser und kocht sie gut durch. Darauf gibt man die Masse durch den Saftbeutel. Nun wird der gewonnene Saft mit 1 Kilo Zucker 8 Minuten wallend gekocht, worauf man auf einem kalten Teller einen Tropfen erstarren läßt. Bleibt der Tropfen noch flüssig, so muß man noch etwas länger kochen. Der Saft wird in Gläser gefüllt, die man nach dem Erkalten mit Rumpapier bedeckt und gut zubindet. Nach einiger Zeit ist der Saft zu festem Gelee geworden.

Auf andere Art bereitet man Johannisbeergelee, indem man auf 1 Kilo abgebeerte Johannisbeeren 1 Kilo Streuzucker tut. Beides die Nacht über stehen läßt und die Masse dann so lange kocht, bis die Beeren klar und zerkocht sind. Darauf gießt man sie durch ein feines Haarsieb, fällt den Saft in Gläser und bindet diese zu. Aus den Rückständen kocht man Rote Grütze oder eine Mischmarmelade aus verschiedenen Früchten.

Grete Gerting

Von neuen Büchern

„Lustige Fingerspiele"

Eine Mutter, die nicht Zeit findet, hin und wieder ein Stündchen mit ihrem Kinde zu spielen, bringt sich selbst um ihr schönstes Glück. Nicht jede Mutter aber weiß von den vielen, schönen deutschen Reimspielen, mit denen man ein Kind stundenlang beschäftigen kann. Dazu braucht man gar kein teueres Spielzeug — die zehn kleinen Finger genügen, um dem Kind eine sehr verganglache Welt aufzubauen. Diese lustigen Fingerspiele bringt der Boyer-Verlag soeben in einem ganz entzückend ausgestatteten Bändchen (1,90 RM) heraus. Die lieben Kinderverse sind reizend illustriert. Ein hübsches Geschenk für junge Mütter.

Das neueste Heft „Die Dame" bringt ebenso wie das Juni-Heft Bilder und Berichte vom Ferienleben, vom deutschen Land, von Spiel, Sport und Geselligkeit. Ein großer Bilderbericht, der deutsche Mädel auf dem Hochseekutter „Hamburg" zeigt, heißt „Mädchen-Matrosen". Dann führen Bilder durch das ostpreußische Pferdeparadies „Trakehnen". Es folgt eine Geopolitik der deutschen Heimat" eine Plauderei „Liebe zu kleinen Bädern" und Betrachtungen über Hitzgebräuche und vieles mehr. Ein reicher Modeteil beschließt den reichhaltigen Inhalt des Heftes.

Jäckchen und Mäntelchen, Boleros und Capechen sind die erklärten Lieblinge der Mode. Ein loses Jäckchen, für Vollschlanke aber etwas länger als zu kurz, einfarbig, getupft oder geblümt, ist ebenso geeignet, unerwünschte Fülle der Hüften zu verdecken, wie allzu schlanken Figuren zu fraulich weicher Anmut zu verhelfen.

G 1541. Jäckchen - Complet. Sehr fesch wirkt die kragenlose Jacke aus Taft - Cloqué zu dem einfarbigen, hochgeschlossenen Kleid mit kleinen angeschnittenen Aermeln. Linda-Schnitt I, Gr. I und III erhältlich.

G 1661. Das Nachmittagskleid aus bunt bedrucktem Mattkrepp wird durch ein Bolerojäckchen mit spartenförmigen Revers ergänzt. Breiter Schärpengürtel und kleiner Kragen aus einfarbiger Seide. Linda - Schnitt ist für Größe I II erhältlich.

G 1669. Flottes Seiden-Kostüm. Das knapp sitzende Jäckchen schließt westenartig in der Taille. Kragen und breite Revers mit weißem Pikee belebt. Am Rock nur vorn seitlich Falten. Linda-Schnitt für Größe I und II ist erhältlich.

G 1606. Sommerliches Complet aus bedruckter Kunstseide. Zum schlichten Wickelrock das tuterlose Jäckchen. Dazu das weiße Blüschen mit Hotter Stickerei am Vorderteil. Linda-Schnitt I, Größe II u. III erh.

Die Modelle sind der schönen Mode-, Unterhaltungs- u. Haushalts-Zeitschrift „Rhein.-Westf. Hausfrau" entnommen

Die Hochzeitspapiere

Es ist Regel, daß der Eheschließung ein Aufgebot beim Standesamt vorausgeht. — „Sie hängen im Kasten", heißt der landläufige Ausdruck. Jeder weiß, was gemeint ist, und doch ist den meisten nicht bekannt, was das Aufgebot ist und welchen Zweck es dient.

Die öffentliche Anzeige des zuständigen Standesbeamten über die beabsichtigte Eheschließung zweier Verlobter nennt man Aufgebot.

Welche Papiere sind nötig zum Aufgebot?

Die Verlobten haben den Geburtsschein und die polizeiliche Bescheinigung über den Aufenthalt der letzten sechs Monate vorzulegen. Bei Minderjährigen wird noch die Bescheinigung der Einwilligung der Eltern oder des Vormundes verlangt.

Wo wird das Aufgebot bestellt? Das Aufgebot kann nur vom Standesamt des Wohnortes eines der Verlobten — in der Regel dem der Braut — erlassen werden. Im Gegensatz dazu kann die Eheschließung auf Grund der vom Standesamt ausgestellten Ermächtigung bei jedem deutschen Standesamt geschlossen werden. Wie lange hängt das Aufgebot „im Kasten"? Für die Dauer von zwei Wochen hängt das Aufgebot in den Gemeinden aus, wo die Verlobten ihren Wohnsitz oder Aufenthalt haben oder innerhalb der letzten sechs Monate gehabt haben. Ein Aufgebot wird fruchtlos, wenn sechs Monate nach der Aushängung die Eheschließung nicht erfolgt ist. Für eine spätere Eheschließung müßte ein neues Aufgebot erfolgen.

Welches ist der Zweck der öffentlichen Bekanntmachung? Das Aufgebot hat den Zweck, etwa bestehende Ehehindernisse zur Kenntnis des Standesbeamten zu bringen (Verwandtschaftsehe, Ehe zwischen Adoptiveltern und Kindern, Ehe zwischen einem schuldig geschiedenen Ehegatten und demjenigen, mit dem der Ehebruch geschah).

Ist das Aufgebot unbedingt erforderlich? Nur wenn ganz wichtige Gründe vorliegen, die eine Eheschließung sofort notwendig machen, kann ohne Aufgebot die Eheschließung erfolgen. Von der jeweils zuständigen Behörde kann Befreiung vom Aufgebot beantragt werden. Der Standesbeamte kann Auskunft geben, welches die zuständige Behörde ist.

D. D., F. Trier.

Der Brief aus den Ferien — Photo Seidenstücker (Deike-M.)

Das Anrichtetischchen

Ein Büfett dient eigentlich zwei Zwecken: der Aufbewahrung von Geschirr und zum Aufstellen und Anrichten von Speisen, die für den Tisch gebraucht werden. Für den zweiten Zweck wird es aber heute nur gelegentlich verwendet. Wenn eine Geselligkeit im Hause ist, dann überlegt sich die Hausfrau wohl gern ein „kaltes Büfett", und für dieses verwendet sie dann ihre Büfettplatte, die sie sorgfältig durch eine hübsche Leinendecke schmückt und schützt.

Wenn ein Büfett mit zahllosen Gegenständen aus Glas, Porzellan und Nickel bestellt ist allein zu dem Zweck, um zu paradieren, so wird es für einen praktischen Zweck erst recht unbrauchbar. Aber vielleicht sind die guten Vorbilder jetzt schon zahlreich genug, so daß es keine Seltenheit mehr sein wird, wenn ein Büfett nur mit einem kleinen Gebäckkorb und einer schönen Vase geschmückt ist. Nicht weil es heute modern ist, sondern weil der Menschen immer mehr werden, die ihren Besitz gar nicht gern zur Schau stellen. Ein Büfett — es kann dabei von edler Schönheit sein — ist ein Gebrauchsmöbel und nicht die Vitrine eines Haushaltungsgeschäftes.

Es fehlt uns aber im Eßzimmer doch noch ein kleineres Tischchen, das wendiger ist als der große Geschirrschrank. Wir brauchen, und wir stellen das jeden Mittag wieder fest, wenn wir mit dem hochbeladenen Tablett hereinkommen und uns hilfesuchend nach einer Abstellfläche umsehen, ein regelrechtes Abstelltischchen, auf das wir sorglos Schüsseln mit Obst oder Speise, eine Saftkanne, ein Tablett setzen können. Größe, Höhe und Ausführung wird man von diesem Tablett ableiten, ja man hat sogar Stehtabletts konstruiert, von denen man Beine abklappen kann, sie gehören zu den praktischen wenngleich nicht sehr stabilen und auch nicht sehr schönen Möbeln.

Das Anrichtetischchen hat seinen stärksten Konkurrenten in dem beliebten Teewagen. Jedoch bleibt der Teewagen, wie der Name auch sagt, ein bevorzugter Gegenstand gerade für die Teestunde. Für kompaktere Bepackung bedarf man schon eines richtigen Tisches, der ja praktischerweise auch gut laufende Rollen haben kann für kleine Fahrten quer durchs Zimmer. Wie wird er aussehen? Er wird vielleicht in einem schlicht-derben, fast bäuerlichen Eßraum eine saubere Ahornplatte besitzen, die mit jedem Scheuern schöner wird. Ein schönes Bild, zwei gutgearbeitete rohrgeflochtene Stühle zu beiden Seiten, schöne handgemalte aufgestellte Teller heben ihn heraus aus der Alltäglichkeit und machen ihn auffälliger, ansehnlicher. Er kann auch eine graue oder rötliche Marmorplatte, sehr zweckmäßig für die Art seiner Verwendung, haben, dann würde ein zweites Zwischenbrett aus ästhetischen Gründen wegfallen, die Marmorplatte würde auf schlanken sich verjüngenden Beinen oder auf Nickelrohr-Stützen ruhen. Er wird besonders Gefallen finden, wenn seine Platte sich aus künstlerischen Kacheln zusammensetzt, auf die man unbesorgt heiße Kannen und Schüsseln stellen kann. Und schließlich werden sich auch Freunde dafür finden, auf seine leichtgewachste Platte aus grünem Holz einen Läufer zu legen, vielleicht einen selbstgewebten aus Stoffresten, vielleicht einen in edler Hardanger Handarbeit.

Eine geschickte Hand rückt Möbel und Stühle gefällig zusammen. Architekt Prof. K. Notheller. (Deike M.).

Staubbekämpfung im Haushalt

Eine Gefahrenquelle für Leben und Gesundheit

Die Staubbekämpfung im Haushalt ist eine außerordentlich wichtige hygienische Aufgabe, denn der Staub ist in hohem Maße Träger von Krankheitskeimen. Es gibt nun zweierlei Arten von Staub, nämlich den Naturstaub und den Gewerbestaub.

Der Naturstaub setzt sich häufig aus winzig kleinen Teilen zusammen, die von den Fasern unserer Textilien stammen. Er entsteht durch die natürliche Abnutzung der Kleider, durch das Abbürsten, durch das Abreiben von Teppichen. Auch die Haare von Menschen und Tieren sind Staubquellen.

Der Gewerbestaub dagegen ist vorwiegend anorganischer Natur. Er enthält kleinste Teile von Sand und Ruß, von Eisen- und anderen Metallspitzern. Er verbindet sich in den Wohnungen fast immer mit dem sogenannten Naturstaub.

Der Staub enthält eine Menge von Bakterien, die zum Teil auch krankheitserregend sind. Laboratoriumsversuche haben ergeben, daß in zwei Milligramm Wohnungsstaub ungefähr 1000 entwicklungsfähige Keime vorhanden waren. Man kann in einer mittleren Wohnung beim Teppichklopfen, beim Stäubern von Kleidern, Wänden, Möbeln, Fußböden usw. etwa 125 Gramm Staub gewinnen. In dieser Staubmenge sind ca. 63 Millionen wachstumsfähige Keime von schädlichen und unschädlichen Kleinlebewesen enthalten.

Man sieht aus diesem Beispiel, wie wichtig die Staubbekämpfung im Haushalt ist. Sie geschieht am besten in der Weise, daß der Staub entweder durch Wasser oder Oel gebunden oder durch die elektrischen Staubsauger abgesaugt wird. Bei der Säuberung wird häufig der Fehler gemacht, daß ein Fußboden zuerst gefegt und dann erst naß aufgewischt wird. Demgegenüber muß aber umgekehrt verfahren werden. Bei der Staubbindung durch Oele und Staubbindemittel ist zu vermeiden, daß zu Fußbodenöle zu dick aufgetragen werden. Der Staub bleibt alsdann unter der Einwirkung des Oeles auf dem Fußboden haften. Bei Benutzung eines Staubsaugers kann vom Fußboden vollkommen abgesehen werden, weil die neuzeitlichen Geräte es gestatten, den Staub mit einer breiten, meist mit einer Bürste versehenen Saugdüse aufzunehmen.

Praktische Winke

Kirschen werden lauber entsteint. Bei der Verarbeitung von Kirschen für Kompott und Obstkuchen, besonders aber zum Einkochen, leistet ein Kirschenkerner vortreffliche Dienste. Das Entfernen der Steine geht damit nicht nur wesentlich mühelofer und sehr viel schneller als bei dem bisher üblichen Aufschneiden der Kirschen vor sich, die Früchte selbst bleiben bei dieser Arbeitsweise auch ansehnlicher und appetitlicher, als es sonst der Fall war. Nun muß man aber bei den meisten Kirschsteinfreuern einen zunächst nicht beachteten Nachteil mit in Kauf nehmen: das Herumspritzen des Saftes, der beim Herausdrücken des Steines aus der aufplatzenden Kirsche nach oben und unten schon vor sich die Früchte selbst bleiben bei dieser Arbeitsweise auch ansehnlicher und appetitlicher, als es sonst der Fall war. Nun muß man aber bei den meisten Kirschsteinfreuern einen zunächst nicht beachteten Nachteil mit in Kauf nehmen: das Herumspritzen des Saftes, der beim Herausdrücken des Steines aus der aufplatzenden Kirsche nach oben und unten drängt. Und Obstecke sind bekanntlich schwer zu entfernen. Mit einem neuen Kirschenkerner mit Spritzschutz kann man vermeiden, daß Kleider, Wände und Möbel mit Kirschsaft bespritzt werden. Bei diesem Fabrikat ist das Unterteil kellerartig ausgebildet, während über dem Dorn der den Stein herausdrückt, eine kleine Platte vorgesehen ist. An diesen beiden Spritzschutzvorrichtungen prallt nun der aufspritzende Kirschsaft ab, ohne eine unerwünschte Wirkung in seiner Umgebung zu hinterlassen. Der abgebildete Kirschenkerner ist stabil und haltbar, trotzdem aber sehr handlich gebaut und sorgfältig verarbeitet. Semmler.

Eierkuchen mit Schinken und jungen Erbsen. In den Teig für Eierkuchen mischt man rohen, fein geschnittenen Schinken und kocht die Eierkuchen wie üblich. Man legt sie nacheinander auf eine längliche Platte, belegt die eine Hälfte mit in Butter und Petersilie geschwenkten jungen Erbsen und schlägt die andere Hälfte darüber.

Obstsalat. Hierzu eignen sich rohe wie auch eingemachte Früchte. Man schneidet das Obst in kleine dünne Scheiben, entsteinte Kirschen läßt man ganz. Auch Rufterne geben dem Früchten einen besonderen Charakter. Hat man die Früchte gemischt, schmeckt man mit Zucker und etwas Rum ab und läßt ihn wenigstens eine Stunde zugedeckt am kalten Ort durchziehen. Ma. Ga.

Schachaufgabe

Weiß zieht und gewinnt.

Kontrollstellung: 19 Figuren. Weiß (8 Figuren): König b1, Dame e5, Turm b5, Läufer c5, Springer b2, Bauer a2, e2 f2. Schwarz (11 Figuren): König g6, Dame g8, Turm a8, f8, Springer h6, Läufer g5 Bauer a6, f5, f7, g4, h7.

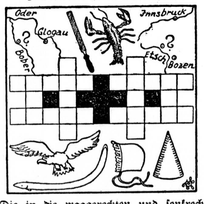
Der Forscher.

Am Markt zu Benares, am Gangesstrand,
Wandert die Ware von Hand zu Hand,
Man redet und handelt um eine Ensöwei
Auch wenns es sich dreht um ein faules Ei.

Das Weltall, so groß und so riesenfern,
Hat doch nur das Einsdrei als Ursprungskern,
Doch dieses in nicht zu schätzenden Teilen
Läßt uns erst auf uns'rer Erde verweilen.

Der dritte Weg uns den Ganzen bringt,
Mit dessen Wissen es erst gelingt,
Den Menschen zu helfen, die Menschen zu heilen,
Wenn Krankheit drohet den ehrern Teilen.

Illustriertes Kreuzworträtsel.



Die in die waagerechten und senkrechten Feldreihen einzutragenden Wörter sind aus den bildlichen Darstellungen zu ermitteln. Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu suchen.

Bilderrätsel.

1812.

Es dreht um die Achse die Viereins sich schnell
Als mittelster Teil im Radgestell.
Die Zweieins gedeiht vorzüglich am Rhein
In lehmigem Grund am Felsengestein.
Mit Dreizwei spricht man den König an
In Ländern, wo er noch heut den Mann.
Das Ganze, als Fluß in Rußland bekannt,
Hat einstmals ein ganzes Heer überrannt.

Junge oder Mädchen?

Freund Schermacher gibt seinen Bekannten gern Nüsse zu knacken. Seine Frau hat ihm ein Kind geboren. Auf die Frage, ob es ein Knabe oder Mädchen sei, antwortet er: „Wenn man den Vornamen des Kindes in großen Buchstaben auf ein Blatt Papier schreibt und die Schrift einem Spiegel zukehrt, zeigt der Spiegel den Namen unverändert. Was meint ihr, ist es ein Junge oder ein Mädchen?

Magisches Kreuz- und Querworträtsel.

Die Wörter bedeuten: a) von links nach rechts und b) von oben nach unten: 1. Einfriedigung, 2. Bezeichnung für Rettich, 3. Blutgefäß, 4. Nervenzentrum, 5. Koralleninsel, 6. musikalische Bezeichnung, 7a. preußischer Kriegsminister, 7b. Gleichklang, 8. Gedichtart, 9. Nebenfluß der Elbe, 10. Haft, 11. asiatisches Reich, 12. Raubvogel, 13. Papageienart. — Die Diagonale A—B nennt einen europäischen Staat.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Lösung:

1.) L a4 — e8, S f6 — e8; 2.) T g7 — g5, beliebig; 3.) Turm oder Springer matt.

oder

1.) L a4 — e8, S f6 — h5; 2.) T g7 — g4 +, beliebig; 3.) Turm oder Läufer matt.

Suchrätsel.

Sie — ben — ich — lae — fer. (Siebenschläfer.)

Der Mann, der sich zu helfen wußte.

Der Holzarbeiter war Böttcher, und das Stück Holz war zu kurz für einen um die Mitte eines Faßes zu legenden Reifen. Nachdem der Böttcher ein Stück davon abgeschnitten hatte, paßte das Holz als Reifen auf einer höheren oder niedrigeren Stelle des Fasses.

Fehlaufgabe:

Brahmane, Hömael, Sumatra, Macmahon, Almanach, Nemagen, Clematis, Kumarin, Bismarck.

Buchstabenrätsel:

Kreis, Myrte, Ornat, Kotau, Kleie, Mokka, Speer, Fasan, Latte. — Erntefest.

Kreuzworträtsel:

Von links nach rechts: 1. Gaia, 4. Stat, 8. Ate, 9. Wolle, 10 Sham, 12. Mert. 13. Tre, 15. Mil, 18. Anlagen, 21. Fang. 23. Gabe, 24. Einem, 25. Ger, 26. Ural, 27. Herz, — Von oben nach unten: 1. Gast. 2. Atlen, 3. Bear, Wrangel, 14. Ill. 16. Leber, 17. Esen, 18. Anna, 19. Gage, 20. Merz, 22. Air.

Haus, Hof und Garten

Wenn die Stauden blühen

Zeichnungen 1—8: Bamberg (M)

Abbildung 1. Eremurus

Im Frühjahr, wenn es Zeit ist, Staudenbeete zu verpflanzen oder durch neue Arten oder Sorten zu ergänzen, dann wird die Frage nach neuen Stauden, die man noch nicht im Garten hat, nach ihrem Wuchs und ihrer Blüte von den Gartenliebhabern oft gestellt. Aber alle papierenen Schilderungen oder auch mündliche Beschreibungen können doch die Art und Gestalt vieler unbekannter Gewächse nicht vollauf verdeutlichen. Darum sollte jeder Blumenfreund jetzt zur Blütezeit Umschau halten in Garten und Gartenanlagen und öffentlichen Gartenanlagen, um schönen, ihm noch nicht bekannten Staudenarten oder besonders schönen Sorten. Und wenn nun hier jetzt im Sommer etliche Stauden entdeckt und abgebildet werden, so soll damit nun gar nicht gezeigt werden, daß eine Bepflanzung mit Bakterien und Bazillen verbunden sei. Sammelwasser aus Tonnen, Steinbehältern usw., wie es nicht selten noch das Vieh verabreicht wird, ist darum nicht zu empfehlen. Auch aus irgendeinem Grunde stehendes Wasser als Farbe gebeten, dann verrührt man gequollene Kohle mit Kamit und läßt es eine Zeit ruhig stehen, ehe man es den Tieren zutrinken. Spitzkohl und wäßrisch im Trinkwasser ist besonders dem Pferd. Es gibt weichen Wasser den Vorzug. Diese Vorsicht läßt sich gerade beobachten, wenn man mit Pferden unterwegs ist. An Orten, wo weiches Wasser vorhanden ist, tun sie sich mit vollem Behagen daran gütlich, während sie selbst in großem Durste zu hartem Wasser nur wenig Neigung zeigen. Zu kaltes Wasser ist zu jeder Jahreszeit schädlich, besonders dann, wenn das Tier erhitzt ist. Man lasse auch im Sommer das Pferd, mit einer Decke gedeckt, erst sich so lange abkühlen, bis die Atmung sich beruhigt und der Puls wieder normal geworden ist. Auch muß das zu frische Wasser eine gewisse Zeit der Sonne oder doch der Luft ausgesetzt sein. Je anstrengender ein Tier im Laufe oder Zuge zu arbeiten hat, desto mehr an Wassergehalt verbraucht der körperliche Organismus, eine Folge ist das Erschlaffen der Muskeln. Man muß unbedingt zu verhüten suchen, daß das erschöpfte, erhitzte und durstige Pferd zu gierig säuft. Am zweckmäßigsten ist es, einen Wisch sauberes Heu in das Tränkgefäß zu legen und in kurzen Zwischenräumen Wasser aufnehmen zu lassen. Es genügt im Sommer wie im Winter, wenn das Wasser „krummenfrisch" eine Wärme von etwa zehn Grad Celsius hat. Sobald der erste Durst gestillt und Nachen und Schlund von Staub und Sand gereinigt sind, wird das Futter verabreicht, das nun genügend verkaut und eingespeichelt werden kann. Auf diese Weise wird Verdauungsstörungen günstig vorgebeugt.

Ackermann.

Abbildung 3. Spiraea filipendula

Abbildung 4. Echinops ritro

Abbildung 2. Cimicifuga

Eine viel graziösere Schmuckstaude mit weißen Blütenrispen ist die Silberkerze, die freilich auch keineswegs eine besondere Höhe erreicht. Dafür ist sie aber eine robuste Pflanze, von der es verschiedene Arten, von August bis September und Oktober blühend, gibt. Cimicifuga (Abbildung 2) ist der lateinische Name.

Spiraea filipendula fl. pl. wird das auf Abbildung 3 gezeigte Staudengewächs genannt. Anspruchslos und blühwillig ist es, den ganzen Sommer über bringt es weiß gefüllte Blütendolden hervor. Und da wir uns hier den Pflanzen, die auch im Halbschatten gut gedeihen, zuwenden, sei noch der in Deutschland auch wild vorkommende, durch intensiven Geruch gekennzeichnete Diptam (Dictamus albus) genannt, der seine weißen oder rosa gefärbten Blüten im Juni, Juli aufbrechen läßt. Der „brennende Busch" wird die Staude auch genannt, weil sich das an warmen Tagen entströmende ätherische Oel anzünden lassen soll. Erwähnenswert ist auch die Wiesenraute. Es gibt hier verschiedene Thalictrum-Arten mit zierlichem Laub und zarten Blütenständen. Wir finden sie heute schon häufiger in unseren Gärten.

Die Abbildung 4 zeigt uns etwas in Gestalt und Blüten ganz anderes: Echinops ritro, die Kugeldistel, die bis 1 Meter hoch wird, im August bis September blüht und für trockenen Standort geeignet ist. Auch solchen „Disteln" sollte man Aufmerksamkeit schenken. Schon in ihrer ganzen Gestalt liegt eine besondere Wirkung.

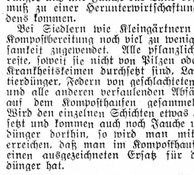


Abbildung 5. Tradescantie

Vom Dünger und Düngen im Siedlergarten

Möglicherweise wird es Siedler geben, die da meinen: Die Düngerfrage brennt uns jetzt nicht auf den Nägeln, sie ist eine Frage des Herbstes und des Frühjahrs, nicht des Sommers. Dies wäre jedoch falsch gedacht, denn die Düngerfrage bleibt für sehr viele das ganze Jahr über eine wichtige Angelegenheit. Viele werden sich schon jetzt den Kopf zerbrechen, woher sie im nächsten Herbst den notwendigen Dünger beziehen sollen, oder woher dafür das Geld genommen werden soll. Ganz besonders für die Siedler und Kleingartenbesitzer in der Nähe der Großstädte und in den Industriebezirken ist es gar nicht so leicht, sich Dünger für gutes Geld zu beschaffen, weil in diesen Bezirken gar nicht so viel Dünger vorhanden ist, wie gebraucht wird. Zudem ist Ankauf von Dünger aus den Großstädten, aus den dortigen Fuhrwerksbetrieben und Molkereien oft gar nicht zu empfehlen, weil diese Betriebe recht häufig Heu, Stroh, Sägemehl oder Hobelspäne als Einstreu benutzen. Das sind Stoffe, die sich nur schwer zersetzen und im Boden mehr Schaden als Nutzen bringen.

Namentlich für Siedler, die sich auf neuem, vorher wenig kultiviertem Gelände niedergelassen haben oder niederlassen wollen, sei in der Düngerfrage darauf hingewiesen, daß der Boden im ersten Jahre recht gut durch Gründüngung angereichert werden kann. Durch den Gründung wird dem Boden zunächst einmal Humussubstanz zugeführt, die ihm oft fehlt. Auch wird dadurch der Boden aufgelockert. Hierzu eignen sich Bohnen, Serradella, Wicken, Lupinen usw. Diese Pflanzen haben die Eigenschaft, mit Hilfe von Bakterien den Stickstoff der Luft für den Boden nutzbar zu machen. Sie werden nach reichlichem Blattansatz niedergetreten oder niedergemäht und dann untergegraben. Das Umlegen geschieht am besten, wenn das Blühen beginnt. Pflanzen zur Gründüngung lassen sich übrigens auch noch nach Beendigung der ersten Aussaat von Salat und Spinat oder nach dem Einernten der Frühkartoffeln aussäen. Bei solchen Aussaaten muß das Unterpflügen oder Behäufeln vorgenommen werden, wenn die ersten Fröste einsetzen.

Im Garten, wo der Boden weit mehr ausgenutzt wird als in der Feldbebauung, kann freilich Gründüngung den Stalldünger nicht ganz ersetzen. Dieser ist immer als Grundlage der Düngung zu betrachten. Dabei soll sogleich etwas auf die einzelnen Düngerarten eingegangen werden, denn nicht alle Düngerarten sind gleich gut zu verwenden. Pferdedünger ist sehr hitzig und sollte zumindestens in frischem Zustande und unvermischt nur auf nassen und kalten Boden verwendet werden. Auf trockenen, warmen und sandigen Boden wird frischer Pferdedünger oft mehr Schaden als Nutzen zur Folge haben. Steht für solchen Boden nur Pferdedünger zur Verfügung, so sollte er nur in gut verrotetem Zustande verwendet werden. Noch besser ist Mischung mit Kuhdünger. Dagegen ist Pferdedünger in frischem Zustande für kalten und nassen Boden gut. Im allgemeinen kann der Kuhdünger als der beste angesehen werden. Hauptsächlich für warme, trockene, sandige und kalkreiche Böden paßt er sehr gut, weil derartiges Land durch diesen Dünger mürbe, milde und frisch bleibt. Aehnlich hitzig wie der Pferdedünger ist der von Schafen und Ziegen. Auch diese Düngerarten sollten auf warmen, trockenen Böden nur in verrottetem Zustande gebraucht werden. Siedler besonders sind oft fast ausschließlich auf Schweine- und Ziegendünger angewiesen. Der Schweinedünger wird im allgemeinen für weniger wertvoll gehalten, er wirkt jedoch sehr gut, wenn er mit Ziegendünger vermischt wird. Noch hitziger und schärfer als Pferdedünger ist der vom Geflügel. Am geheltreichsten, jedoch auch am hitzigsten ist der von Hühnern und Tauben. Geflügeldünger sollte unverdünnt und unvermischt nie in den Gartenboden kommen. Gefahrlos ist er höchstens, derartigen Dünger im Herbst, nachdem die Vegetation beendet ist, auf dem Boden oder im Winter auf die Schneedecke zu streuen. Auf diese Weise wird die Schärfe nach und nach ausgelaugt. Geflügeldünger ist sehr gut auf die Weise zu verwenden, daß er in alten Bottichen und Fässern mit Wasser vermischt und so zur Gärung gebracht wird. Aufgüsse dieser Mischung werden überall im Garten gute Dienste leisten, besonders bei der Heranzucht von Gemüse. Einseitiger Abort- oder Jauchedünger ist zu vermeiden. Zur Abortdüngung ist ein sehr wichtiger Nährstoff, die Phosphorsäure, nur in geringer Menge vertreten und in der Jauche fehlt er gänzlich. Phosphorsäure ist zur Bildung von Samen und Früchten unbedingt erforderlich. Wer also nur mit Abortdünger und mit Jauche das Land bestellen will, muß zu einer Herunterwirtschaftung des Bodens kommen.

Bei Siedlern wie Kleingärtnern wird der Kompostbereitung noch viel zu wenig Aufmerksamkeit zugewendet. Alle pflanzlichen Ueberreste, soweit sie nicht von Pilzen oder anderen Krankheitskeimen durchsetzt sind, Laub, Kleintierdünger, Federn von geschlachtetem Geflügel und alle anderen verfaulenden Abfälle müssen auf dem Kompostbaufen gesammelt werden. Wird den einzelnen Schichten etwas Kalk zugesetzt und kommen auch noch Jauche und Abortdünger dorthin, so wird man mit der Zeit erreichen, daß man im Kompostbaufen immer einen ausgezeichneten Ersatz für den Stalldünger hat.

Praktischer Ratgeber

Wiegen des Junggeflügels. Heranzuwachsende Küken bzw. Junggänse sollten von Zeit zu Zeit gewogen werden. Schwächliche Tiere deren Gewicht wesentlich unter Durchschnitt liegt, sind dabei auszumerzen. Als Hilfsmittel dient ein Wiegetrichter, dessen Eigengewicht auf der Waage einzutarieren ist. Das Tier wird mit dem Kopf hineingesteckt. Man kann auch die Flügel doppelt verschränken, damit das Tier stillsitzt. Dazu wird das Huhn, die Ente oder ähnliches an den Flügelspitzen hochgenommen, rechte Hand rechter Flügel, linke Hand linker Flügel, dann wechselt man die Flügel in den Händen. Dadurch liegen sie fest, und zwar möglichst tief unten am Tierkörper gefaßt; das selbe tut man noch einmal, wobei der eine Flügel in die Federn des anderen geschoben wird. Folgende Gramm-Gewichte sollten ungefähr erreicht werden:

Zeichnung: Zamboni (M)

Alter in Tagen	Leghorn Hahn	Leghorn Henne	Rebh. Italiener Hahn	Rebh. Italiener Henne	Rhodeländer Hahn	Rhodeländer Henne
7	80	60	53	53	60	65
21	100	95	140	140	100	100
42	380	320	400	335	400	400
63	640	600	740	600	720	720
84	1030	980			1350	1100
105	1300	1100				
126	1650	1200				
147	1750	1400				

Etwas über Zwiebeln — Wenn man Zwiebeln in Fett brät, um sie als Beilage zu Beefsteaks und ähnlichem zu geben, muß man dauernd rühren, damit sie nicht zu dunkel werden. Eine Minute, bevor man sie aus der Pfanne nimmt, soll man einen Schuß kochendes Wasser darüber geben; dadurch bekommen sie eine schöne goldbraune Farbe und werden auch leichter verdaulich. — Wenn man Töpfe oder Geschirr abwäscht, in dem Zwiebeln oder Fisch gekocht wurden, soll man etwas Essig in das Wasser tun, um jeden unangenehmen Geruch, der sonst leicht dem Geschirr anhaftet, zu beseitigen. — Wenn Stahl sehr rostig geworden ist, läßt er sich leichter reinigen, wenn man ihn zunächst mit einer durchschnittenen Zwiebel abreibt und dann einen Tag liegen läßt. Dann soll man ihn mit Terpentin und geschlemmtem Ziegelstein zu einem Brei verrührt blank reiben.

Vorsicht beim Pferde tränken

Anzeigen im 7. Tag haben der Verbreitung wegen großen Erfolg!

Togal

Togal-Tabletten sind ein bewährtes, ärztlich erprobtes Mittel bei
Rheuma | Hexenschuß
Gicht | Nerven- und
Ischias | Kopfschmerzen
Grippe / Erkältungskrankheiten

Togal lindert nicht nur die Schmerzen, sondern beseitigt auch Krankheitsstoffe. Es löst die Harnsäure und wirkt bakterientötend. Togal ist unschädlich! Über 7000 Ärzte-Atteste! Machen Sie noch heute einen Versuch! Kaufen Sie aber nur Togal, es gibt keinen Togal-Ersatz!

M 1.29 In allen Apotheken.

Der Pantoffelheld

Schulke ist ein Pantoffelheld, wie er im Buche steht.

Darum sagt seine Frau eines Morgens mit rollender Stimme:

„Schulke! Wann bist du gestern abend nach Hause gekommen?"

„Um zwölf, liebes Weibchen."

„Um zwölf? Die Uhr hat aber zwei geschlagen!"

„Ja, mein Herzchen — eigentlich wollte sie zwölf schlagen, aber ich habe sie schnell angehalten, damit sie dich nicht stört."

Am Abend hat Schulke etwas Nachdurst und Verlangen nach einem Trunk. Er überlegt, wie er wohl von dannen kommen könnte. Da! eine Idee! Er springt plötzlich auf, stürzt zum Fenster:

„Da war doch eben Feuerlärm — ich geh' mal runter nachsehen."

Weg ist er.

Nach einer halben Stunde ist er wieder zurück und sagt mit harmlosem Gesicht:

„Es war kein Feuer."

Frau Schulke schnuppert an ihm herum:

„Wasser aber auch nicht."

Schwere Abfuhr

„Ich traue Ihnen zu, Fräulein Erni, daß Sie den ersten besten Dummkopf, der um Sie anhält, aus Mitleid heiraten könnten."

„Ch, Herr Wiesenhenne — Ihr Antrag kommt mir zu unerwartet!"

Sinnig

„Ich möchte ein schönes Bild", sagt ein Kunde. „Etwas Nettes, Passendes als Hochzeitsgeschenk."

„Ch, da habe ich etwas Schönes auf Lager", versicherte der Kunsthändler. „Hier, sehen Sie — ein Landschaftsbild: Gewitter im Anzug."

Ein guter Freund

„Gestern war ich bei Grundmanns . . . da redete man über dich und behauptete, du wärest ein Esel . . ."

„Und was hast du gesagt?"

„Ich verteidigte dich natürlich und sagte, daß man die Menschen nie nach ihrem Aeußeren beurteilen sollte . . ."

Glaubhaft

„Ich singe nur zu meinem eigenen Vergnügen!" sagte das Fräulein.

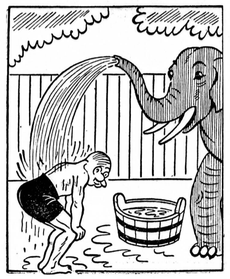
„Das glaube ich Ihnen gern!" sagte der Besucher. („Tit-Bits")

Ihre Auffassung

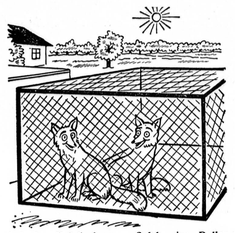
Hilde erzählt die Geschichte vom Sündenfall. Sie sagt: „Eva aß den Apfel." Die Lehrerin verbessert: „Es heißt: aß." Das Kind beharrt eigensinnig bei dem Worte „aßte", so daß die Lehrerin wieder verbessern muß. Zuletzt erzählt dann das kleine Ding: „Eva, das Aas, aßte den Apfel!"

Herr Schlumps (etwas zerstreut): „Siehst du, Lottchen, diesmal habe ich den Schirm nicht stehenlassen."

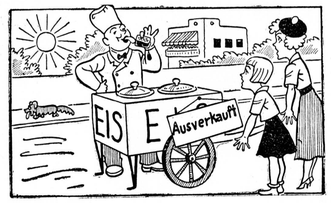
An heißen Tagen



Das Brausebad des Menageriebesitzers



Auf der Pelztierfarm. „Solch eine Bullenhitze wie heute sollte das ganze Jahr sein, Herr Kollege."



Ein Egoist

„Vati, wir wollen zu den Eisbären gehen, da ist es bestimmt kühl."

Letzte Zuflucht bei . . . zig Grad

Gute Behandlung

Der Vater fragt seinen Sohn: „Nun, Emil, wie geht die Uhr, die dir Großpapa neulich zum Geburtstag geschenkt hat?"

„Wenn die nicht gehen sollte", antwortete Emil, „ich habe sie heute in die Schule mitgehabt, und sämtliche Jungens haben sie aufgezogen."

Klein angefangen

Sohn: Papa, die Leute sagen alle, daß du sehr klein angefangen hättest."

Vater: „Ja, das stimmt auch! Als ich geboren wurde, soll ich nur fünf Pfund gewogen haben!"

Guter Ersatz

„Diesen Herrn Hase möchte ich tatsächlich entlassen. Die halbe Arbeitszeit schläft er.

Er hat recht

Er: „Was, neunzig Mark hast du heute ausgegeben? Das geht ja auf keine Kuhhaut."

Sie: „Da hast du allerdings recht; ich habe nämlich einen zehn Meter langen Läufer und einen zehn Quadratmeter großen Teppich gekauft."

Schöne Aussichten

„Ich verdiene monatlich dreihundert Mark. Wieviel Wirtschaftsgeld müßtest du haben, wenn wir heirateten?"

„Wirtschaftsgeld will ich nicht — du kriegst ein Taschengeld!" („Fliegende Blätter")

Mitleid

„Ich hätte doch nicht gerade ein unzerreißbares Bilderbuch genommen. Sieh nur, wie das arme Kind sich anstrengen muß."

Richtig

„Peter, ich würde doch nicht immer das Treppengeländer herunterrutschen!"

„Mannste ja auch gar nicht mehr, Omi!"

Kein Hinderungsgrund

Er: „Nein, meine Liebe, wir können in diesem Jahre nicht an die See fahren — wir müssen an unsere vielen unbezahlten Rechnungen denken!"

Sie: „Aber Paul, können wir das nicht ebensogut an der See tun?"

Unmöglich

„Was sagst, Huberin, der Einödbauer ist gestorben? Dös glaub' i net!"

„Warum denn net; is doch wahr!"

„Na, dös kann net sein. Der Einödbauer war ja in der Lebensversicherung."

Verteidigung

„Warum haben Sie das Portemonnaie nicht abgegeben?"

„Als ich es fand, Herr Richter, da konnte ich es nicht mehr abliefern, weil es schon spät in der Nacht war. Und am nächsten Morgen auch nicht, da war nichts mehr drin."

Trautes Glück

Kümmel und Frau sausen im Auto über Land. Sie wird sentimental:

„Ist es nicht herrlich, mit einem geliebten Wesen so dahinzufahren?"

„Herrlich", seufzt Kümmel in sich hinein, „ganz herrlich müßte das sein!"

Peinlich

„Sagen Sie mal, Herr Schnurrbel", fragt Karlchen, „wo haben Sie eigentlich Ihr Gewehr?"

„Mein Gewehr?"

„Na, Sie sind doch Jäger!"

„Ich — Jäger?"

„Worhin hat Vater doch gesagt: Hoffentlich bleibt dieser lächerliche Mitgiftjäger Schnurrbel heute mal zu Hause."

Hut ab

„Vor diesem Gänsebraten ziehe ich den Hut, Herr Ober!"

„Freut mich, wenn er Ihnen so gut schmeckt!"

„Das gerade nicht, aber das Alter soll man ehren."

Katarrhe sind gefährlich

wenn man ihnen Zeit läßt, chronisch zu werden. Sie bereiten dann leicht schweren Lungenkrankheiten den Boden, indem giftige Bakterien in das geschwächte Gewebe eindringen und es zerstören. Man bekämpft darum heute hartnäckige Katarrhe der Luftwege, auch veraltete, Asthma und Lungenleiden erfolgreich durch die entwickelfreie „Silphoscalin"-Therapie, die dem Gewebezerfall durch Entzündungs- und Bakterienstoffe entgegenwirkt und zugleich gegen Husten, Auswurf, Schwäche, Fieber, Nachtschweiß, Appetitlosigkeit hilft. „Silphoscalin" ist von Professoren, Aerzten, Heilstätten, Kranken erprobt und anerkannt. - Kuren sie aber keine Andeutungen, sondern nur das Original: „Silphoscalin". Dabei, mit 60 Tabl. RM. 2.71 in allen Apotheken, wo nicht, dann Rosen-Apotheke, München. - Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Bühler, Konstanz, kostenlos und unverbindlich Zusendung der interessanten, illustrierten Aufklärungsschrift S 305 v. Dr. Vogel.

Hafterlee's giftfrei entkräftete Kräuter-Kuren gegen **Kropf Basedow** Bei Nichterfolg Geld zurück Verlangen Sie Gratis-Broschüre Nr. 2 Fricke, Hafterleer Gauting München

Befreiung von **Bettnässen** Auskunft kostenlos. Alter und Geschlecht angeben Carl D. Gaentzsch Bad Driburg Westf.

Schlank und bis 15 Kilo leichter! Prämiert mit gold. Medaille Sicher Aufklärung kostenlos durch Roth, Nürnberg 3, S 3, Nd 6

Dauerverdienst täglich acht RM. Reichelt, Breslau 5 Schließfach 36

Wer Anzeigen liest, ist über den Fortschritt unterrichtet

Heiraten

Vertrauenssache ist die Vermittlung der Heiratswünsche. Eingehende Zuschriften auf solche werden deshalb stets in Briefumschlägen ohne Firmen-Aufdruck versandt. Ebenso übernehmen wir auf Wunsch die vertrauliche Rücksendung von etwa eingesandten Photographien usw., falls uns diese unter Beifügung der Absenderangabe und der Chiffre postfertig zugehen.

Fabrikantentocht. a. Westf., 29 J. alt, schlank, gesund u. lebensfr., wünscht, da es ihr an pass. Gesellschaft fehlt, auf diesem Wege mit **Herrn** in sich. Position, b. 43 J., bekannt zu werden, dem sie gern ein schönes Heim schaffen und gute Gattin sein möchte. Zuschr. u. Nr. 7/107 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Kath. Mädchen, 25 Jahre, wünscht mit jungen Mann in fester Arbeit, mögl. a. Mittelbeutschl., zwecks baldiger **Heirat** bekannt zu werd. Witwer mit Kind nicht ausgeschloss. Ausführl. Off. mögl. m. Bild, unt. Nr. 7/110 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Möchte netten **Herrn** b. 35 J., i. sich. Stellung kennenlernen. Bin 25 J., 1.63 gr., dkl., angenehmes Aeuß., Wäsche-Ausst. und etw. Ersp. vorh. Off. u. Nr. 7/109 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Kathol. Ehe d. größte, älteste erfolgreichste kath. Vereinigung für alle Kreise Kostl. Bildgs. Jährl. mehrere 1000 Mitglieder. Streng verschwiegen. Neuland-Bund B Herne W 153

Nehmen Sie bitte bei allen Beitell. Anfragen. Bewerbungen usw. auf d. Anzeigen i. „7 Tag" Bezug Nur so wird den Inserenten bekannt, daß die Anzeig. im „7 Tag" vollen Erfolg haben.

Gesucht anständige ältere **Stütze** möglichst mit Kochkenntnissen, nicht über 50 Jahre, in angenehme Dauerstellung für 1-Personen-Haushalt in Magdeburg, Weidl. Lig. vorhanden. Lebenslauf, Zeugnisabschrift, Altersangabe, Ansprüche, Lichtbild unter M. G. 34 an Jul. Eilers, Magdeburg, Prälatenkirche

Wer inseriert wird nicht vergessen!

Heirats-Wünsche finden weiteste Verbreitung in allen Kreisen durch unsere Sonntags-Zeitung **Der 7. Tag** Auflage II.V./36: 33787

Bis Montag früh eingehende vorausbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe

Für 47.50 ein Orig. Strickerrad

Herrenrad, Modell 103 L. Halb- oder Ballon, Aufbereifg. Mit kompl. Lichtanl. Ein Stricker Qual. Rad. Katal. kostenl.

E. & P. Stricker, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

Bei Hexenschuß, Gicht, Rheuma, Ischias, Rückenschmerzen, Kopfgicht mit Kräuter-Auszug **Nadalin** einreiben. Altbewährtes Hausmittel. Nach 2-3 Einreibungen meistens schon Linderung. Flasche Mk. 3.25 frk. ig. Nachn. **Nadalin-Vertrieb**, Borken i. W.

Anzeigenpreis

Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Zeile kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf. für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile 40 Pf. breit, 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt, Paderborn Postscheckkonto: Westfälisches Volksbl. Paderborn Hannover 1

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: i. V. Jos. Bruns, sämtlich in Paderborn; Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt, G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": II. Vj. 36: 33 757. Zurzeit ist Preisliste 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag „Westfälisches Volksblatt". G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 123 b.

5. Jahrgang – Nr. 29 Sonntag, 19. Juli 1936
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 14 Pf. Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Charakter

Es gibt viele Menschen, welche sich einbilden, Charakter zu beweisen, wenn sie starr und stur ihrem Eigensinn folgen und jedes vernünftige Einlenken oder Umlernen für charakterlose Schwäche erklären. Bis sie sich eines Tages so schlimm den Schädel einstoßen, daß sie so heillos in Sackgassen verrennen, daß sie zu allem beginnen, wahrhaft Charakter haben sei doch wohl noch etwas anderes.

Einer der weisesten Charakterkundigen aller Zeiten, Goethe, hat diese Frage unübertrefflich einfach beantwortet: „Charakter im Großen und Kleinen ist, wenn der Mensch demjenigen eine stetige Folge gibt, wozu er sich fähig fühlt." Ein grundlegendes Wort, das mit den Ergebnissen der alten wie der zeitgenössischen Charakterkunde in vollem Einklang steht. „Werde, der du bist!" heißt es schon bei Pindar; bereits die Griechen wußten, was allein den Charakter macht: Der Mut zu sich selbst, zur vollen und gesunden Auswirkung der eigenen Fähigkeiten und Kräfte. Ist doch mit der Frage nach der richtigen Charakterhaltung zugleich die Frage nach der echten Glücksgestaltung beantwortet. Worin eigentlich das echte Glück eines Menschen besteht, hat schon Aristoteles dahingehend zu bestimmen vermocht: In der ungehinderten Entfaltung unserer wichtigsten Anlagen. Glücklich ist, wer sich am richtigen Platze weiß, wer sich wirklich gebraucht fühlt mit seinem Besten und Eigentlichsten und die Kraft aufbringt, allen Widerständen zum Trotz sein eigenes Wesensgesetz zu erfüllen. „Unglücklich sind immer nur die Halben", hat es einmal bei Theodor Fontane.

Nicht der ist wahrhaft glücklich, der auf Grund einer geheimen Selbstvergewaltigung, eines vielleicht von niemanden bemerkten Selbstverrates, zu Reichtum und Ehren kam, und wenn er in einem Schlosse sitzt: der Kämpfer, der für eine gute Sache fällt, die ihm als seine ureigenste Sache empfinden durfte, der Forscher, der um einer wegweisenden Einsicht willen Entbehrung und Verkennung auf sich nimmt, der Künstler, der lieber um der Lauterkeit seines Schaffens willen darbt, als sich zu wohlfeilen Verfälschungen hergibt, — sie alle sind in einem viel tieferen und reineren Sinne glücklich als der nur äußerlich Erfolgreiche, der sich bei ehrlicher Selbstbesinnung sagen muß, daß er trotz allen Wohlstandes eigentlich ein falsch untergebrachter Mensch ist, ein innerst Unbefriedigter und Unausgelebter. „Ich habe gelebt!", gelebt nicht im Sinne platten Genußlebens, sondern echter Wesenserfüllung und Kräfte-Auswirkung, das ist die einfachste Formel für die Schlußbilanz eines wahrhaft glücklichen Menschendaseins.

Wo aber — mit dieser Frage beginnt erst das Grundproblem jeder tragfähigen Charakterkunde — liegt die Grenze, welche die rechte, die fruchtbare Selbstbehauptung von der falschen, abwegigen Selbstverkrampfung trennt. Vielleicht erleichtern wir uns die Antwort auf diese für uns alle lebenswichtige Frage, wenn wir uns den sprachlichen Sinn des Wortes „Charakter" vergegenwärtigen. Dieses Wort ist griechischen Ursprungs; es geht auf das Zeitwort „charassein", d. i. „durch Wetzen schärfen", durch und bedeutet eigentlich „das Eingeprägte", im übertragenen Sinne: die aufgeprägte Eigentümlichkeit eines Wesens. Es ist nun sprachlich sehr bezeichnend und ein willkommener Hinweis für die Beantwortung unserer Unterscheidungsfrage, daß von jenem selben Zeitwort charassein, von welchem sich das Wort Charakter ableitet, auch das griechische Hauptwort, „Charax" abstammt, welches soviel wie „Schanzpfahl, Verpallisadierung" bedeutet.

Charakter im rechten Sinne haben heißt also, geprägte Form sein, die lebend sich entwickelt, in allen Reifungskrisen, durch die wir hindurch müssen, seinem innersten Wesensgesetz die Treue halten. Charakter im gesunden Sinne bewiesen heißt die Widerstandskraft seelischer Abhärtung aufbringen, welche uns vor Anfälligkeit und Zimperlichkeit bewahrt, wenn wir in die nicht immer linden Lüfte des Daseinskampfes hinaus müssen. Charakter haben ist der Mut zu gutem Kampf, zum unumgänglichen Wagnis, der auch in den schwersten Prüfungen nach dem tapferen Grundsatz handelt: „Was mich nicht umbringt, macht mich stärker." Wer so zu leben vermag, wird wirklich ein echtes „charassein" erleben und „durch Wetzen scharf werden".

Nicht so der im falschen Sinne „Charaktervolle", der ichhaft Verkrampfte, den sein allzu schwerer

Photo: Meinhard Fenske, Herford (Eig. Bildantertigung)

DOMTURM ZU PADERBORN

Einsam, aber mit reckenhafter Gebärde steht dieser Turm im Land, in seinem Land. So sehr gehört er zu den Menschen, die ihn erbauten, so sehr auch in die Landschaft, aus deren klarer Weite und herben Schönheit er erwuchs. Hier wohnt ein gerades, tapferes, unbeugsames und gläubiges Geschlecht, westfälisches Volk, — das sagt dieser Turm durch sich selbst aus. Kantig und schwer, aber majestätisch wächst sein Mauerwerk aus der Heimaterde, würdig und zuchtvoll schauen die kleinen rundbögigen Turmfenster nach innen, unwiderstehlich reißt der steile, grüne Helm nach oben, zu den Wolken und Sternen, mit denen er einsame Zwiesprache hält. Ein herrliches Denkmal westfälischer Baukunst, aber in allem auch ein Symbol stammestümlicher, westfälischer Eigenart: Symbol des Mutes und der geistigen Kraft, der beharrlichen Treue und der Heimatliebe, der Tapferkeit und der gläubigen Gottesfurcht. So hat dieser Turm unverfälscht durch die Zeiten sein Wesen bewahrt, das in allem und im tiefsten deutsch ist.

Wenn in diesen Tagen die alte Paderstadt, die Elfhundertjahrfeier der Gebeine des heiligen Liborius, ihres Patrons, feierlich begeht, wird dieser Turm aufs neue im allgemeinen Blickpunkt stehen.

und starrer charakterlicher Schutzpanzer zu erdrücken oder zu ersticken droht. Keiner von uns kann sich im Leben behaupten ohne ein gewisses Maß von Wahrhaftigkeit; nicht darin liegt die Gefahr, daß man sich eine Rüstung zulegt, sondern wie man sich ihrer bedient. **Unfähigkeit zu vernünftigem Einsehen und Umlernen, zu unbefangener Einsicht in die Lebensnöte und Schwierigkeiten auch der anderen Menschen ist unter Umständen nicht minder gefährlich als die Unfähigkeit zu kräftiger Selbstbehauptung, wo es not tut. Wer — bei aller berechtigten Gegenwehr gegen wirkliche Uebergriffe der anderen — nicht auch die Haltung echter Solidarität aufzubringen vermag (die selbstverständlich nur auf dem Boden voller und unbeeinträchtigter Autonomie möglich ist), wer zu schöpferischer Selbstkritik unfähig ist und die Zweckmäßigkeit seines Handelns nicht immer von neuem zu überprüfen vermag, der wird schließlich weniger ein Charakter als ein „Charax" werden, ein spitzer Pallisadenpfahl, mit dem sich zwar Schanzwerke errichten lassen, aber kein wohnliches Haus.**

Oder um es mit einem physiologischen Gleichnis auszudrücken: **Jeder Organismus braucht zum gesunden Funktionieren eine bestimmte Menge bitteren Gallensaftes, auch im Seelischen. Wer nötigenfalls nicht auch einmal herb sein kann, wird leicht fahl. Nur darf die Galle ihm nicht ins Blut treten; wer beim geringfügigsten Verdruß gleich „gallig" wird, ist gewiß kein starker Charakter, dessen Kraft ja nicht zum Letzten darin besteht, daß er gegen die kleinen Nadelstiche und Püffe des Daseins abgehärtet ist, um sich den lebenswichtigen Arbeiten oder Kämpfen desto gesammelter zuwenden zu können. Goethe bezeichnet einmal als einen Grundzug seiner persönlichen Charakterführung „Nachgiebigkeit bei großem Willen". Und unsere zeitgenössische Charakterkunde spricht mit guter Formulierung von der einzig ersprießlichen Haltung der „autonomen Solidarität", d. h. der Bereitschaft, auf der Grundlage völlig freier und persönlicher Entscheidung dem erkannten Guten, bzw. Besseren nachzustreben. Nur wer zu dem durchgedrungen ist, darf im rechten Sinne als Charakter gelten.**

Dr. Fr. Schulze Maizier.

Hier irrt Goethe / *Von Hans Reimann*

Eines Tages tauchte dieses Schlagwort auf und erfüllte sogar diejenigen, denen von einer boshaften Fee keine Gabe in die Wiege gelegt wurde, mit heimlicher Genugtuung. Zwar ist bekannt, daß auch der Vater Homer zuweilen schläft und infolgedessen nicht ganz auf der Höhe ist, aber in den eisgrauen Tagen der „Odyssee" und der „Ilias" mag ein Nickerchen ebenso gestattet sein wie eine kleine Entgleisung. Wie anders Goethe! Zwar gleichfalls ein Heros und ein Olympier, doch alles andere als eine von Nebelschleiern umwallte Figur.

Professor Düntzer in Köln (1813—1901) veranstaltete eine Gesamtausgabe von Goethes Werken. Eine Gesamtausgabe ist, wenn es philologische Anmerkungen regnet. Auch Düntzer hat mit seinem Senf nicht hinterm Berge gehalten. Als er an die Stelle kam, wo Goethe das Geständnis ablegt, am meisten von allen Frauen habe er Lili geliebt, funkte der Professor seine Feder tief ins Tintenfaß und brachte folgende Anmerkung zu Papier: „Hier irrt Goethe. Vielmehr war dies bei ihm mit Friederike der Fall."

Man wäre versucht, Düntzers garstiges Deutsch zu tadeln, wenn man nicht vor der Ungeheuerlichkeit schauderte, mit der ein wahrscheinlich wackerer Mann einen Eingriff in Goethes Privatleben vollzieht und einen Toten zu belehren sich erdreistet. Schließlich wird wohl Goethe in seiner eigenen Biographie leidlich Bescheid gewußt haben.

Die berühmt gewordene Anmerkung des Professors hätte an eine andere Stelle gepaßt. Denn Goethe hatte tatsächlich geirrt. Aber das ist der Aufmerksamkeit des Professors entgangen. In „Werthers Leiden" schreibt der Dichter am 26. Mai: „Mich genügte ihr Anblick: ich setzte mich auf einen Pflug, der gegenüber stand, und zeichnete die Stellung mit vielem Ergötzen." Am 27. Mai: „Ich saß, ganz in malerische Empfindung vertieft, auf meinem Pfluge, wohl zwei Stunden." Und am 30. Mai: „Ein Bauernknecht beschäftigte sich mit dem Pfluge, den ich neulich gezeichnet hatte."

Hier irrt Goethe, so leid es mir tut. Es handelt sich um ein offenkundiges Versehen. Nicht gezeichnet hat er das Gerät, sondern gesessen hat er auf dem Pfluge. In der Erinnerung ist ihm beides durcheinandergeraten: er hat es einfach verwechselt. Aber das wollen wir nicht an die große Glocke hängen. Wir sind nicht päpstlicher als der Papst, und derlei winzige Entgleisungen tun nichts zur Sache. Ich plaudere es nur aus wegen Professor Düntzer.

Man könnte einen stattlichen Band ausfüllen mit Irrtümern, die von erlauchten Persönlichkeiten begangen werden. Kleine Geister finden ihr mittelmäßiges Vergnügen daran, großen Geistern etwas am Zeuge zu flicken. Aber nicht davon soll die Rede sein, sondern von der Unzuverlässigkeit der menschlichen Wahrnehmungsgabe.

Jede Gerichtsverhandlung beweist, wie mangelhaft unsere Sinne arbeiten. Dabei hängt das Schicksal der Menschheit bis zu einem gewissen Grade von Zeugenaussagen ab — nicht nur im Gerichtssaal.

Ist einer, der dabei war, überhaupt imstande, sachlich zu schildern? Unter seinen Umständen. Oder vorsichtiger ausgedrückt: in den seltensten Fällen. Wesentliches schrumpft zur Nebensächlichkeit ein, und Nebensächliches rückt in den Mittelpunkt. Die Stimmung, in der man sich befand, spielt eine ebenso entscheidende Rolle wie der Standpunkt, den man verständesgemäß einnahm, also wie der Verstandpunkt. Man war erregt oder unaufmerksam oder beides zugleich. Zudem wird man selbst bei erzwungener Kaltblütigkeit und gesteigerter Sammlung nachträglich von seinem Gedächtnis zum Narren gehalten. Denn das Gedächtnis ist schöpferisch: es erzeugt Tatsachen und heckt Veränderungen aus. Oder es verwirft alles, was nicht in den Streifen zu passen scheint, und errichtet Staudämme. Das Unbequeme wird hinausgedrängt und weggewischt. Und das, was der Zeuge verschweigt, ist oft das Ausschlaggebende. Zahlenangaben sind übrigens stets falsch.

In einem regnerischen Tag, den wir bei Péronne in unserem Unterstand verbrachten, haben wir die Probe aufs Exempel gemacht. Wohl an die hundertmal waren wir die Römerstraße entlanggefahrt mit Munitionswagen von Péronne bis Fouquaicourt, eine endlose Strecke, schnurgerade, ohne Baum und Strauch und doch mit zahlreichen Anhaltspunkten: hier ein Stapel Geschoßkörbe, dort eine entgleiste Feldbahnlore, dort ein englischer Wegweiser. Zu acht saßen wir und mühten uns ab, den Weg möglichst naturgetreu aufzuzeichnen. Keiner durfte beim Nebenmann kiebitzen. Und dann haben wir unsere Krakeleien verglichen: jeder hatte etwas anderes zustande gebracht . . . und jeder schwor darauf, daß seine Skizze die allein richtige sei.

Nun gar das Gehörte, das Aufgeschnappte! Im Weltkrieg hatten wir für die zugewiesenen Tatarennachrichten das schöne Wort „Kantinenfetzel". Und wahrhaftig: derlei Sensationen waren meist dort erzeugt, wo man beisammen hockte und beim Futtern Zeit hatte zu Schwatsch und Tratsch. Und weil, wie sich später erwies, ein paarmal irgendeine Einzelheit der kolportierten Schauermär wirklich zutreffend war, so fiel der Lehrsatz auf fruchtbaren Boden: daß immer etwas Wahres daran sei.

Vertraue einem Freund eine Belanglosigkeit an: sobald er sie weiter erzählt, verändert sie sich, ohne daß der Freund den Wortlaut im geringsten entstellt. Es genügt vollauf, daß das Erzählte aus dem Zusammenhang gerissen und nicht im Tonfall des ersten Erzählens wiedergegeben wird. Geht es jedoch um Dinge von einiger Bedeutung, so ist äußerstes Mißtrauen geboten, und um so feierlicher Herr Wichtig versichert, er habe „es" aus besonderer Quelle, als desto mulmiger zeigt sich hernach der Schlammgehalt.

Freund, denk immer an Goethe! Auf einer Pflugschar hat er gesessen; dann hat er niedergeschrieben, daß er gesessen habe; und kurz darauf hat er vergessen, daß er gesessen hat.

Der Satz „Hier irrt Goethe", gern bei scherzhaften Anlässen zitiert, ist bei nüchterner Beleuchtung nichts anderes als eine klassische Warnungstafel.

Ein türkisches Sprichwort lautet: „Die Leute haben es gesehen? Glaub die Hälfte! — Die Leute haben es gehört? Glaub gar nichts." Wir dürfen dieses Sprichwort getrost nach Mitteldeutschland verpflanzen.

Die Porzellanfuhre

Der Knabe Karl hegte eine tiefe Zuneigung für die gehobenen Stände. Da er auch gut rechnete, seine Handschrift nicht zu wünschen übrig ließ, und er selbst in Deutsch eine Eins bekam, ließ ihn sein Vater Kaufmann werden.

Karl kam in ein Porzellangeschäft. Dort wurden ihm die Elemente der Nationalökonomie beigebracht: das Anfeuchten von Briefmarken, die Handhabung des Staubwedels und das für die kaufmännische Praxis so wertvolle Einpolen von Kaffee und Kuchen für den Prinzipal. Damit Karl auch von der Buchführung einen richtigen Begriff bekam — zunächst von der einfachen — durfte er die Ware zur Kundschaft bringen. Und dies vermittels eines Handwagens.

Karl war nicht nur ein tüchtiger, er war ein kommender Mann der Porzellanbranche. Leider ist nur Porzellan allzu zerbrechlich.

Eines Tages wurde ihm vom Expedienten eine beispiellos gewaltige Fuhre aufgehalst. „Aber passen Sie auch gut auf", sagte der Expedient, „damit Sie lernen, was für Gefahren ein Kaufmann manchmal zu bestehen hat!"

Karl zieht von dannen, mitten durch die Wogen des Verkehrs. Das linke Rad quietschte vor Vergnügen. Plötzlich gab es einen dumpfen Knall — zums! Denn ein Rad, das andauernd quietscht, geht schließlich mal entzwei!

In Scharen versammelten sich die Neugierigen um Karls geborstene Fracht. Sie stellten Vermutungen an über die Höhe des Schadens, und meinten: „Nun weine man nicht, mein Junge. Das kann doch nicht den Kopf kosten!" Weil aber Porzellan davon nicht wieder ganz wird, räusperte sich ein älterer Herr . . . ahhhs . . . und sagte: „Glaubst du, daß du das deinem Chef ersetzen mußt?"

Karl sah dem älteren Herrn ins Gesicht, erbleichte und murmelte betreten: „Ich weiß nicht. Bisher ist mir das noch nie passiert."

Da blickte der Herr auf die Zuschauer, strich sich den gutmütigen Bart und rief wie ein Versammlungsredner: „Meine Herrschaften! Sie haben wohl gehört: der Junge muß das alles seinem Chef ersetzen! Also halten wir nicht die Hände in den Schoß. Zeigen wir, daß wir Mitempfinden haben." Womit der bessere Herr zwanzig Pfennig aus der Tasche angelte. Nun taten die anderen ein gleiches. Karl hielt die Mütze auf, und die Nächstenliebe ließ es hineinregnen.

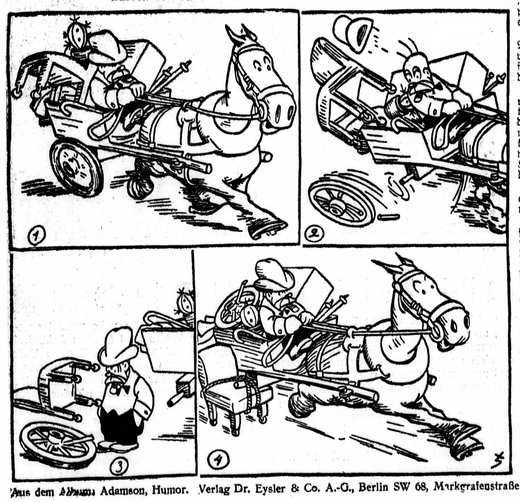
Dem Jungen ward grün vor Augen, und er dankte innig.

Als es ausgeregnet hatte, schwebte ein fliederfarbenes Wesen herbei, streichelte träumerisch Karls Zolle und bemerkte liebevoll: „Siehst du, mein guter Junge, das ist gemeinsame Hilfe der Tat. Und wem hast du das zu verdanken? Dem Beispiel des edelmütigen alten Herrn dort drüben!"

Karl sah dem edelmütigen alten Herrn verstohlen nach. Und als er außer Sicht war, sagte er: „Dem soll ich auch noch danken? Das war doch mein Chef!"

Bruno Manuel.

Adamson zieht um



Aus dem Album Adamson, Humor. Verlag Dr. Eysler & Co. A.-G., Berlin SW 68, Markgrafenstraße

Dies nebenbei

Das sagenumwobene Einhorn soll seinen Einzug in die Sagenwelt einem plinianistischen Bericht verdanken, den Cäsar an der Grenze Germaniens von einem alten Germanen, der den römischen Eroberer ein wenig zum besten hatte, erhalten haben. Jedenfalls dürfte es ein Einhorn niemals gegeben haben. Das erste Einhorn, das die Zoologie kennt, ist erst wenige Jahre alt und lebt heute noch und zwar in der amerikanischen Stadt Maine. Es ist allerdings kein Natur-, sondern ein Kunstprodukt. Sein Schöpfer ist Professor Dove von der biologischen Anstalt in Maine.

Dove beschäftigt sich seit langem mit der Gewebelehre. Vor einigen Jahren gelang es ihm, Horngewebe eines jungen Stieres auf die Mitte der Stirn zu verpflanzen. Der Erfolg war, daß dem Stier ein einziges Horn aus der Stirn wuchs. Das Einhorn soll heute die Herde, zu der es für die Experimente des Professors Dove ausgewählt wurde, völlig beherrschen, von außerordentlichem Mut, aber dennoch sehr zahm sein, also alle Eigenschaften besitzen, die mit dem legendären Einhorn zuschreibt, das der Sage nach bei aller Kraft und allem Mut sich von einer jungfrau bändigen und leiten ließ. So berichten wenigstens amerikanische Zeitungen . . .

✲

Zum erstenmal ist jetzt in Neuseeland das Radio in den Dienst des Wallangs gestellt worden. Eine neuseeländische Fanggesellschaft hat mehrere Beobachtungsstationen an der See angelegt und auch das Mutterschiff ihrer Walflotte mit einer Radioanlage ausgerüstet. Man erwartet, auf diese Weise unnötige Fahrten vermeiden und die Kosten des Walfanges herabsetzen zu können, da die Unterhaltung der Walstationen weniger kostspielig ist als die zuweilen sehr ausgedehnten Fangfahrten. In der Antarktis, dem Hauptfanggebiet, dürfte eine solche Beobachtungsmethode auf Schwierigkeiten stoßen, da dort die Anlage von Beobachtungsstationen teils unmöglich, teils mit erheblichen Schwierigkeiten und Kosten verbunden wäre.

✲

Als am 22. Mai 1872, an Richard Wagners 59. Geburtstag, der Grundstein zum Festspielhaus in Bayreuth gelegt wurde, soll sich — der Bayreuther Tradition nach — ein heiterer Vorfall zugetragen haben. Als Wagner schon beim Grundstein stand, entdeckte man, daß der übliche Hammer fehlte. Schnell holte man ein hammerähnliches Instrument aus der Kantine der Erdarbeiter; aber der Eile hatte man nichts anderes gefunden als einen — Bierschlegel, der zum Anzapfen des Bierfässer gebraucht wurde. Wagner aber, gute Mutes, schwang den wuchtigen Schlegel und sagte dazu: „Stehe fest, mein Stein!" Dieser seltsame Grundsteinhammer wird heute noch in der Sammlung des „Nibelungenwirtes" Sammet in Bayreuth als eines der interessantesten und originellsten Erinnerungsstücke aus der Bauzeit des Festspielhauses aufbewahrt.

✲

Es gibt merkwürdige Berufe. Ein Artist arbeitet seit Jahren als „Affenmesser". Seine freie Zeit bringt er mit Vorliebe in Zoo von Affenkäfigen zu, um den Tieren die Bewegungen abzulauschen, die er dann abends im Zirkus unheimlich naturgetreu nachahmt. Der Chinese Tai Luang hat für ganz USA das Monopol, quarzierte Haifischflossen zu verkaufen. Antonio Castelloni ist Löwenfriseur, denn in USA von Zoo zu Zoo reist und den Tieren königen die Haare schneidet, was nicht ungefährlich ist. Frau Florence Harding verdient monatlich 400 Dollar dafür, daß sie bei Erstaufführungen tragischer Films in ihrer Loge herzerreißend weint. Auf dem Meeresboden bei Palm Beach schreibt der Schriftsteller Dunbar einen Fliegerroman. In Texas lebt ein Arzt, der viel Geld mit künstlichen Muttermalen und Leberflecken verdient.

✲

Mit Erfolg hat man in England seit einiger Zeit dafür geworben, daß Silber wieder mehr als bisher für Haushaltgeräte verwendet wird. Es war nämlich — wenigstens in Großbritannien — völlig aus der Mode gekommen, wer „etwas auf sich hielt", hütete sich sorgsam Silbergegenstände zu kaufen oder gar zu verschenken. Jetzt scheint das Silber seine alte Volkstümlichkeit wiederzugewinnen. Dazu rechnen jedenfalls die „Vier Gerechten", vier Männer, die den Silberpreis der Welt diktieren. Diese „vier Gerechten" sind die Inhaber der vier großen Maklerfirmen, die den Silberhandel in London und damit in der Welt kontrollieren. Silber wird nämlich nicht offen dem Markt gehandelt, sondern in einem kleinen Zimmer in der Great Winchester Street, wo sich die vier Silberhändler jeden Mittag treffen und die bei ihnen eingelaufenen Aufträge für Silberankäufe oder -verkäufe vergleichen. In wenigen Minuten einigen sie sich dann über den Silberpreis, der von dem kleinen Zimmer aus in die ganze Welt telegraphiert wird. Die Miniaturbörse stammt noch aus der Zeit, in der die Bank von England nicht existierte. Der Silberhandel ist der aufregendste des ganzen Edelmetallhandels, da der Silberpreis am häufigsten und meisten schwankt.

✲

Eine der letzten Ozean-Ueberquerungen der Zeppelin-Luftschiffes „Hindenburg" machte auch der Amerikaner Paul Mack-Halle aus Worcester, Massachusetts, mit. Er flog von Lakehurst nach Frankfurt am Main und mit dem nächsten Flug gleich darauf wieder zurück, nur um — wie er nach der Rückkehr lächelnd den Reportern erklärte — „mal einen Tag in der Nähe Frankfurts zu angeln". Auf die Frage, ob sich denn die doppelte Ueberquerung des Atlantischen Ozeans für die einzige Angelexpedition gelohnt habe, meinte er: „Gewiß! Ich habe 12 tadellose Forellen gefangen." Da der Flugpreis 2000 RM beträgt, kommen auf jedes Stück der Jagdbeute rund 167 RM. Ob je ein kostbareres Forellengericht verzehrt wurde?

Der Weg zum Frieden

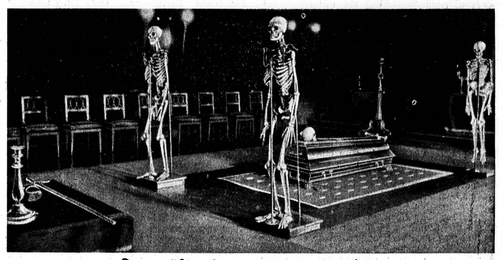
Reichsminister Dr. Goebbels verliest über alle deutschen Sender das Communiqué der Reichsregierung, in dem der Beschluß der deutschen und österreichischen Regierung mitgeteilt wird, ihre Beziehungen wieder normal und freundschaftlich zu gestalten. (Weltbild,K.)

Das Haus der deutschen Erziehung geweiht

Am Sonntag fand die Einweihung des Hauses der Deutschen Erziehung im Rahmen der Reichstagung des NS-Lehrerbundes in Bayreuth statt. (Weltbild, K.)

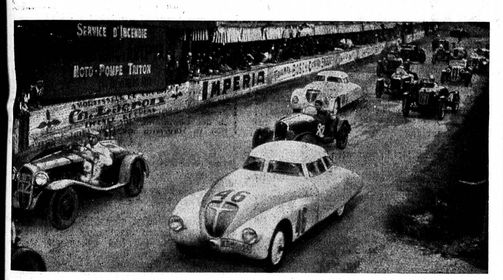
Die Seeschlacht bei Lissa

Am 20. Juli sind 70 Jahre vergangen, seit Admiral Tegetthoff im Jahre 1866 mit der österreichischen Flotte die über doppelt so starke italienische Streitmacht zur See unter Persano durch kühnen Rammangriff schlug und damit den Seekrieg beendete. Zur Schlacht kam es vor der dalmatinischen Insel Lissa, die in dem heutigen südslawischen Bezirk Spalato gelegen ist. (Donath, K.)



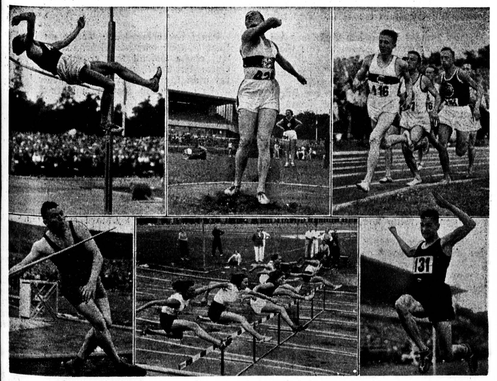
Das größte Logenmuseum der Welt

das jetzt im Gebäude der ehemaligen Freimaurerloge „Harmonie" in Chemnitz eröffnet wurde, und dessen schauerliche Requisiten von jedermann besichtigt werden können. Auf unserem Bilde sieht man den „Meistertempel III. Grades". (Pressephoto, K.)



Adlerwagen gewannen den belgischen Königspokal

Zwei der drei Adlerwagen mit ihren schärfsten Konkurrenten, den Fiatwagen der Franzosen, kurz vor dem Start. Ein Bild von dem 24-Stunden-Rennen der Sportwagen um den Großen Preis von Belgien, das mit einem grandiosen deutschen Erfolg, dem Sieg der drei Adlerwagen, endete, denen der wertvolle Mannschaftspreis, der belgische Königspokal, zufiel.



So siegten sie!

Ein Querschnitt durch die Leichtathletik-Meisterschaften zu Berlin. Links oben: Weinkötz unerreicht. Mit 1,93 Meter siegte er und übersprang als einziger die 1,90-Meter-Grenze. Mitte: Gisela Mauermeyer stellte im Diskuswurf mit 48,31 Meter einen neuen Weltrekord auf, womit sie ihre kürzliche Leistung um 32 Zentimeter übertraf. Rechts: Im 800-Meter-Lauf: Der Sieger Harbig (Dresden) hat in der letzten Runde bereits die Führung. Links unten: Im Speerwurf überraschte Weimann mit 72,24 Meter und wurde somit deutscher Meister. Mitte: Das Feld geht über die Hürde. Rechts: Zum erstenmal über die 15-Meter-Grenze. Der Leipziger Wöllner schuf mit 15,06 Meter einen neuen deutschen Dreisprungrekord und übersprang als erster Deutscher die 15-Meter-Grenze. (Sämtliche Aufnahmen Schirner, K.)

Jugoslawiens Ministerpräsident in einem Eisenwerk

Der jugoslawische Ministerpräsident Dr. Stojadiovitch besichtigt das Eisenwerk in Zencia. Die Firma Krupp wird dort ein Walzwerk errichten. (Graphische Werkstätten, K.)

Zum Welttreffen der Frontkämpfer

Das Monument der St.-Fine-Kapelle, der äußerste Punkt des deutschen Vormarsches, das die auf den Schlachtfeldern von Douaumont vereinten Frontkämpfer aus aller Welt aufsuchten. (Pressephoto, K.)

Feuer vom Grabmal des Unbekannten Soldaten in Paris

An der Flamme des Grabmals vom Unbekannten Soldaten in Paris entzündeten französische Frontkämpfer eine Fackel, die feierlich zu dem großen Internationlen Frontsoldatentreffen nach Verdun gebracht wurde und bei der Feierstunde am Beinhaus von Douaumont erstrahlte. Auf unserem Bild sehen wir Mitglieder der französischen Frontkämpferverbände am Arc de Triomphe mit der Fackel. (Scherl Bilderdienst, K.)

Die beiden Einäugigen

Geschichte einer unheimlichen Nacht

Die Freunde waren auf ihrer Wanderung von einem heftigen Unwetter überrascht worden, sie entschlossen sich, da der Regen immer dichter fiel, von der Straße abzubiegen und Richtung zu nehmen auf ein paar kleine Häuser, die nahebei aus dem Talgrund hervorlugten. Sie hatten in dem Zustand von Verkommenheit wenig Einladendes, und doch waren die beiden Wanderer froh, daß sie wenigstens ein Dach fanden und an einem Herdfeuer die nassen Kleider trocknen durften.

Die holperigen aufgeweichten Fußpfade zwischen den Häusern waren menschenleer, man hätte die kleine, elende Siedlung für ganz unbewohnt halten können. Die Freunde wandten sich zu einem größeren, etwas abseits gelegenen altersbrüchigen Haus, das ein rotzerfressenes Schild als Gasthof kenntlich machte. Als sie der Schwelle näher kamen, sprang neben ihnen am Hoftor ein struppiger Hund zähnebleckend und mit wütendem Gebell gegen den Zaun. „Ein freundlicher Empfang", lachte Robert, der Aeltere von den Freunden, zu seinem Begleiter zurück, der in plötzlichem Unbehagen stehen geblieben war. „Einerlei, wenn es auch kein sehr gemütliches Unterkommen scheint", fügte er hinzu, von Pauls Besitzgier belustigt, und trat schnell, das Regenwasser abschüttelnd, in die Stube.

Von kleinen Fenstern nur spärlich erhellt, lag der Raum im Halbdunkel. Von einem Tisch in der finstersten Ecke, an dem ein paar Männer schweigend beieinanderhockten, stieg Pfeifenqualm in dichten Wolken. Es waren kräftige, bärtige Kerle, die den Ankömmlingen entgegene starrten, und die Empfindung des Unbehagens, die vor der Tür schon in den Fremden wachgeworden, verstärkte sich vor diesen stumm lauernden, wenig vertrauenerweckend aussehenden Gesellen. Robert, zuerst gefaßt, rief nach dem Wirt und fragte, ob man ein Mahl und Unterkommen für die Nacht haben könne. Ein schlurfender Alter humpelte aus dem Kreis der andern hervor, er erbot sich, eine einfach ländliche Speise bereiten zu lassen und zum Nachtlager eine Kammer als den einzig zur Verfügung stehenden Raum.

Als die Freunde Platz genommen hatten, kam der Wirt mit einer Lampe, die er umständlich anzündete, und nun, da sie ihn zuerst im Licht sahen, bemerkten beide, daß aus seinem furchtgen, von grauen Barthoppeln bewachsenen Gesicht nur ein einziges Auge sie anschaute mit einem eigenartig starren prüfenden Blick.

Zwischen seinen Füßen wand sich, mit jedem Schritt der Bewegung angeschmiegt, eine schwarze Katze, die scheu zurücksprang, als Robert streichelnd nach ihr greifen wollte. „Ein seltsames Haus", flüsterte Paul dem Gefährten zu, „und seltsame Menschen". — „Was tut's", antwortete dieser, „wenn wir nur ein trockenes Lager haben für die Nacht."

Von dem Essen berührte Paul wenig, während Roberts kräftigere Natur sich von den Eindrücken des Augenblicks nicht viel anhaben ließ. Wieder einmal, als sie in die Nähe des Tisches gekommen, lockte er die schwarze Katze, und wie sie plötzlich den Kopf ihm entgegenhob, entdeckte er, daß auch sie, wie der Wirt, nur aus einem Auge sah. „Ein Zufall", entgegnete Robert auf Pauls erregtes Flüstern, „merkwürdig wohl, aber nichts mehr als ein Zufall". Die Freunde wurden still, während die Müdigkeit über sie fiel. Der Wirt hatte sich indes wieder zu den andern Gästen gewandt, die außerhalb des Lichtkreises der Lampe eifrig miteinander tuschelten.

Nach leise getauschter Unterredung mit Paul erbot sich Robert und forderte den Wirt auf, ihnen ihre Kammer zu weisen. Der Alte nickte, im zitternden Lampenschein nahm sein Gesicht eine Miene wie von spöttischem Vergnügen und seltsam funkelte das eine, weitaufgerissene Auge. Ein flackerndes Wachslicht in der Hand, stieg er den Freunden voran auf schmalen, knakkenden Stufen. Er deutete auf zwei Lagerstätten von Stroh und schlurfte, kurze gute Nacht wünschend wieder treppenabwärts, nachdem er das Licht auf einer hölzernen Lade zurückgelassen hatte. Als seine Schritte verklangen, machten sich die Freunde an eine Untersuchung des Raums. Das einzige Fenster schloß schlecht und knarrte immerzu von den Windstößen, auch der verrostete Riegel der Tür ließ sich nicht schieben, so daß Robert auf Pauls Vorschlag mit ihm gemeinsam die schwere Holzlade vor die Tür rückte, um ungebetenen Besuchern den Eingang zu wehren. Paul meinte, man solle abwechselnd die Nacht durchwachen, daß kein Ueberfall geschehen könne. Robert fand diese Vorsicht übertrieben, war aber schließlich bereit, die erste Nachtwache zu übernehmen, und entzündete, um den Schlaf zu scheuchen, eine neue Zigarre.

Er hörte, wie Paul sich unruhig auf dem Lager umherwarf, bis die tieferen Atemzüge ihm anzeigten, daß die Müdigkeit des Freundes doch stärker war als seine Furcht; und dieser gleichmäßige Gang des Atems übte auf ihn selbst einen Zwang, daß seine Lider immer schwerer wurden und er, wie im Erkennen versäumter Pflicht, aus dem Halbschlaf wieder und wieder emporschreckte. Dann sank er in gelöstes Vergessen.

In seinen Schlaf fiel plötzlich ein unbestimmtes Empfinden, als ob er knarrende Schritte auf der Treppe hörte, eine Bewegung von leise tappenden Füßen. Und jäh war ein Begreifen in ihm, wie recht es der Freund mit seinem Argwohn getroffen. In der Kammer war ein anderer als der unheimliche, humpelnde, einäugige Wirt, er hörte das Schlurfen seines Ganges, die Schritte die immer näher kamen, und der Schlaf hielt ihn wie Ketten, er konnte nicht aufspringen, für sein Leben kämpfen. Es

Im Zirkus

Der berühmte deutsche Zirkus Sarrasani ist nach einer langen Auslandstournee wieder in die Heimat zurückgekehrt. Bald werden die Volksgenossen in Stadt und Land Gelegenheit haben, dieses bekannte Zirkusunternehmen zu sehen. Unser Bild zeigt hier einen der schwierigsten Dressurakte, die es überhaupt gibt: Billie Jenkins mit seinem dressierten Steinadler. (Scherl Bilderdienst, K.)

Die Gams im Buckelkorb

Der Auwirt Irg hat eine Gams gewildert. Eine schöne Bartgams, mit einem Paar mächtigen, gebogenen Krucken. Droben unter dem Stein hat er sie geschossen. Und wie es dunkel wird, trägt er sie hinunter in den Wald und vergräbt sie. Dann geht er hinüber zur Walderalm.

Dort ist die Mirz Sennin. Jung, sauber, gesund. Und der Irg hat ein kühnes Raubvogelgesicht und schmeißt drei Jäger, wenn sie ihn gleichzeitig angehen. Der Irg hat die Mirz lieb, weil sie sauber ist und gut gestellt. Sie hat „Holz bei der Hütten", sagen die Bauern. Und die Mirz hat den Irg lieb, weil er gar so wildes Blut hat. Sie sind ein schönes Paar, die Mirz und der Irg.

Die Jäger passen schon lang auf den Irg. Sie dürfen ihn nicht erwischen auf einem Pirschgang. Da nützt dem Irg seine ganze Kraft nichts. Eine Kugel ist schnell aus dem Lauf.

Darum soll die Mirz für den Irg die Gams aus dem Wald holen. Am nächsten Tag zückt sie aus, mit einem großen Buckelkorb. Sie findet die Stelle. Droben bei der großen Lichtung unter dem hohen Lärchbaum. Die Mirz packt die Gams in den Buckelkorb und schichtet gerade Reisig drauf. Da hört sie einen Ast knacken . . .

Ein grüner Hut mit einer Spielhahnfeder drauf.

Ein braungebranntes Gesicht mit einem keck aufgedrehten Schnurrbart.

Der Huber Lois, der ehrgeizigste und gefürchtetste Jäger weit und breit. Die Mirz fühlt, wie ihr der Herzschlag einen Augenblick stockt und das Blut in die Wangen schießt . . .

„Ah — die Walcher Mirz. — Warum erschrickt denn so?"

„I — i . . . Reisig sammeln tua i."

„So, so . . . Reisig sammeln."

Aber die Mirz wäre nicht das Dirndl vom verwegensten Wildschützen des Tals, wenn sie sich nicht schon wieder gefaßt hätte.

„Erschrecken? — War ja Wunder, wenn einer so heimlich daherschleicht. — Es is a was seltsames, wann ma mitten im Wald mit an jungen, feschen Jäger z'samm trifft."

Dabei schichtet die Mirz noch schnell etwas Reisig in den Korb, daß nun auch die Krucken der Gams verdeckt sind.

Der Huber Lois hat einen Fehler. Er ist mächtig eitel. Und wenn ein junges, sauberes Dirndl sagt, daß er ein fescher Jäger ist, dann kann er seine Amtsmiene auffesper. Er zwirbelt an seinem Schnurrbart.

„So, g'fallen dir die Jager a? I hab' gmoant, du magst nur Wildschützen?"

Da ist die Mirz gänzlich entrüstet.

„Jager, i bin an anständiges Madel. Mir kommt koa Schütz in die Nähe. Das wär' ja a Sünd!"

Dabei bemüht sie sich den Buckelkorb auf den Rücken zu bekommen. Aber so eine Gams ist mächtig schwer.

„Hast so schwar aufg'laden?" fragt der Jäger schon wieder etwas mißtrauisch.

Jetzt wird es kritisch. Wenn der Jäger unter das Reisig schaut und die Gams findet, dann ist es aus. Ihren Irg wird sie nie verraten. Also muß die Mirz ins Bock. — Da kommt ihr ein ganz verwegener Gedanke.

„So, Jager. Er is farkisch schwer, der Korb. I hab drunter a paar grobe Aest'. Geh', sei so guat — und trag du mir den Korb umi zur Alm!" —

Die Mirz schaut den Huber Lois mit ihren braunen Spitzbubenaugen recht verliebt an. Da vergißt der Jäger das Mißtrauen. Es wird ihm ganz wirbelig, wie ihn die Mirz so anschaut.

„Es is aber net der Brauch, daß a Jager im Dienst an Madel an Korb tragt."

„I bitt di gar schön — Lois!"

Lois! hat sie gesagt . . . Da hat der Jäger den Korb schon auf dem Rücken.

„Muß aber farkisch grobe Aest drin haben", meint er.

„Mhm", lacht die Mirz.

Und der Jäger Alois Huber trägt der Mirz brav den Korb mit der Gams hinunter zur Walderalm. Schwer atmend stellt er ihn dort nieder.

„So, was krieg' i zum Lohn?"

„A recht schön' Dank."

„A Busserl?" Der Jäger macht Augen wie ein verliebter Kater und legt einen Arm um die Hüften der Mirz. Die schiebt den Arm sanft, aber bestimmt wieder weg.

„Jager, du weißt, I bin an anständig's Madel. Wär ja a Sünd'. — Du hilft im Dienst, mußt ja die verfixten Höllenfeuln von Wildschützen knacken."

„Die Sackra!" flucht der Jäger, „da soll mir oaner unterkommen!"

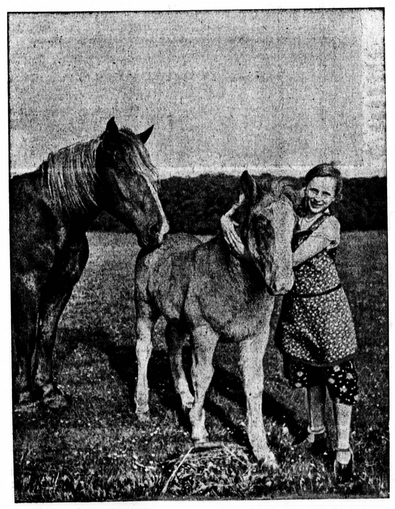
„Wirst es schon derwischen — so a schneidiger Jager."

Der Huber Lois streicht wieder seinen Schnurrbart in die Höhe.

„Aber wenn i so an Latter derwischt hab', nacha darf i wieder antragen bei dir?!"

„Ganz g'wiß!" lacht die Mirz.

Er ist aber nicht so bald zum „antragen" gekommen der Lois. Die Mirz und der Irg haben mittlerweile viele gute „Bratln" gegessen von der Gams, die ihnen der Jäger in die Hütten getragen hat. Und dabei hat es die Mirz gar nicht so sündhaft gefunden, wenn der Irg seinen Arm um ihre Hüften zeigt hat. — — —



Freundschaft in den Ferien

(Weltbild, K.)

„Gestatten Sie . . . Bambam!"

In Livland trägt eine alte angesehene Familie den Namen Bambam. Auf einer Gesellschaft stellte sich das Oberhaupt der Familie einem hohen Beamten vor: „Exzellenz gestatten . . . Bambam!"

Der Beamte schien erstaunt. „Wie meinen Sie?"

„Bambam, Exzellenz!"

„Aaaha! Glänzend! Aber sagen Sie — wie meinen Sie das eigentlich?"

„Exzellenz, mein Name ist Bambam!"

„Entschuldigen Sie, ich höre neuerdings nicht gut, ich verstehe immer Bambam . . ."

*

Einer der bekanntesten Aerzte an der Berliner Charité war der Geheimrat Dr. Bumm. Auf einem Hofball kam er ins Gespräch mit einem Artilleriehauptmann, der den Geheimrat nicht kannte. Der Offizier stellte sich vor. „Von Zinnewitz, Hauptmann der Artillerie."

„Bumm!"

Der Hauptmann bekam einen roten Kopf. „Mein Name ist von Zinnewitz, Artilleriehauptmann!"

„Bumm, Bumm!" wiederholte der Geheimrat.

Wütend über die vermeintliche Verspottung pipelung entfernte sich der Hauptmann . .

*

Fürst Otto von Bismarck erhielt eines Tages einen Brief, in dem ein Verehrer des großen Staatsmannes ihn bat, sein jüngstes Söhnchen auf den Namen Bismarck taufen zu lassen. Der Bittsteller trug den Namen Trampedang.

Bismarck antwortete höflich: „Ich bin mit dieser Namensgebung einverstanden. Falls auch mir noch ein Sohn geboren werden sollte, was allerdings in Anbetracht meines Alters zweifelhaft erscheint, so werde ich mich verpflichten, ihm den Namen Trampedang zu geben . . ."

*

Zur Zeit Friedrichs des Großen war General Zaremba portugiesischer Gesandter in Berlin.

„Wie heißen Sie eigentlich mit ihrem ganzen Namen?" fragte der König ihn.

„Ich heiße Zirrizarrikorrumbarrizi Zaremba, Majestät!" erwiderte der Gesandte.

Friedrich schüttelte den Kopf. „So einen langen Namen hat ja nicht einmal der Teufel!"

„Ich bin auch nicht mit ihm verwandt, Majestät!" antwortete General Zaremba.

o. g. l.

Roman von Ralf Lange

Gewitter im März

8. Fortsetzung

„O Gott, was für ein guter und selbstloser Mensch du bist", höhnte Koerber und ging mit großen Schritten durch das Zimmer.

„Wir wollen uns in Ruhe unterhalten", sagte Conrad und versuchte mit seinen Blicken den aufgeregten Kameraden. Er hatte Koerber noch nie aufgeregt gesehen. Es war unmöglich und unheimlich, daß dieser verschlossene, harte Mensch aufgeregt und unbeherrscht war.

Koerber blieb plötzlich mitten im Zimmer stehen und sah Conrad lauernd an. „Zwischen dir und dem Mädchen ist wohl irgend etwas, wie?"

Conrad wich seinem Blick aus. „Sie tut mir leid, weil sie sich nicht wehren kann. Ich bitte dich, doch nicht in dieser wegwerfenden Art von Fräulein Schultheß zu sprechen."

Koerber trat dicht vor ihn hin.

„Du liebst also Fräulein Schultheß?"

Jetzt sah Conrad ihn fest an und sagte: „Ja, aber das weiß ich erst seit gestern. Es ist mit meiner Einstellung gegenüber dir nichts zu tun. Es ist völlig nebensächlich."

Einen Augenblick verlor Koerbers Gesicht alle Schärfe und Drohung. Es war weich, es war — so glaubte Conrad zu bemerken — in Zug von Behmut um seine schmalen, harten Lippen.

Nach das wußte wohl eine Täuschung gewesen sein, denn Koerber nickte ein paarmal mit dem Kopf und meinte: „Ach, so ist das. Nun begreife ich alles. Das reiche Mädchen —"

Mit einem Ruck schoß Conrad aus seiner lässigen Stellung auf. „Sprich nicht weiter", bat er Koerber mit einem drohenden und kommenden Gesicht an, „sonst passiert, weiß Gott, noch ein Unglück. Was du eben sagen wolltest, ist eine Gemeinheit, außerdem kommt es gar nicht in Frage, denn Fräulein Schultheß liebt nicht mich, sondern Graf Schlehwe, sie werden sich heiraten."

„Das werde ich verhindern, und zwar mit allen Mitteln," stieß Koerber hervor. „Ich werde sofort mit der Polizei in Ufferried telephonieren und ihr mitteilen, was mit diesem Hochstapler los ist."

Schlehwe ist kein Hochstapler. Außerdem hat das Telephonieren keinen Zweck. Schlehwe ist auf dem Transport nach Memmingen entflohen." Conrad sah, wie Koerber erschrak.

„Ist das wahr?" fragte Koerber mit aufgestemmten Armen. „Dann muß sofort ein Steckbrief erlassen werden. Ich werde den Staatsanwalt anrufen."

„Das wird auch keinen Zweck haben, denn Schlehwe wird inzwischen außer Verfolgung sicher sein. Er weiß es nur noch nicht. Das Verfahren gegen ihn wird niedergeschlagen, weil gestern an die Staatsanwaltschaft die Summe gezahlt ist, um die sich die Kläger in Beziehungsweise ihr Anwalt betrogen glaubte."

Koerber geriet durch diese Mitteilung vollkommen aus der Fassung. Er packte Conrad an den Schultern und schüttelte ihn. „Wo ist das Mädchen? Sag mir sofort, wo es ist, ich muß es wissen."

„Das kann ich dir nicht sagen. Bitte, laß mich los, Koerber."

Doch Koerbers Finger krallten sich noch fester in seine Schultern. „Was heißt das? Kannst du es nicht sagen oder willst du es nicht?"

„Nimm die Hände herunter, oder soll ich es tun?"

Koerber ließ seine Hände von Conrads Schultern fallen, seine Arme hingen schlaff an seinem Körper herab, sein Kopf sank auf die Brust.

„Nimm dich doch zusammen, Koerber. Willst du mir sagen, was mit dir los ist?" fragte Conrad verständlich und zugleich bedrückt, denn er fühlte, daß da ein Mensch in furchtbarer Seelennot vor ihm stand.

Koerber starrte vor sich hin. Es schien Conrad einen Augenblick, als wolle er ihm sein Herz ausschütten. Doch dann schüttelte er den Kopf.

„Du willst mir also nicht sagen, wo Fräulein Schultheß ist?"

„Ich darf es dir nicht sagen, Koerber, weil ich sie vor dir schützen muß. Ich sehe jetzt ganz klar, daß du ihr Feind bist. Ich habe ihr und Schlehwe versprochen, ihnen beizustehen unter allen Umständen. Ich werde mein Versprechen halten."

Koerber schwieg und starrte mit zusammengepreßten Lippen auf einen Kontoauszug, nach dem er plötzlich gegriffen hatte, als sei er in dieser Sekunde die wichtigste Sache der Welt. Aber er sah nichts von den Zahlen, die darauftstanden, Conrad bereute bereits seine Behauptung, sie kam ihm wie eine Ueberrumpelung vor, wie eine Leimrute, wie ein Köder, den er Koerber aus dem Hinterhalt hinhielt, um ihn damit zu fangen.

„Wie kommst du darauf?" fragte Koerber rauh, ohne aufzusehen.

Conrad zögerte, er entzifferte die auf dem Kopf stehenden Buchstaben, die auer über den oberen Rand des Kontoauszugs liefen — sie ergaben den Namen Helmut von Binding — dann sagte er leise: „Weil du Gedichte von Rainer Maria Rilke liest," und war darauf vorbereitet, daß Koerber in ein höhnisches Gelächter ausbrechen würde, denn zwischen seiner Behauptung und ihrer Begründung bestand gar kein logischer Zusammenhang, es gab zwischen ihnen nur so etwas wie eine Gefühlsbrücke, die außerdem noch sehr zerbrechlich war.

Conrad hob seinen Kopf ein wenig von der Unterschrift des Kontoauszuges und suchte scheu und verlegen Koerbers Gesicht. Es war von einer tiefen brennenden Röte überzogen, es war das Gesicht eines großen trotzigen Jungen, der sich vor seinen Gespielen schämt, weil ein tief verborgenes, ängstlich behütetes, unmännliches Geheimnis aufgedeckt war.

Conrad wandte sich ab und suchte seinen Hut. Mit leisen Schritten ging er zur Tür, als fürchte er, den einsamen Mann dort aufzuschrecken.

„Regefa."

Conrad blieb stehen und drehte sich um. „Wollen wir nicht Freunde bleiben?"

„Ich möchte es gern, Koerber."

„Du bist stellungslos. Kann ich dir irgendwie helfen? Soll ich dir eine Stellung bei einem Flugzeugwerk besorgen? Ich habe gute Beziehungen."

„Das ist sehr freundlich von dir," sagte Conrad mit einem kleinen Lächeln, „aber ich will nicht mehr fliegen."

„Was willst du denn machen?" Koerber hob erstaunt den Kopf.

„Ich will wieder Bauer werden. Das wollte ich vor dem Kriege werden, das waren mein Vater und mein Großvater und alle meine Ahnen. Wenn der Krieg nicht gekommen und ich nicht Flieger geworden wäre, läge ich heute als Erbe auf dem väterlichen Gute an der Weser. Jetzt sitzt ein ganz fremder Mensch darauf, der nichts mit uns zu tun hat, ein früherer Uhrmacher aus Hannover."

„Ich verstehe dich. Dann werde ich dich bei einem Kunden von mir, einem Gutsbesitzer in Mecklenburg, unterbringen."

„Ich danke dir für deinen guten Willen, Koerber," sagte Conrad, „aber es geht nicht. Ich kann deine Hilfe nicht annehmen, solange Fräulein Schultheß von dir bedroht wird."

„Ich bedrohe Fräulein Schultheß nicht, sie bedroht mich, wenn sie nicht tut, was ich will."

„Was soll sie denn tun?" fragte Conrad und legte die Hände auf den Rücken.

„Sie soll entweder ins Pensionat zurückkehren —"

„Das ist ganz ausgeschlossen. Das geht nicht mehr," unterbrach ihn Conrad.

„Dann soll sie bei einer mir bekannten alten Dame wohnen und sich auf ihr Abiturium vorbereiten. Ostern soll sie ihr Abiturium machen."

„Und was darf sie nicht tun?"

Koerber stand auf und stützte sich mit beiden Händen auf den Schreibtisch.

„Sie darf in den nächsten vier Wochen nicht mit Schlehwe zusammenkommen und nicht auf den Schultenhof gehen. Das ist alles, was ich verlange."

Conrad trat dicht an den Schreibtisch heran.

„Und wenn sie es nicht tut, Koerber?"

„Dann muß ich versuchen, es zu verhindern, Regefa. Aber es wäre mir viel lieber, wenn du es verhindern könntest. Ich bitte dich sogar darum, du ahnst nicht, wie sehr du mir helfen würdest."

„Es geht um dich und um eine Frau?"

„Es geht um das Leben einer Frau," sagte Koerber mit dunkler, erregter Stimme.

Conrad reichte ihm die Hand.

„Ich will sehen, wie ich dir helfen kann, ohne Fräulein Schultheß und Schlehwe zu schaden."

„Ich danke dir, Regefa."

Koerber brachte ihn bis zur Tür. „Fräulein Schultheß erhält natürlich weiterhin Geld von ihrem Konto zum Lebensunterhalt. Wohin soll ich das überweisen?"

„An meine Adresse. Ich werde das Geld weiterleiten," sagte Conrad ohne Zögern.

„Gut. Die fünfhundert Mark, die du Herrn Prange gegeben hast, werde ich als eine notwendige Ausgabe für Fräulein Schultheß verrechnen."

„Dann bin ich ja noch einmal am Gefängnis vorbeigegangen," sagte Conrad lächelnd und öffnete die Tür.

Hinter ihm schlug die alte Wanduhr behäbig dreimal.

Von dem runden Tisch, auf den Fräulein Linnekogel die Zigaretten und Zeitungen zu legen pflegte, erhob sich eine Dame, die Trauerkleider trug.

Sie war hochgewachsen, hatte blondes Haar, das sich im Nacken zu einem schweren Knoten schlang, und ein herbes, stolzes Gesicht. Es war von einer klaren und einfachen Schönheit, doch die Schönheit war von einem feierlichen Ernst fast verdeckt. Es mußte herrlich sein, dieses Gesicht lachen zu sehen. Conrad verbeugte sich unwillkürlich vor der Dame.

„Guten Tag, Herr Doktor," sagte sie mit einer dunklen schwingenden Stimme.

„Guten Tag, Frau von Binding," hörte er Koerber noch sagen, ehe er die Tür hinter sich schloß.

Als Conrad sich in seinen kleinen Sportwagen setzte, wußte er, daß Frau von Binding die Frau war, die Koerber liebte. Der Gedanke, daß das Leben dieser schönen Frau von Christa abhängen sollte, bereitete ihm einen fast körperlichen Schmerz. Christas Glück bedeutete ihr Unglück. Es würde nie ein Glück werden, wenn es mit dem Unglück eines anderen erkauft wurde.

Conrad fuhr langsam durch das Brandenburger Tor in den Tiergarten hinein. Die Sonne war schon warm, die Luft flimmerte, Mädchen in den ersten hellen Kleidern gingen mit wiegenden Schritten die Charlottenburger Chaussee entlang. Auf den grün leuchtenden Bänken saßen alte Männer, sie hatten die zitternden Hände über ihren Stock gefaltet und sahen mit großen ungläubigen Augen auf den Aufbruch der braunen Jugend in einen neuen Frühling. Eine Frau mit gekräuselten Nacken und weißen Haaren unter dem Kopftuch sammelte die letzten dürren Reiser auf, die der frische drängende Saft von den Bäumen gestoßen hatte.

Auf Umwegen fuhr Conrad nach Lichterfelde. Als er vor der alten Villa hielt, die mit ihren Säulen und dem flachen Dach wie ein italienischer Palast aussah, war er sich noch nicht klar geworden, was nun geschehen mußte, die Situation war so verwickelt, daß es anscheinend keinen Ausweg gab.

Er stieg aus, schloß das Tor auf und ging nachdenklich durch den Garten, der mit seinen hohen Tannen, alten Eichen und dichten Büschen einem kleinen Wald ähnlich sah.

Er dachte an die blonde Frau mit dem schönen stolzen Gesicht und an Koerber, der ein so ordentlicher Mensch war, dessen Krawatte schief saß und ohne Sorgfalt gebunden war. Was konnte er tun? Es war wohl möglich, Christa vier Wochen vom Schultenhof fernzuhalten, das würde vielleicht gelingen. Aber er konnte sie doch nicht hindern, Schlehwe wiederzusehen, wenn er sich meldete. Ganz ausgeschlossen. Was

Hochsommer

Tiefblau der Himmel über reifer Saat,
Und Sonne, breit verströmend ins Gelände
Weiß sind mit Licht getüncht die Häuserwände,
Die Ziegeldächer flackern rot wie Brände,
Gelb vor des Schnitters Sense wogt die Mahd.

Der Tag ist sattes, seliges Verschwenden.
Kein Ackergrund, der nicht zur Frucht bereit
Glanz und Geleucht erfüllt die Fluren weit,
Und segenschwer gereift zur Erntezeit,
Spendet Natur sich aus mit vollen Händen.

Doch etwas wie ein Abschiedahnen schon
Liegt sich in all der farbentrunknen Fülle,
Da unter seidenblauer Himmelshülle,
Hell sirrend durch die warme Sonnenstille,
Feldher verwehend singt der Sensenton.

H. L.

sollte sie von ihm denken? Und was würde Schlehme dazu sagen? Das konnte ja aussehen, als versolge er dabei eine persönliche Absicht.

„Guten Tag, Conrad."

Auf einer Bank, die ringsum von Gebüsch verdeckt war, saß Christa. Sie trug ihre Pensionskleidung, die ihr ein unsertiges Aussehen gab.

„Guten Tag, Christa." Er reichte ihr die Hand und setzte sich neben sie. „Weshalb haben Sie denn wieder diese schreckliche Uniform angezogen?"

„Ich muß sie doch auftragen. Das andere Kleid möchte ich schonen. Ich habe doch nur das eine," sagte sie mit einem scheuen Blick auf sein ernstes Gesicht.

„Ich werde dafür sorgen, daß Sie noch ein Kleid bekommen. Wie gefällt Ihnen meine Wirtin? Sind Sie mit ihr ausgekommen?"

„Sehr gut. Sie ist zu mir wie eine Mutter. Ich denke mir, daß Mütter so zu ihren Kindern sind."

„Na, das ist ja schön," meinte Conrad ein wenig gönnerhaft, wie ein Lehrer, der mit den Leistungen seiner Schüler zufrieden ist. „Und Ihr Zimmer gefällt Ihnen auch?"

„Alles ist herrlich, Conrad, das Haus, der wundervolle Garten, das Zimmer und das alte mütterliche Fräulein Schwarz — bloß Sie gefallen mir gar nicht. Haben Sie Aerger mit Herrn Doktor Koerber gehabt?"

Conrad streifte sie mit einem abwesenden Blick, als sei sie eine Fremde. „Nein, Aerger habe ich nicht gehabt. Ich habe mich mit Koerber ausgesprochen und bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß ich ihm unrecht getan habe. Er ist kein unanständiger Mensch, sondern nur ein unglücklicher Mensch."

„Werden Sie mich nun allein lassen, Conrad?" fragte sie in einer jäh ausbrechenden Angst und faßte nach seiner Hand.

„Habe ich etwas von Alleinlassen gesagt?" erwiderte er in einem unwilligen Ton, über den er sich sofort ärgerte, weil er einsah, daß er ungerechtfertigt war.

Sie ließ seine Hand los und stand auf. „Sie sind seit gestern so ganz anders zu mir, Conrad. Wenn ich Ihnen lästig werde, dann müssen Sie es mir ehrlich sagen. Ihr böses Gesicht und den unwilligen Ton kann ich nicht lange ertragen." Ihre Stimme schwankte, sie war dem Weinen nahe. Eine Weile stand sie abwartend, mit gesenktem Kopf. Als Conrad nichts sagte, stürzte sie plötzlich davon.

Mit einem finsteren Gesicht sah er ihr nach, bis sie hinter der Hausecke verschwunden war.

Sie hat recht, dachte er gequält, ich habe sie schlecht behandelt, ich mußte es tun, obwohl ich es gar nicht will, obwohl es mir weher tut als ihr.

Es war eine rätselhafte Sache, über der er sich noch lange Zeit den Kopf zerbrach. Als er zu keinem Ergebnis kam, schalt er sich grausam, anmaßend und launisch.

Dann begab er sich mißmutig und unzufrieden in sein Zimmer und dachte den ganzen Nachmittag darüber nach, was er morgen für sich selbst unternehmen sollte. Er hatte nur noch ein paar Mark, und Fräulein Schwarz brauchte die Miete. Sie kämpfte einen heroischen Kampf mit Kataster- und Finanzämtern, um das Haus mit dem Garten zu behalten. Es war ein ungleicher Kampf.

Gegen Abend klingelte das Telephon im Treppenhaus.

Fräulein Schwarz kam herein und sagte mit einem sonderbaren Gesicht, daß ihn eine Dame zu sprechen wünsche, die ihren Namen nicht nennen wolle, es handle sich um eine private Sache.

Er ging hinaus, hob den Hörer auf und sagte grob: „Wer ist denn da?"

„Ist dort Herr Regesa?"

„Ja, wer soll denn sonst hier sein?"

„Sie sind ja ein sehr höflicher Zeitgenosse, Herr Regesa. Hier ist Fräulein Charly. Seit einer halben Stunde bemühe ich mich bei der Auskunft, die Telephonnummer Ihrer Wirtin festzustellen."

Conrad nahm vor Schreck den Hörer vom Ohr und starrte auf den Block, auf dem die Telephongespräche mit Strichen markiert waren. Das Telephonieren mußte jetzt auch authören, das waren ja mindestens fünfzig Gebühre. Blödsinn, diese Telephoniererei.

Zögernd legte er den Hörer wieder ans Ohr. „Hallo, hallo — sind Sie noch dort?" schmetterte Fräulein Charly mit einer sonderbar hellen Stimme.

„Ja doch — ja doch. Ich bin ja hier. Was ist denn los?"

„Ich muß Sie dringend sprechen. Können Sie zwischen acht und neun hier in der Bar sein? Dann sind wir noch ungestört."

„Gut, ich werde kommen. Ist etwa Herr — der Herr da?" Sein Herz begann plötzlich in einer ärgerlichen Art zu klopfen. Fräulein Charly antwortete nicht mehr.

„Dumme Gans," sagte Conrad und warf den Hörer wütend in die Gabel.

Vor dem Schreibtisch, der schräg zum Fenster stand, hatte sich inzwischen Jesco niedergelassen. Jesco war ein schwarzer, zottiger Grönlandhund, er war von einer Expedition mitgebracht und genoß den Ruhm, keinerlei zivilisierte oder prämierte Ahnen zu haben. Er war unwichtig und vollkommen unverdorben.

Conrad nannte ihn den „dritten Augapfel" von Fräulein Schwarz.

„Daß du dich immer da hinlegen mußt, wo andere ihre Füße hinlegen wollen." fuhr ihn Conrad an.

„Komm her, Jesco," rief Fräulein Schwarz vom Korridor her und öffnete ein wenig die Tür. „Komm, Jesco, das Herrchen hat schlechte Laune."

Jesco trottete durch das Zimmer, wandte sich noch einmal mißbilligend um und ging dann hinaus.

„Ein herrlicher Tag," brummte Conrad, setzte sich an den Schreibtisch und zählte sein Geld. Er beschloß, in der Bar nicht mehr als zwei Mark auszugeben. Dann schrieb er einen langen Brief an den Uhrmacher, den jetzigen Besitzer des väterlichen Hofes, und fragte an, ob er ihn irgendwie gebrauchen könnte, da er doch mit den örtlichen Verhältnissen gut vertraut sei. Als er den Briefumschlag verschlossen hatte, fand er, daß der Brief vollkommen unsinnig sei. Aber er steckte ihn doch in die Tasche.

Eigentlich war alles unsinnig und ohne Zweck, was er tat. Wie hatte er sich bloß vorgestellt, Christa und Schlehme helfen zu können. Er hatte an Kampf mit Koerber gedacht, an Bestiten und Beschützen, aber es gab gar nichts zu kämpfen, es lauerten nirgendwo dunkle Gefahren, die man nicht kannte, die man nur ahnte.

Als er mit Christa zu Abend aß, war er vor lauter Grübelei über ein paar gute Worte völlig einsilbig geworden, alles, was er sagte, klang trocken und gleichgültig. Christas Sprachschatz war auch auf Ja und Nein zusammengeschmolzen.

Er war früh, als er endlich in seinem Wagen saß und in einem felsenstürzerischen Tempo durch die abendlichen Straßen Lichterfeldes fuhr. Morgen würde er alles wiedergutmachen, tröstete er sich. —

Die Bar fiel zwischen den erleuchteten Läden gar nicht auf. Er wäre beinahe daran vorbeigefahren. Lediglich ein buntes Schild unter einer auffallend niedrigen und schmalen Tür wies auf ihre Existenz hin.

Es ist wohl nur eine Bar für Kenner und Stammgäste, dachte Conrad, als er zögernd und mit einem gewissen Unbehagen die Tür öffnete. Er war vielleicht zweimal mit Bekannten in einer Bar gewesen, es hatte ihm beide Male nicht gefallen.

Er trat in einen kleinen Raum, der mit einem gedämpften Licht angefüllt war und wohnlich aussah.

„Guten Abend, mein Herr," sagte jemand. Hinter dem hohen Bartisch tauchte eine weiße, schiefsitzende Mütze, wie sie amerikanische Matrosen tragen, auf.

Conrad erwiderte den Gruß und sah sich ein wenig ratlos in dem leeren Raum um.

„Suchen Sie jemand, mein Herr?"

„Ich möchte gern ein Fräulein Charly sprechen," sagte Conrad und runzelte die Stirn. Es war ihm peinlich, bei diesem Mann mit der weißen Mütze in den Verdacht zu geraten, in irgendeiner Beziehung zu einem Fräulein dieses Unternehmens zu stehen. „Es handelt sich um eine geschäftliche Angelegenheit," setzte er deshalb streng und gewissermaßen als nicht mißzudeutende Erklärung seiner Anwesenheit hinzu.

Er blieb mitten in dem Raum stehen und sah den Mixer ein wenig herausfordernd an.

„Wollen Sie vielleicht ein Angebot machen, mein Herr? Dann kommen Sie am besten mittags zwischen zwölf und eins her und sprechen mit dem Geschäftsführer. Es ist die beste Zeit," sagte der Mixer freundlich und hilfsbereit. Er hatte ein eingefallenes Gesicht. Hinter einer randlosen Brille, die ihm ein gelehrtes Aussehen gab, standen zwei brennende Augen, ihre Lider waren entzündet.

„Ich will kein Angebot machen, ich möchte Fräulein Charly sprechen, die Angelegenheit ist zwar geschäftlich, aber sie hat nichts mit Ihren Geschäftsführer zu tun." Conrad geriet langsam in Zorn. Die Unannehmlichkeiten fingen schon wieder an. Für wen? Weshalb nur?

„So, das ist etwas anderes. Dann habe ich Sie mißverstanden, mein Herr. Nehmen Sie doch bitte Platz." Der Mixer wies auf einen der kleinen Sessel, seine Freundlichkeit schien unerschütterlich zu sein. Dann rief er laut: „Charly!"

„Ich komme," rief eine helle Stimme aus der Ferne, die hinter einem blauen Schirm mit silbernen Reihern anzufangen schien.

Ehe Conrad sich entschlossen hatte, ob er sich setzen sollte oder nicht, erschien hinter dem Schirm ein blonder Kopf.

„Guten Abend. Und . . .?"

„Der Herr will Sie sprechen, Charly," sagte der Mixer.

„Ah, Herr Regesa, nicht wahr?" Charly trat nun hinter dem Schirm hervor.

„Jawohl," sagte Conrad und musterte mit einigem Erstaunen Fräulein Charly. Sie trug ein schwarzes Seidenkleid und darüber eine weiße, zierliche Schürze. Sie machte einen hausmütterlichen Eindruck. Aber Conrad war mißtrauisch und neigte zu der Ansicht, daß dieses wohl besonders raffiniert und für einen bestimmten Effekt berechnet sei.

Charly reichte ihm die Hand. „Ich freue mich, Sie kennen zu lernen, Herr Regesa. Wenn man Sie sieht, traut man Ihnen gar nicht zu, daß Sie so furchtbar grob werden können. Kommen Sie, wir setzen uns dahinten in die Ecke." Sie wies auf einen kleinen runden Tisch, der hinter dem Schirm am Ende des Bartisches stand.

Conrad zog die Lederjacke aus, hängte die Sportmütze an den Haken und setzte sich auf einen zerbrechlichen Hocker.

Erst jetzt fiel ihm auf, daß sie dauernd die Hand auf dem Rücken hielt. Sie schaltete eine kleine Lampe, die über dem Tisch hing, ein. Helles Licht fiel auf ein schönes, regelmäßiges Gesicht. Es war nicht geschminkt und nicht gepudert, die Lippen hatten auch eine vollkommen normale Farbe.

„Sie scheinen nicht ein sogenannter seiner Mann zu sein, Herr Regesa," sagte Charly lächelnd und überflog ihn mit einem schnellen Blick. „Ich will es jedenfalls nicht hoffen."

„Wieso?" fragte Conrad verlegen und unsicher. Er wußte nicht, was er davon halten sollte.

„Ich möchte nämlich furchtbar gern meine Stulle aufessen, ich habe einen blödsinnigen Hunger."

„Aber bitte sehr, Fräulein Charly," sagte Conrad erleichtert.

Charly legte nun die eine Hand auf den Tisch, sie hielt eine zusammengeklappte Scheibe Brot mit Eiern. Die Eier waren unter dem krampfhaften Druck bereits an den Seiten herausgequollen. Diese zusammengeklappte Stulle gefiel Conrad außerordentlich, sie gab ihm die Sicherheit wieder. Dieses hübsche Fräulein Charly schien doch ein ganz vernünftiger Kerl zu sein, vor dem man reden konnte, wie einem der Schnabel gewachsen war.

„Ich tue das nicht etwa aus Sparsamkeit," sagte sie und wies auf die Stulle. „Es schmeckt es mir am besten."

Conrad nickte und sah dann fragend zu dem Mixer hinüber. Er mußte nun wohl Tee bestellen. Der blasse Mensch las in einem abgegriffenen Buch. Ab und zu griff er unter den Bartisch und holte ein Glas hervor. Conrad stellte mit Erstaunen fest, daß er Milch trank.

„Er muß viel Milch trinken", sagte Charly leise, „er hat eine schwache Lunge. Seine Eltern wollten ihn gern Koch werden lassen, damit er rund und dick würde, aber es wollte ihn niemand haben. Jetzt spart er und gönnt sich nichts, damit er ein paar Monate nach Aegypten fahren kann. Er lernt fleißig Englisch. In jeder freien Minute. Alles, was er tut, tut er mit einem fanatischen Eifer und mit einer erstaunlichen Fähigkeit. Er fürchtet immer, daß es vielleicht zu spät sein könnte. Hoffentlich ist nicht alles vergeblich", setzte sie mit einem besorgten Seitenblick auf den Mixer hinzu.

Conrad hatte eigentlich große Lust gehabt, zu rauchen. Er unterließ es jetzt. „Kann ich etwas zu trinken bekommen, Fräulein Charly?"

„Es ist nicht absolut nötig, Herr Regesa." Charly biß herzhaft in das dicke Brot. „Aber wenn Sie wollen, können Sie ein Glas Bier trinken. Es kostet achtzig Pfennig — oder ein Hausbier für Angestellte — es kostet vierzig Pfennig."

Conrad wurde plötzlich rot und sagte wenig sinnig: „Darf ich Sie zu einem Whisky einladen?"

Charly sah ihn mit gefurchter Stirn an. Dann legte sie ihre Hand, die klein und schmal und ohne Schmuck war, auf seinen Arm. „Ich hätte das nicht sagen sollen, Herr Regesa. Aber ich hatte es gut gemeint. Sie sehen nicht wie ein reicher Mann aus, aber wie die verwöhnten Jünglinge, die hier abends herkommen und sich blasiert und fertig mit dem Leben auf den Hockern herumlümmeln. Ich habe von Ihnen den Eindruck eines ernsten Menschen, der sein Geld schwer verdienen muß. Deshalb gefallen Sie mir, ich kann das Kropzeug, das sich immer hier nimmt, als gehe sie die Welt um sie herum gar nichts an, nicht ausstehen. Bitte, trinken Sie ein Glas Bier. Sie tun mir mit der Einladung wirklich keinen Gefallen. Ich muß heute abend noch genug trinken, es gehört leider zu meinem Beruf."

„Ein schrecklicher Beruf", murmelte Conrad und kam in Versuchung, die kleine schmale Hand auf seinem Arm zu streicheln. Und er mußte an sein Gespräch mit Prange über das Fliegen denken. Es gab Dinge, die man nicht zu seinem Beruf machen durfte, schlimm genug, wenn einen das Leben zu unsinnigen Berufen zwang, die eigentlich gar keine waren.

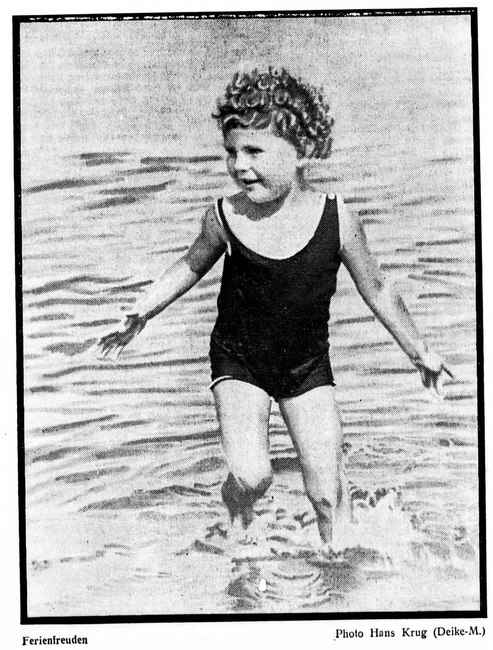
„Sie sollen nicht glauben, mir durch Geld ausgaben imponieren zu müssen", fuhr Charly nach einer Weile fort. „Ich gehöre nicht zu dieser Kategorie von Kolleginnen, die den Mann nach seiner Zeche beurteilen, ganz gleich, ob er das Geld unterschlagen hat, ob er alt und häßlich ist. Ich weiß, daß diese Einstellung ein Luxus ist, den ich mir nicht erlauben kann, denn ich muß Geld verdienen, aber ich will mich auch nicht verlieren, ich will einmal einen netten Menschen heiraten und ich möchte viele Kinder haben."

„Ich werde ein Glas Bier auf Ihr Wohl trinken, Fräulein Charly", sagte Conrad und sah sie mit unverhohlener Bewunderung an. Der Mann konnte sich freuen, der dieses vernünftige und offene Mädchen bekam.

„Fred, dieser Herr bekommt ein Glas Bier", rief Charly zu dem Mixer hinüber. Der griff sofort in seinen englischen Sprachstudien heraus, ergriffen, schenkte ein Glas Bier ein und stellte es mit übertriebener Eifertigkeit vor Conrad hin. „Your health, Sir." Er verbeugte sich lächelnd und ging hinter den Bartisch zurück.

„Es geht doch fabelhaft", meinte Conrad freundlich. Dann hob er das Glas. „Ich trinke auf Ihr Wohl, Fräulein Charly —"

(Fortsetzung folgt.)



Ferienfreuden Photo Hans Krug (Deike-M.)

Die deutsche Heimat

Reise / Erholung / Wandern

Ring um Nonnenwerth

Ich kann nicht anders, als dieses Fleckchen Erde lieben, das der Rhein zwischen Niemagen, der uralten Römerstadt, und dem lebensfrischen Godesberg durchfließt. Es schenkt dem, der den Strom hinaufkommt die erste holdseligende Verwirrung, indem es nichts von sich endgültig offenbart, voller Geheimnisse bleibt, Ahnungen schenkt, die das Leuchten der Landschaft seltsam verklärt. Welche Fülle des Gleichnisses tut sich auf, wo trotzender Strom und wagende Berge in eine so nahe Beziehung zu einander treten, daß sie wie eine letzte, unsägliche erscheint. Es ist wie ein großer Abschied, den der Strom seinen Bergen gibt, denn er in die liebliche Ebene hinaustritt, es ist wie ein letztes Werben von Strom zu Berg und von Berg zu Strom, wie ein Aufgeben der unumgänglichen Gesetze, daß der Strom die große Wanderer sei und der Berg der geheimnisvoll Wartende im Land.

Aus den Bergen, deren nur sieben gezählt werden, von denen der Drachenfels, der berühmteste, der ragendste aber der Drachenfels ist, hin ich hinaufgestiegen an das Ufer des Stroms. Und es zieht mich die Sehnsucht, die ich auf beiden Ufern erschaut, und die Unruhe, die die Träumereien mir gaben. Dort kann man nicht erhoben sein bis nah an die weißen Wolken, ohne zu wollen auch tief im Tale des Stroms. Dort kann man nicht anders schauen als hinab, und wer geht, geht hinab, und was hin zieht, ist der Strom. Wer aber hinabschaut von den träumenden Ruinen des Drachenfels, der sieht jene grüne Insel ruhend im Strombett, kosbar wie ein Chrysopas, gefaßt im Silber des Flusses, der — und hier tut sich das erste Geheimnis auf — sich für Augenblicke das fließen Gesicht eines Gottes gibt und traulich sich zu Füßen der Berge schmiegt, wie von die Beschaulichkeit dieser Stunde nicht zu stören. Nonnenwerth, darin liegt aller Reiz der Weltentrücktheit, alle Sehnsucht nach endlicher Ruhe und unberührbarem Frieden. Unruhig klopft mir das Blut in den Pulsen, das ist die Sehnsucht. Und dann bin ich ein Wandernder hinab; denn Frieden geben diese Gipfel nicht, der Friede hat immer sein Reich im Tal.

*

Drunten am Ufer bei Königswinter, das wie ein frühreifes Mädchen halb keck und halb unsicher zum Berg hinauf und zum Rhein hinabschaut, ist jede Straße, jedes Mädchen, vor allem aber die Stromseite aufdringlich überfüllt. Von Menschen, die mit ihren Sinnen ganz nach außen gekehrt sind und die deutsche Leere ihrer Innerlichkeit wie Wappen mit kostbaren Kleidern zuzudecken vermeinen. Aber dies sind — ich weiß es — die Kinder dieser Erde, ihre Herren zugleich, und sie werden dafür angesehen. Ueberfüllt auch vom Lärm der Maschinen und Motore und ihrem Getriebe. Ihre Unrast ist die Unrast dieser Welt und ihre Kraft — ich weiß es — die einzig gepriesene, und für die einzige wird sie gehalten. Die Sehnsucht aber, die ich aus den Bergen trage, hat nicht leuchtende Farben, sich zu krönen, ihre Weisheit ist das Schweigen, und was sie treibt, ist die heilige Unruhe, die den Frieden sucht, Gottes ragende Schatten. So gehe ich wie ein Fremder durch diese Straßen, wie ein Suchender nach einem Ausweg, aber auch wie ein glücklich Wissender, daß die Sehnsucht größer ist denn all dies großartige Getue.

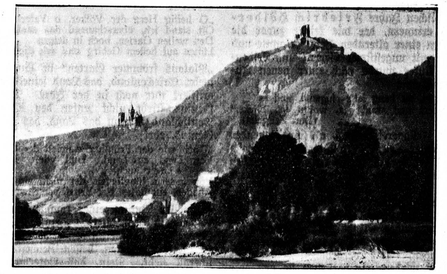
Vom Berg geht mein Weg auf den Strom. Denn der Strom gehört zum Berg hier. Wie eine leuchtende Verheißung glänzt er aus dem Tal hinauf und zieht alle Wünsche in sein strömendes Reich. Auf den Strom hinauf! Aber nicht mit einem der vielen ehrfurchtslos lärmenden Dampfer. Ein Boot habe ich am Ufer, das soll mich tragen. Ich werde die Ruder einlegen und vom Lande abstoßen. Endlich abstoßen! Hart stämmt sich das Ruder gegen den Uferstein, dann nimmt der Strom mein Boot auf, nimmt mich auf in seinen stilleren Bezirk. Herrlicher Strom! Tief dunkelt deine Sehnsucht zu mir herauf, wundervoll blaut dein Auge, und helles Glänzen ist auf deinen Wellen. Das ist es, was deine Freude, mit der du die Welt siehst. Mit meinen tauchenden Rudern hälst du tiefere Zwiesprach, und wenn sie ruhen, fallen wie Perlen weiß Tropfen in deinen Grund. Das ist ein besinnliches Spiel. Du kennst mich und weißt, daß ich aus den Bergen komme, zu denen du so beständig hinaufschaust.

Stolz und gewaltig, beinah überwältigend, wächst der Drachenfels auf. Das ist ein Ragen, wie es Berge selten tun, so aus der Kraft der Breite in die Sehnsucht der Gipfel. Nebenhöhige hält er der Sonne des südlichen Himmels entgegen, und aus dem Zeigen seiner Gebuld fließt der Saft der prallen Trauben: köstlicher Wein, den Menschen zur Gabe. Um seine Stirn aber raunehen dunkle Wälder, und im Gipfel träumt die Zeit, Jahrhundert um Jahrhundert. Herrschend steht es über dem Ufer, jede kleine Eitelkeit und müßige Geschwätzigkeit erdrückend. — Langsam treibt mein Kahn stromauf. Stille, aber tätige Arbeit um die Ruder. Immer noch hält der Drachenfels meinen Blick in seiner Gewalt. Und seine wuchtige Sprache geht mir gewaltig ins Herz. Diese herrliche Sprache des steilen Massivs von Kühnheit und Trotz, der winkenden Wälder von Demut und Andacht, und der immer noch kosen Ruinen vom Walten des Geistes über den Dingen und durch die Zeit, von Gott, der durch die Zeiten geht, und seinem Willen, dem alle Dinge dienen müssen. Eindringlich wie ein Ruf ist diese Sprache über der Landschaft, aber die Lärmenden an den Ufern haben für sie kein Ohr.

*

Und endlich schiebt sich wie ein hohes, stolzes Schiff Nonnenwerth heran, auf dem Rücken des Rheins. Immer breiter wächst die Insel in den Strom, von Weiden und Pappeln geheimnisvoll umschlossen. Ein leises Lied singt in den Blättern, wenn der Westwind aufkommt, und die Kronen nicken sanft dazu wie in heiligem Gespräch. Kleines Eiland, auf das der Lärm der großen Welt nicht hinüberreicht. Das ganz aus sich zu sein vermag und nichts begehrt außer sich. Sein Gesicht ist immer nach innen gekehrt, und was draußen ist, findet keinen Anteil an ihm. Alles rauscht vorbei, der Fluß, der Wind, die Welt und auch mein Boot. Feierlich ist die Gebärde dieser Insel, nichts Verzaubertes ist an ihr, alles nur Geheimnis, nur dem Andächtigen nahbar. Und wieder ragt der Drachenfels auf, mächtig über dieser Insel. Ein wenig umheimlich jetzt, wie ein trutziger Ritter, der das Geheimnis dieses Eilandes bewacht. Wie durch ein Märchen ist diese Fahrt um Nonnenwerth. Aber ein Märchen für große Horzen, die noch Bilder schauen können und Gleichnisse finden aus einfältigem Sinn. Keinen Zoll weicht der Berg zurück, und als ich heinah die südliche Spitze der Insel erreiche, sind sie ganz eins: der Berg und das Eiland. Nun ist es offenbar, wie sehr sie zusammengehören: wie Bruder und Schwester.

Schon steht die Sonne tief über Godesberg, da umfährt mein Boot die südliche Spitze von Nonnenwerth. Nun bin ich ganz frei von allen Fesseln kleiner alltäglicher Gedanken, tief in die klaren Wasser des Rheins getaucht, wächst leise ein Jubel auf in meinem Herzen voll herrlicher Begeisterung. Daß soviel den Menschen gegeben ist zu schauen und zu erleben. Alles wird plötzlich ganz nah, der Berg, der Strom und die Insel. Alles schließt sich enger und enger um mich. Heimat tut sich auf für meine suchende Seele, traufiche Heimat voll heimlicher Schönheit und tiefen Glanz. So gehören wir wohl alle zueinander, das ist mein jauchzender Gedanke. Und als das Boot nun mit den Wellen sanft stromab treibt, nehme ich die Ruder für eine Weile ein. Ueber meine Seele legen sich die ersten Schatten eines dämmernden, sanft erlösenden Friedens.



Blick vom Rhein auf die Ruine Drachenfels (Bild: Archiv des „7. Tages")

Schräg sinkt die Sonne über Nonnenwerth. Tanzende Lichter brennen hiefgolden über allen Blättern und Blumen. Tiefer immer treibe ich in das friedliche Reich. Zwischen den Berg und die Insel trägt mich mein Boot, mitten hinein in ihr tiefstes Geheimnis. Jetzt erst habe ich die Insel ganz für mich. Durch die Zweige lugt das Kloster hervor. Unweit des Ufers geht betend eine Schwester, versunken in fromme Betrachtung. Eine Tochter des hl. Franziskus, der die Natur so sehr liebte, daß er die Bäume zu Brüdern und die Blumen zu Schwestern hatte. Des fröhlichen Franz, der sich mit den Tieren unterhielt und mit den Vögeln sang, und der doch gar kein eifter Schwärmer war, sondern ein eifriger Knecht und ein demütiger Lobsager Gottes. Es ist, als müßte er nun zwischen den Bäumen hervortreten und seine Tochter heißen begrüßen. Und als käme die große Freude, die jetzt von der Insel her über den Strom kommt, grad her von ihm, so klar und lauter, so jauchzend ist sie, so nah beim lieben Gott.

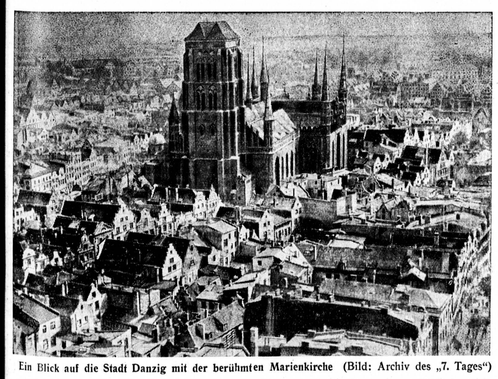
Aber schon Jahrhunderte früher lebten hier auf dieser stillen Insel heiligmäßige Frauen in der strengen Regel des heiligen Benedikt. Suchten die Verwollkommnung ein seinem Geist und nach seiner weisen Ordnung, die die Arbeit adelte im Gebet und alles hinordnete auf den Preis des Herrn. Und diese Ordnung brachte den tiefen verklärten Frieden, von dem noch ein Schatten über dieser grünen Insel steht. Und die Gedanken fliegen um Jahrhunderte zurück und eilen das ganze Rheintal hinauf, weilen an den herrlichen Kaiserdomen von Worms und Speyer, und eilen noch weiter den Strom hinauf bis zu der anderen herrlichen Insel unvergänglichen Ruhmes: Reichenau im Bodensee, die frühe Stätte benediktinischen Lebens. Geweiht ist alles Land am Rhein durch den Geist einer großen Geschichte, geweiht ist auch das Land und der Strom um Nonnenwerth. Der Strom wahrt in seinen Inseln, was ihm heilig ist, Geist und Geschichte.

Weit greift der Schatten der Insel schon hinüber fast bis an das Ufer des Festes. Immer noch treibt mein Boot neben Nonnenwerth. Immer noch halten mich die Geheimnisse der Insel in Bann. Gern hätte ich angelegt hier an dieser Stätte des Friedens. Aber eine unerklärliche Scheu hielt mich zurück. Heute nicht! Einmal muß man das Geheimnisvolle auskosten, um des ganzen Wunders teilhaftig zu werden. Hart am Ufer treibe ich vorbei. Silbergrüne Uferweiden hängen bis in mein Boot. Eine Weile noch dann bleibt das stolze Inselschiff wieder zurück, vom Licht der späten Sonne wunderlich verklärt. Mutig greift die Ruder nun ins Wasser. Dann setzt mein Fuß wieder ans Ufer. Als ich noch sinnend den Westen schaue, winken fern im Abendrot die Türme von Köln.

J. J. L.

Blick auf St. Marien in Danzig

Man steigt in Rothenburg ob der Tauber eine enge Treppe hinauf und ist hingezwungen vor das rote Mohrfeld der Dächer, taucht mit in die prangende Stille des gewundenen Ratsteiles, man sieht in Braunschweig, Hildesheim, Osnabrück von einem der vielen Türme Marktplatz und Gasse, Giebel und Dach, die winzigen winzig und verloren, man atmet auf in der Freiheit heiterer und durchsichtiger Luft — all das hat man auf St. Marien in Danzig wohl auch. Die Sicht ist in vielem noch reicher, wenn nicht üppiger. Denn das Gedränge der Häuser ist in seiner Farbigkeit unerhört und einmalig. Die Giebel brennen, ihr Schiefer blaut, Brunnen stäuben durch die schmalen Schlangen der Züge kriechen durch das grüne, fruchtträchtige Land, und man liest erlassen die ganze Kunstgeschichte eines halben Jahrtausends von den Häusern und Kirchen ab, getragen von der guten Sicherheit des reinen ausgetüfteten und festen Turmes, der nichts weiter will als stehen und beharren, Zeugnis und Wissel der an ihn gratgewordenen Geschlechter sein. Dennoch gleitet das Auge immer wieder nach Norden, wo sich das Meer dehnt, unzig wohl auch. Die Sicht ist in vielem noch reicher, wenn nicht üppiger. Denn das Gedränge der Häuser ist in seiner Farbigkeit unerhört und einmalig. Die Giebel brennen, ihr Schiefer blaut, Brunnen stäuben durch die schmalen Schlangen der Züge kriechen durch das grüne, fruchtträchtige Land, und man liest erlassen die ganze Kunstgeschichte eines halben Jahrtausends von den Häusern und Kirchen ab, getragen von der guten Sicherheit des reinen ausgetüfteten und festen Turmes, der nichts weiter will als stehen und beharren, Zeugnis und Wissel der an ihn gratgewordenen Geschlechter sein. Dennoch gleitet das Auge immer wieder nach Norden, wo sich das Meer dehnt,



Ein Blick auf die Stadt Danzig mit der berühmten Marienkirche (Bild: Archiv des „7. Tages")

fangen von den weit und frei gespannten Armen der holdesten Bucht an der Ostsee. Die Fischer trieht leise salzrauchende heraus, läßt alles wie durch grünes, edles Glas aufleuchten und dämpft die Glut, die von unten brodelnd kommt. Kräne und Schuppen, Elevatoren und dickbäuchige, teerschwarze Schiffsleiber recken sich im Hafen, die Westerplatte blinkt wie ihren breiten Arsenalen aus stumpfem, hartem Grün. Dahinter aber schlägt das Meer, weit, erhaben, unendlich. Flut, die an Schwedens Strand brandet und die finnischen Schären umspült. Wasser, das die nordische Schwermut der weißen Sommernächte wie schleppenden Mantel mit sich zieht und die ganze Unergründlichkeit unserer letzten Seele.

Unten in den Gassen kämpft das dunkle Backsteinwerk der furchtbaren siebzehnten Jahrhunderts seinen Kampf mit der heiteren Ueberwindung des achtzehnten Säkulums, die hilflosen Hände des Danziger Gelehrtenschilers Andreas Gryphius suchen bange Erlösung von dem Druck der Materie. Schenkt sie der Gott der Bibel, weiß der herbe Mund der Stoa darum? Die Zeit übersteigert sich, wühlt Kräfte los, die keine menschliche Hand formen noch, etwas Unausgesprochenes, Verkramptes, Ruitendes jedoch bleibt, das auch Martin Opitz, der unter mir im Seitenschiff der Kirche von seinen Postwunden ausruht, nicht in Regeln und Gesetze, noch weniger in die reinen Formen eines ausgerundeten Kunstwerkes zu gießen vermochte — neben der Obstschale grinst der Totenkopf, neben dem Buch blitzt das Schwert. Gott steht in zwei Lagern und beugt sich nur zögernd dem Ringenden. Die in den eleganten, schmalhüftigen Häusern um 1750 saßen, hatten es leichter. Die grauen Choräle, die wilden Schlachtpsalmen hatten sich in ornamentale Menuetts, gefällige Weisen von Silberbach und Klopendon Nachtigallen verwandelt, und der Horizont glänzte sorglos und unbekümmert. Leichte Schiffe kommten die hellste Flut.

Und doch löst mich in allem Licht und ungehemmtem Glück des Erdabgezogenen ein Vers eine todernste Strophe Eichendorffs, nicht los

Und der Türmer wie vor Jahren
singet ein uraltes Lied:
Wolle Gott den Schiffer wahren,
der zur Nacht vorüberzieht!

Denn alle Freude dieser Stadt steht immer wieder in tiefem, schwarzem Boden und will sich nie ganz geben, niemals ganz sich selbst sein. Und aus den offenen Kirchenfenstern schallt ein Choral zu mir her und reißt mich aus der Gnade der Stunde in das Schicksal, dem ich mich mit den Tausenden da unten beuge, doch willig, die Ketten zu zerbrechen und die Bande abzustreifen, um frei zu sein wie das kühle Gestein der Mauern, wie der Wind, die lichten, zarischeuen Wolken und das ruhig beharrende Meer, zu stehen, um zu bestehen.

Ludwig Bäte.

Künder olympischer Jugend

Ein Gedenkblatt für Friedrich Hölderlin im Olympischen Jahr

Es ist seltsam, daß das deutsche Volk, das wie kein anderes bewundernd vor der großen Kultur des klassischen Griechenland gestanden, das sich so hohe Verdienste um die Ausgrabungen der olympischen Stätten in Elis erworben hat, erst vierzig Jahre nach Wiederaufnahme der Olympischen Spiele die Jugend der Welt in seinem Lande beherbergen darf. Aber ist es nicht zugleich auch von symbolischer Bedeutung, daß dieses Volk im gleichen Zeitpunkt mit dem Willen zu einer neuen Jugend an seiner Zukunft baut? Im Geiste dieser Erneuerung sind dem deutschen Volke die Olympischen Spiele mehr geworden als ein Kampf um sportliche Rekorde, es hat die Spiele aufs neue tief verankert im Geistigen, in der Olympischen Idee, deren wesentlichste Grundlagen seelische Kraft, nationaler Stolz, Besaßung des Körperlichen und Sinnlichen im Dienste eines höheren Geistigen sind.

Gerade darum aber wird sich die neue deutsche Jugend mit besonderer Liebe im Olympischen Jahre Friedrich Hölderlins erinnern, der wie keiner zuvor die „Zeichen einer alternden Zeit" erkannte und darum mit ungestümer Gewalt und Leidenschaft Rufer wurde nach einer neuen Jugend. Denn:

„Zu wild, zu bang ist's ringsum, und es
Trümmert und wankt ja, wohin ich blicke."
(Der Zeitgeist)

Der Frühgereifte stand als ein Ragender über seiner Zeit. Er wußte um das große Erbe einer vergangenen Epoche, er fühlte den Verfall der Gegenwart und schaute in eine neue Zukunft, in die er die tragende Brücke aus dem klassischen Altertum zu schlagen sich müßte. Vergebens! Seine Zeit hat ihn nicht verstanden. Und um ihrem Unsinn nicht zu dienen, mußte er den Wahnsinn empfangen. Wir vernehmen heute seine Stimme wieder, wir verstehen sie neu, wir können nicht ohne tiefe Erschütterung jene wortgewaltigen Oden und Hymnen lesen, in denen der Dichter von der Jugend und vom Frühling singt, vom Vaterland, dem heiligen, und von jener Menschheit, die wieder glaubt und höheren Mächten dient, den Göttern, wie Hölderlin meint, dem Gott, wie wir wissen.

Wie Traff — der im Schicksal so verwandte — der Sänger des Herbstes und des Verfalls wurde, so Hölderlin der Künder des Frühlings und der Jugend. Diese beiden Begriffe sind bei ihm fast zu einer Einheit verschmolzen, denn er sah den Menschen nur in der Verbindung mit der Natur, die ihm Symbol auch war für alles menschliche Dasein. So wurde seine ganze Lyrik zu einer gewaltigen Hymne auf das neuerwachte jugendstarke Leben, auf einen neuen Frühling des Menschengeschlechtes. Die tragische Melodie, die all diese Gesänge begleitet, kann die Erhabenheit des Gedankens nur vertiefen. Und wenn wir Deutschen heute eine neue Jugend in unserem Volke und durch das Beispiel auch in der Welt heraufzuführen uns mühen, wer hätte ein größeres Recht, Herold zu sein, als Hölderlin, der uns den „Gesang des Deutschen" schenkte, in dem er von seiner tiefen Liebe zu seinem Volke Zeugnis ablegt. Es wäre ein großes Unrecht, wollten wir Hölderlin mit dem billigen Vorwurf abtun, er sei mehr Grieche als Deutscher gewesen. Beginnt er doch seinen „Gesang des Deutschen" mit den hohen Worten:

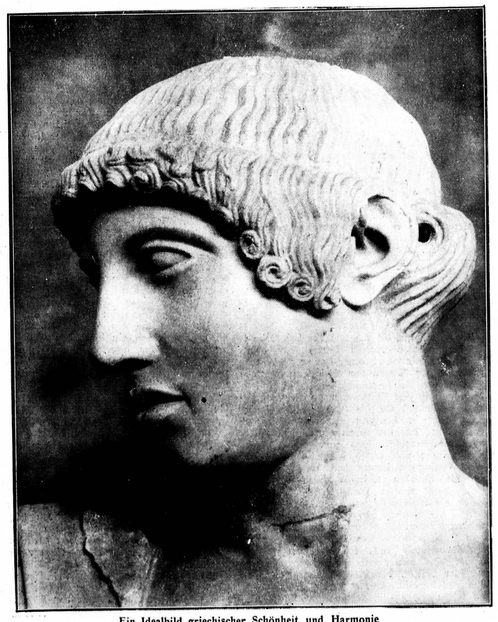
„O heilig Herz der Völker, o Vaterland!
Oft stand ich, überschauend das sanfte Grün,
Den weiten Garten, hoch in deinen
Lüften auf hellem Gebirg und sah dich."

„Platons frommer Garten" ist längst nicht mehr, Griechenland, das Land seines Ideals, existiert nur noch in der Idee. Doch der Genius stirbt nicht unter den Menschen, Deutschland ist nun das Land, das ihn, den Genius, ehrt:

„Doch wie der Frühling wandelt der Genius
Von Land zu Land. Und wir? Ist denn einer auch
Von unsern Jünglingen, der nicht ein
Ahnden, ein Rätsel der Brust, verschwiege?

So voller Ahnung einer kommenden neuen Jugend ist des Dichters Herz! So voller Erwartung, daß er an den Niedergang nicht zu glauben vermag, dessen Zeichen er doch überall sieht. Nein, das Vaterland sinnt schon auf den neuen Tag, es weiß schon das neue Werk und reift schon zu jenem Adel, der es „zur reifsten Frucht der Zeit" machen wird. Nur der Dichter vermag es noch nicht zu sehen. Tiefe Ergriffenheit beschleicht uns, wenn wir die Schlußverse dieses Gesanges lesen, in denen sich die Fülle der Liebe des Dichters zu seinem Vaterlande offenbart:

Noch säumst und schweigst du, sinnest ein freudig Werk,
Und sinnst, daß von dir zeuge, ein neu Gebild,
Das einzig wie du selber, das aus
Liebe geboren und gut, wie du, sei.



Ein Idealbild griechischer Schönheit und Harmonie ist der Kopf des Apollo vom Zeustempel in Olympia

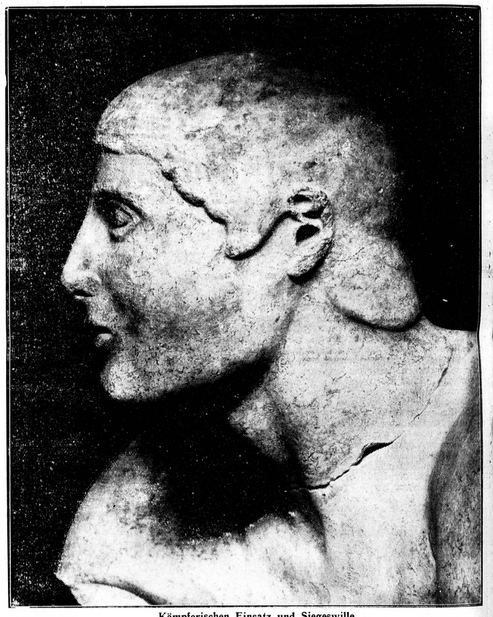
Wo ist dein Delos, wo dein Olympia,
Daß wir uns alle finden am höchsten Fest?
Doch wie errät dein Sohn, was du den
Deinen, Unsterbliche, längst bereitest?"

Hier klingt schon ahnungsvoll der Ruf nach Olympia auf, nach jenem Fest der Gemeinschaft, an dem „wir uns alle finden". Ist an eine Zeit dieser Ruf dringender ergangen als an die unsere? Doch noch ein anderer Name wird in Verbindung mit Olympia genannt: Delos. Das ist nicht zufällig, nicht ohne Bedeutung. Delos war für die Griechen eine heilige Insel, sie hatte für sie hervorragende kultische und religiöse Bedeutung. Der Name wurde im späteren Gebrauch Symbol für den Wert des Geistigen und Religiösen schlechthin, wie Olympia Symbolwert besaß für die Reife der körperlichen Kraft und Manneszucht. Hölderlin erschaute also dieses „höchste Fest" des

Ihr alten Götter und all
Ihr tapleren Söhne der Götter
Noch einen such' ich, den
Ich liebe, unter euch,
Wo ihr den letzten eures Geschlechts,
Des Hauses Kleinod, mir,
dem fremden Gaste, verberget."

Vergeblich hat der Dichter den Meister, in dem er die volle und wahre Erkenntnis des Göttlichen wohl ahnte, wenn auch nie begriff, unter den Göttern der Griechen gesucht, die ihn nicht zeigen konnten, weil sie ihn nicht besaßen. Und dadurch ist dem schönheitstrunkensten aller Dichter die wahre Harmonie nie offenbar geworden, schreibt er doch selbst in der gleichen Hymne an den „Einzigen":

„Nie treff' ich, wie ich wünsche,
Das Maß. Ein Gott weiß aber,
Wenn kommet, was ich wünsche, das Beste."



Kämpferischen Einsatz und Siegeswille spiegelt dieser Kopf des Kladeos vom Zeustempel in Olympia wieder

neuen Vaterlandes nicht allein in einem sportlichen Wettkampf der Rekorde und der körperlichen Leistung, sondern im Wettkampf des ganzen Menschen, der vorzüglich im Geistigen und Religiösen wurzelt. Was er verkündet, ist das hohe Ethos des „Mens sana in corpore sano", der Harmonie von Seele und Körper.

Dieser Kampf um die Harmonie war im Tiefsten für Hölderlin ein Kampf um Gott. Im Religiösen liegt die Tragik seines Lebens, daß er nicht zu dem gefunden hat, der ihm die rechten Maße der Harmonie hätte geben können: Christus. Wohl hat er ihn besungen mit Versen, an Schönheit unübertrefflich, aber im Sinn immer unklar, immer verworren. Ein als Zwang empfundenes Studium der evangelischen Theologie hatte den Dichter mit Vorurteilen gegen das Christliche überhaupt erfüllt. Sein feiner, empfindsamer Geist wurde irre am Menschlichen, das ihm unter unglücklichen Umständen allzu kraß erschien. So flüchtete er sich zu den Göttern der Griechen und sah Christus als deren Bruder, wenn auch als den herrlichsten, als den „Einzigen". Auch in dieser Hymne, die er Christus gewidmet hat, ist von Olympia die Rede, von Elis, vom Parnaß und den Bergen des Isthmus, von Smyrna und Ephesus:

„Viel hab ich Schönes gesehen
Und gesungen Gottes Bild
Hab' ich, das lebet unter
Den Menschen. Aber dennoch

Wer des Dichters Werk kennt, glaubt ihm diese Zeilen der Verzweiflung. Wir, die wir sie heute hören, wissen um ihren Wert. Um den Wert eines jeden Kampfes, den ein ehrlich Gottsuchender führt. Denn ein solcher ist auch ein ehrlich Volkssuchender. Dafür ist uns das Leben und Werk des Dichters Hölderlin heiliges Zeugnis. Die Wirklichkeit Gottes in der Wirklichkeit des Volkes bzw. der Völker erschaute der Dichter als den Frühling der Menschheit, als den Genius, von dem er in der Ode „An die Deutschen" singt:

„Schöpferischer, o wann, Genius unseres Volkes,
Wann erscheinest du ganz, See.e des Vaterlands,
Daß ich tiefer mich beuge,
Daß die leiseste Seite selbst
Mir verstumme vor dir, daß ich beschämt — —
Eine Blume der Nacht, himmlischer Tag, vor dir
Enden möge mit Freuden,
Wenn sie alle, mit denen ich
Vormals trauerte, wenn unsere Städte nun
Hell und offen und wach, reineren Feuers voll
Und die Berge des deutschen
Landes Berge der Musen sind,
Wie die herrlichen einst, Pindos und Helikon
Und Parnassos, und rings unter des Vaterlands
Goldnem Himmel die freie,
Klare, geistige Freude glänzt."

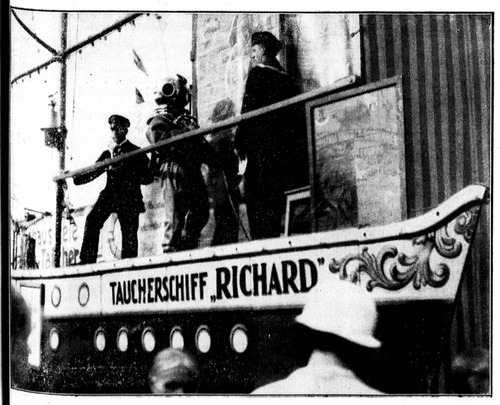
Josef Johannes Link.

Bilder (2) aus Richard Hamanns „Olympische Kunst" mit 60 Abbildungen. Verlag August Hopfer, Burg b. M. / Eig. Klischeeanfertigung.

Rummel! Rummel!

Die Zeit der Schützenfeste und Jahrmärkte

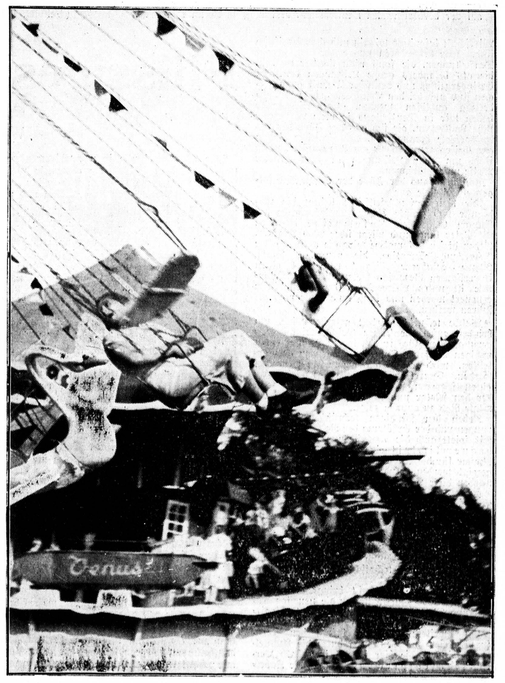
Mitten hinein in die Sommerarbeit, in die anstrengende Zeit des ersten Grasschnittes und der Heuernte, fallen die Freudentage des Schützenfestes, des Jahrmarktrummels und der Kirmes. Es sind Tage der Ausspannungen und Tage solcher Feste, die man heute noch in vielen ländlichen Gegenden Westfalens zu den „Bierhochfesten" zählt. Und es bewahrheiten sich beim Landmann wirklich die Worte des Altmeisters der Dichtkunst: Tages Arbeit — abends Gäste, Saure Wochen — frohe Feste. Von überall her eilen die Familienmitglieder des verstreuten Sippen- und Freundeskreises, um wenigstens einmal im Jahre sich zusammenzufinden. Tagelang vorher beginnt das Großreinemachen, Schnaps und Biere werden verbraucht und unter dem Stolz der Bäuerin, dem vielgeliebten Federvieh, ordentlich Aufräumung gehalten. Berge von Platenkuchen werden gebacken und neue Kleidung für Dienstboten und Kinder angeschafft, denn einmal im Jahre ist Schützenfest, und da soll ein jeder sich nach Herzenslust freuen und austoben. Das Gesinde erhält in diesen Tagen mehr Freiheit, nicht nur Freiheit in der Arbeit, sondern auch bei Schmaus und frohem Umtrunk. Festlich geschmückte Straßen lachen dem Besucher entgegen, und von den hohen Kirchtürmen grüßen und flattern die Fahnen und das „Bayern" der alten Dorfglocken lädt ein zum Feste. In vielen Gegenden werden das Schützenfest und die Kirmes meist im Anschluß an die Kirchweih oder das Patronatsfest gefeiert. Die alte Bischofsstadt Paderborn begeht so in diesen Tagen die 1100ste Wiederkehr der Uebertragung der Gebeine des heiligen Liborius, an deren kirchliche Feier sich auch in diesem Jahre wie gewöhnlich der achttägige, über Westfalen weit hinaus bekannte Liborirummel anschließt. Eine ganz rühmliche Ausnahme bilden die beiden Ortschaften im Kreise Soest, Haltum und Büderich, die seit alter Zeit ihr Schützenfest am Werktage begehen und dann im blauen Kittel antreten. Sie alle aber halten ihre Sitten und Bräuche bei und tanzen sogar nach eigener Art. So kennt man in Geseke, am Hellwege, den „Kegel" oder die „Kegelquadrille", in Paderborn den „Tampe" und in Haarbrück, im Kreise Warburg, den „Schäfertanz", die sich alle heute noch allgemeiner Beliebtheit erfreuen und immer wieder gern getanzt werden. Wenn dann der Morgen des Festes herangekommen ist, dann verkündet von den Bergen und Höhen mehrfaches Echo der abgeschossenen Böller das Ereignis. Nachdem man in einem Festgottesdienst dem Schützen für alles gedankt und auf dem Gottesacker und vor den Gefallenendenkmalen der Toten gedacht hat, zieht das ganze Dorf aus zur Festwiese oder zum Marktplatz und dort beginnt der Rummel. Während die Schützen dem Vogel und dem „Geck" zu Leibe rücken, erfreut sich die Dorfjugend durch Sackhaufen, Wurfschnappen und veranlaßt sich an den Naschbuden, in den Karussells oder bestaunt bewundernd „die neuesten Attraktionen". Und so verlaufen diese Tage in Fröhlichkeit und schöner Harmonie. Ueber allem aber steht eines: Die Verbundenheit und die Gemeinschaft, das, was alle zu einander hält, in Freud und Leid, bei Dürre und Nässe, nach dem Wahlspruch, der manches schöne Tagebuch eines schlichten Fachwerkhauses noch heute ziert: Besser als ein guter Freund, ist der Nachbar, der's gut meint.



Die Kamera auf dem Rummelplatz:

Zuerst war sie natürlich beim „Kasperle" und hat uns diese staunenden, zwischen Jubel und Erwartung gehaltenen Kindergesichter eingefangen. Wem fallen da nicht all die alten Streiche ein: wie Kasperle seine Schwiegermutter ärgert oder den Tod ermordet oder dem Teufel die Bratpfanne auf den Kopf schlägt. Ihr wart doch alle auch einmal dabei ...? — Der kleine „Rosenmatz" dort auf seinem „Hottemax" macht ein gerade nicht geistreiches Gesicht. Hat er noch ein wenig Angst oder hat er die Tante erspäht, die ihn „schon" mit heimnehmen will ...? — Die „neueste Attraktion" ist der „todesmutige" Taucher; der Ausrufer hat es heute im Zeitalter des Mikrophons bequemer als früher... — Der Höhepunkt des Rummels ist natürlich das Kettenkarussel. Da dreht sich in tollem Wirbel die Welt, daß einem alle Sinne vergehn. Und man sieht alle Dinge ulkig verbogen, schief und verwischt. Und Klingeln, Lärm und Geschrei schlägt über einem zusammen. —

Photos (4)
Dr. Jäckisch, Arnstadt



Die „Deutschland"-Ausstellung öffnet ihre Tore

Von Albert Wischek,
Direktor des Berliner Ausstellungs- u. Messeamtes

Es ist selbstverständlich, daß wir uns bei der ungeheuren Spannweite und überquellenden Stoffülle des Themas in der Ausstellung „Deutschland" (vom 16. Juli bis 16. August) auf besondere, aber bezeichnende Ausschnitte beschränken mußten.

Die Ausstellung „Deutschland" ist deswegen in die drei großen Abteilungen aufgeteilt:

1. die kulturelle Abteilung „Das neue Deutschland",
2. die landwirtschaftliche Abteilung „Deutsches Volk und deutsches Land",
3. die wirtschaftliche Abteilung „Leistungsschau der deutschen Wirtschaft".

Jede dieser Abteilungen wird besonders charakteristische Beispiele auf ihrem Gebiet zur Schau bringen, darunter zum Teil Gegenstände und Leistungen, die zum ersten Male der Oeffentlichkeit gezeigt werden. Alle aber bemühen sich, das herauszuholen, was wesentlich deutsch ist.

★

Beim Aufbau der wirtschaftlichen Abteilung der Ausstellung konnte für uns schon aus räumlichen Gründen nicht ein systematischer Ueberblick über die gesamte Wirtschaft in Frage kommen, wir mußten diesen Teil vielmehr auf Besonderheiten abstellen, die für die Entwicklung und die Leistung der deutschen

Eine Reliefkarte von Deutschland im Maßstab 1:100 000

In einer Gemeinschaftsarbeit aller 30 Arbeitsgaue hat der Arbeitsdienst in Hannover ein 12×9,75 Meter großes Deutschlandrelief geschaffen, das einer der Hauptanziehungspunkte auf der bevorstehenden Deutschland-Ausstellung in Berlin sein wird. (Weltbild, K.)

Wirtschaft besonders wichtig und charakteristisch sind. Wir beschränken uns daher bewußt auf Darstellungen, die sonst nicht sichtbar werden, die als besonders große Leistungen deutschen Erfindergeistes und deutscher Technik anzusprechen sind und bei den Besuchern größte Bewunderung auslösen werden. Erfreulicherweise haben wir in Deutschland so viele wirtschaftliche Leistungen, die sich aus der Fülle der Arbeitsgebiete herausheben, daß sämtliche Hallen am Kaiserdamm, 55 000 qm Hallenfläche, nötig sind, um diese Leistungen in übersichtlicher Weise unterzubringen.

Ich führe aus der Fülle der Schaustücke folgende Beispiele an:

Die Reichsbahn-Gesellschaft bringt die modernste und größte Schnellzug-Lokomotive der Bauart 03. Diese Lokomotive ist etwa 25 Meter lang, und wiegt über 2000 Zentner. Neben dieser Lokomotive wird die erste deutsche Schnellzug-Lokomotive, die von den Pfalzbahnen gefahrene „Pfalz" von 1854 einen interessanten Gegensatz bieten. Diese Lokomotive ist unter Verwendung der alten Teile erneuert worden und kann auch heute noch gefahren werden.

Welche technische Arbeit geleistet wird, um bei den außerordentlichen Geschwindigkeitssteigerungen der Züge in den letzten Jahren einen ruhigen Lauf der Schnellzugwagen zu gewährleisten, wird an Fahrgestellen gezeigt werden. Der elektrische Zugbetrieb wird durch einen schweren Maschinenteil vertreten sein, der den Motor und das durch den Motor bewegte Rad zusammen zeigt.

Neben den ständigen technischen Verbesserungen und der Erhöhung der Reisegeschwindigkeit spielt auch die Verbesserung der Reisebequemlichkeit eine Rolle. Die neuesten Muster für die Ausstattung der Abteile werden gezeigt werden, und die Ausstellungsbesucher werden diese Abteile betreten können.

Eine andere Abteilung zeigt die Bedeutung des Luftverkehrs. Hier wird eine moderne Schnellflugmaschine mit 32 Meter Spannweite sichtbar, deren Motoren langsam laufen. Der Führerraum kann betreten werden. Eine Darstellung „10 Jahre Deutsche Lufthansa" zeigt die Entwicklung, während in einem Tonfilmkino interessante technische Einzelheiten vorgeführt werden.

Die Autowirtschaft bringt auf einem Platz von 1200 Quadratmeter die neuesten Typen und Modelle von Personen- und Lastkraftwagen.

Eine weitere Abteilung bringt den Fernsprechbetrieb zur Benutzung durch die Ausstellungsbesucher, die hier sowohl innerhalb Berlins fernsehsprechen, als auch die Kabelverbindung mit Leipzig benutzen können. Hier können Ferngespräche mit Ueberseeländern und mit Schiffen auf hoher See durchgeführt werden, da sämtliche Geräte an das öffentliche Verkehrsnetz angeschlossen und betriebsfähig sind. Hier wird auch der Fernschreibverkehr durch eine Teilnehmer-Fernschreibstelle aufgenommen werden.

Eine neue Abteilung gibt eine Uebersicht über zahlreiche neue Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten der Photographie. Der Besucher wird zunächst mit der Röntgen-Photographie bekannt gemacht, die in ihren Anwendungsgebieten Naturwissenschaft, Materialprüfung, Untersuchung von Fälschungen, ärztliche Diagnosen, Kinematographie, sichtbar gemacht wird. Auf dem Gebiete der Berufs-Kinematographie wird ein Tonfilm-Schema neuesten Verfahrens gezeigt. Es folgen Stratosphären-Kinematographie und die Anwendung der Photographie auf dem Gebiete der Atomzertrümmerung, ferner die Nitro-Photographie; den Schluß bildet die neuzeitliche Farbenphotographie, die ein ganz besonderes Interesse in Anspruch nehmen wird.

Eine weitere Abteilung wird die Herstellung von Kunstseiden zeigen, und zwar die Gewinnung aus Cellulose und deren weitere Behandlung bis zur Gewinnung der Spinnflüssigkeit; ferner die Entstehung des Fadens auf der Spinnmaschine und die Weiterverarbeitung auf Kettenstühlen. Unter dem Motto „Eine neue Textil-Epoche bricht an" bringt eine besondere Abteilung Fertigerzeugnisse des bisher gebräuchlichen, größtenteils aus dem Auslande bezogenen Materials, wie Wolle, Baumwolle und Seide, denen Erzeugnisse aus heimischer Zellwolle und Kunstseide gegenübergestellt werden.

Es folgen dann eine Abteilung für elektroakustische Anlagen in Verbindung mit der Olympischen Spitzenleistungen aus den Gebieten der Funkwirtschaft und der Funknavigation, der Röhrentechnik — und zwar hier die kleinste Empfängerröhre und die größte Senderöhre, weiterhin neuzeitliche Aufnahme- und Wiedergabe-Apparate der Klangfilmtechnik.

Besonders interessant wird die Ausstellung der sogenannten Funkbake sein, einer Einrichtung, die zur Sicherung des Luftverkehrs beinahe der ganzen Welt dient und den Flugzeugen — auch bei unsichtigem Wetter — eine sichere Landung auf dem Flughafen ermöglicht. An einem großen Demonstrationsmodell wird die Wirkungsweise dieser Funkbake erläutert. Einen breiten Raum nehmen die Funkempfangs- und Sende-Einrichtungen, die in die modernen Flugzeuge eingebaut werden, ein.

Es folgt die Ausstellung des ersten Telegraphen, der 1847 hergestellt wurde, ferner der im Jahre 1866 gebauten ersten Dynamomaschine, denen die modernsten Maschinen gegenübergestellt werden.

Weiterhin zeigen wir interessante Einzelheiten bemerkter Druckschriften, die durch die Reichsdruckerei und andere Großbetriebe des Druckereigewerbes dargestellt werden. Auf Wunsch und mit Einverständnis des Führers wird der Zentralverlag der NSDAP das große Vergamentwerk „Mein Kampf", das die deutsche Beamtenschaft dem Führer als Ehrengabe überreicht hat, in würdiger Form zur Ausstellung bringen. Ferner werden fämtliche fremdsprachigen Ausgaben dieses Buches und die deutschen Ausgaben in ihrer Entwicklung zur Schau gestellt.

Es folgen weiterhin Sonderausstellungen aus den Gebieten der Maschinenindustrie, der Optik und Mechanik, der Bekleidungs-, Einrichtungs- und Nahrungsmittel-Industrie. Den Beschluß bildet die Olympische Kunstausstellung, die eine Halle von 4500 Quadratmeter einnimmt.

Auch das Freigelände ist einbezogen. Nach den starken Erlebnissen in den Hallen findet der Besucher Erholung in einem großen prächtigen Garten, der neu angelegt wird und eine Gartenausstellung für sich bildet. Im Terrassengarten finden große Konzerte, Tanz- und artistische Veranstaltungen statt. Bei Einbruch der Dunkelheit setzen die Ergebnisse der sportlichen Ereignisse vom Olympischen Reichssportfeld durch Großprojektionen in den Reichsehrenmassengarten der Ausstellung übertragen, so daß alle die, die die sportlichen Darbietungen auf dem Reichssportfeld selbst nicht sehen konnten, Gelegenheit haben, die Kämpfe im Großfilm zu erleben.

Außerdem werden die Besucher auf dem Freigelände noch als Ueberraschung die wiederhergestellte Nürnberg–Fürther Eisenbahn aus dem Jahre 1835 finden, mit der sie eine Rundfahrt um das Gelände machen können.

Das ist nur eine kleine Auslese aus der Vielzahl der Besonderheiten, die wir in der wirtschaftlichen Abteilung der Ausstellung „Deutschland" darbieten.

Zeitmeßapparat mit Schmalfilm

Die offizielle Zeitmessung bei den Olympischen Spielen erfolgt nach dem System des Berliner Erfinders Johannes Fritz. Bei der Kontrolle von Sportleistungen ist durch dieses Präzisionsgerät allen Möglichkeiten Rechnung getragen. Der Zeitmeßapparat wird durch elektrischen Kontakt, der gleichzeitig mit der Schußauslösung der Startpistole erfolgt, in Gang gesetzt. Bei Berühren des Zielbandes durch den ersten Läufer erfolgt der elektrische Kontakt zum Registrierchronographen, der die Zeit des Siegers auf die hundertstel Sekunde genau sofort auf einen Papierstreifen druckt. Gleichzeitig hat sich kurz vor der Ankunft ins Ziel ein Filmaufnahme-Apparat in Betrieb gesetzt. Die Kontaktabgabe des Siegers zum Chronographen hat wird gleichzeitig auf dem Filmband festgehalten. Vom ersten Zieldurchgang an werden nun fortlaufend die einzelnen Filmbilder mit Markierungsmarken versehen. Da jedes Filmbild in Abstand einer hundertstel Sekunde aufgenommen ist, so sind Reihenfolge und Zeiten der Plazierungen aus den weiteren Filmabschnitten genau ersichtlich. Unser Bild zeigt die Startpistole, die durch Kabel mit der Zeitmeßanlage verbunden ist. (Pressephoto, K.)

Flüssiges Licht

Chemikalien erzeugen Licht ohne Wärme
Was sind Lumniophore?

Jede Lichterscheinung ist mit Wärmeentwicklung verbunden. Selbst die elektrische Glühlampe, in der unter völligem Luftabschluß ein hauchdünner Metallfaden zum Glühen und dadurch zum Leuchten gebracht wird, entwickelt Wärme, wie man durch Befühlen des Glaskolbens feststellen kann. Obschon in ihr also nichts „verbrennt", wird Wärme erzeugt, und diesen Vorgängen haben die Wissenschaftler weitreichende Untersuchungen gewidmet. Man ging davon aus, daß Licht und Wärme Strahlungserscheinungen sind, die sich nur durch die Verschiedenartigkeit der Wellenlängen unterscheiden. Man fand ferner, daß ein großer Teil des zur Erzeugung von Licht verwandten „Rohstoffes" (Oel aller Arten, Gase, Elektrizität) in den Leuchtkörpern zur Entwicklung von Wärme verbraucht wird. Nur ein verschwindender Teil kommt auf das Konto der Lichtausbeute, weshalb man selbst unsere neuzeitlichsten Beleuchtungseinrichtungen als arge Verschwender bezeichnen muß.

Licht ohne Wärmeentwicklung zu erzeugen, ist daher eine Aufgabe moderner technisch-chemischer Forschung geworden. Jedem von uns ist schon einmal bei einem Ausflug im Walde ein Stück halbverwesten Holzes in die Hände gefallen, das in der Dunkelheit leuchtete. Die Zersetzung begünstigte hier die Entstehung von phosphorhaltigen chemischen Stoffen, die unter dem Einfluß der Luft, noch mehr aber unter der Einwirkung von Licht zum Leuchten kamen. Dabei war an dem Holz keinerlei erhöhte Temperatur festzustellen. Ein zweites Beispiel für die Bildung von „kaltem" Licht, denn um solches handelt es sich bei diesen Erscheinungen, ist das Leuchten der Leuchtkäfer und -fliegen.

Mit der Zeit hat man in der wissenschaftlichen Technik die Entstehungsursache und die inneren Zusammenhänge näher erforscht. Man kam zur Herstellung künstlicher Lumniophore, das heißt von Körpern, die nach der Bestrahlung mit Lichtwellen später von selbst ohne weitere Beeinflussung Licht wieder abgaben. Man entdeckte ferner, daß es nicht nur die unserem Auge als Licht erkennbaren Wellen sind, welche die

Die Unterwasser-Kamera im Schwimmstadion Sogar unter Wasser wird die Filmkamera den Olympiakämpfern folgen. Mit dieser Spezial-Kamera werden die Aufnahmen beim Kunstspringen gemacht, wenn die Springer ins Wasser eingetaucht sind. (Heinr. Hoffmann, K.)

Lumniophore zum Leuchten bringen, sondern auch die sog. Ultrawellen, die sich der Wahrnehmung mit menschlichen Sinnesorganen entziehen.

Unserer Technik war es nicht schwer, auf diesen Erkenntnissen praktische Nutzanwendungen zu ziehen. So wurde die Durchleuchtung von Gegenständen mit sehr schwachen Röntgenstrahlen dadurch möglich, daß eine größere Empfindlichkeit der Röntgenschirme durch Betreichen mit Lumniophoren vorgenommen wurde. In dieses Gebiet fallen auch die Verstärkerfolien, die auf die photographische Schicht der Röntgenfilme aufgelegt werden und so die Aufnahme von Objekten ermöglichen, die früher nie von den Röntgenstrahlen sichtbar durchdrungen werden konnten. Besonders die moderne Werkstoffprüfung zieht erheblichen Nutzen daraus.

Lumniophore spielen auch in der Fernsehtechnik eine große Rolle. Jede wesentliche Verbesserung dieser Stoffe hat hier eine Vervollkommnung und Verbilligung des Fernsehens im Gefolge. Die von den Röhren in den Fernsehgeräten ausgesandten unsichtbaren Strahlen beeinflussen die Lumniophore, wodurch elektrische Impulse in Lichtwirkungen umgewandelt werden.

Wir gingen bei unseren Ausführungen von der Lichttechnik aus und dieser Zweig der Wissenschaften scheint nun auf dem Wege zur Erzeugung von völlig kaltem Licht zu sein, um den bekannten Quecksilberdampflampen in ihrem die natürlichen Farben verändernden Licht wird jetzt schon ziemlich kaltes Licht erzeugt. Die Aussaate an Leuchtwirkung im Verhältnis gleich ist in der Lampe hineingeschickten Strommenge ist recht groß, so daß an der Verbesserung weiter gearbeitet wird.

Flüssiges Licht jedoch ist nicht allen bekannt. In der Technischen Hochschule in Berlin-Charlottenburg hat kürzlich neben anderen Wissenschaftlern auch Dr. Aschermann über diese Lichterscheinungen, die er in der Praxis vorführen konnte. Durch Zusatz von Alkohol wurden gewisse, in großen Flaschen gelöst enthaltene, Flüssigkeiten angeregt, so daß die merkwürdigsten Lichterscheinungen hervorgerufen werden konnten. Die Ursachen chemischen Vorgänge, die dabei auftraten, konnten tatsächlich Licht ohne jede Wärmewirkung erzeugen; völlig kaltes Licht zeigte sich dem Zuhörern. Die Untersuchungen haben ergeben, daß solches Licht im Grunde den gleichen Ursprung hat, wie das Licht gewisser Insekten, das mit „Organismenlicht" bezeichnet wird.

Selbst mit ziemlich schwachen Verdünnungen konnten die prachtvollsten Lichterscheinungen erzeugt werden. Flaschen von wenigen Zentimeter Flüssigkeitsinhalt strahlten so stark, daß größere Räume erhellt wurden und die Gesichter der Anwesenden in ihnen zu unterscheiden waren. Die Flüssigkeiten scheinen buchstäblich zu glühen. Es ist gelungen wird, diese auf rein chemischem Wege erzeugten Luminessenzen praktisch auszuwerten, wird allerdings erst die Zukunft erweisen. Die größte Schwierigkeit liegt in der willkürlichen „Steuerung" der Leuchtvorgänge, die bisher noch nicht gelang.

Filmstadt Babelsberg

Es gibt wohl kaum ein zweites Erzeugnis der Industrie, das täglich in so innige Berührung mit uns kommt, wie der Film. Obschon ein Produkt künstlerischen Schaffens, muß dennoch dem Film von einer Industrie gesprochen werden. Denn tausende deutscher Volksgenossen arbeiten in den Filmateliers; zu ihnen gesellen sich weitere Tausende, die in den Zuhöhrfabriken beschäftigt sind, wenngleich sie vielleicht niemals in ihrem Leben direkt mit der Herstellung eines Films etwas zu tun haben.

Aber trotz dieser ungeheuren wirtschaftlichen Bedeutung wissen die wenigsten der Kinobesucher etwas von der vielgestaltigen Arbeit vor und hinter den Kulissen des Films. Sie sehen nur das fertige Endprodukt, den Spielfilm, allenfalls auch einmal einen Kulturfilm im Beiprogramm, der vielleicht schon etwas ungeduldig hingenommen wird. Sie erfahren dann und wann in der Zeitung ein wenig von der Arbeit an einem kommenden Film und helfen diesen bei der Erstaufführung sogar bejubeln oder — abbauen!

Deutschlands „Hollywood" befindet sich in der Nähe der Reichshauptstadt, in Babelsberg, zwei Potsdams. Die Ufa hat hier 530 000 qm Land zu einer Stätte umgewandelt, auf der die größten und besten deutschen Filme entstanden sind. Das Geheimnis um den Spielfilm, technisch und künstlerisch geschehen, wird hier dem interessierten Besucher offenbart, was allerdings nicht besagen soll, daß jeder, der das Glück hatte, vom Pförtner durchgelassen zu werden, nun schon die Filmgeheimnisse kennt und die Garderoben der Darsteller besuchen darf. Viele der ewig filmsüchtigen Kinobesucher werden für immer den Wunsch nach einem Blick hinter die Kulissen von Babelsberg im Herzen tragen müssen; wer jedoch eine Einladung der Ufa in der Tasche trägt, der darf sich wirklich auf einen halben Tag des Staunens und Wunderns gefaßt machen.

Kulturfilm auf langsamen Touren

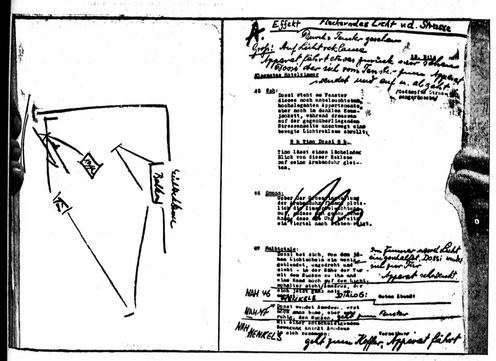
Wie der Kulturfilm stets vor dem Hauptfilm läuft, so betrachten wir auch zuerst seine Herstellungsweise. Es lohnt sich, darüber nachzudenken, wie wohl die Aufnahmen entstanden sein mögen, die das Aufbrechen einer Knospe zeigen. Sind weiß man allerdings, daß es eine Zeitlang dauert, bis aus der zuerst unscheinbaren Knospe die vollentwickelte Blüte wird. Ebenso lang dauern auch die Aufnahmen für den vielleicht 50 Meter langen Filmstreifen, der in etwa 10 Sekunden bei der Vorführung abläuft. Rechnen wir an, die Pflanze braucht 20 Tage, um die Blüte zu entwickeln. Solange müssen dann auch Aufnahmen gemacht werden. Wollte man solange den Film belichten — der Apparat muß ja auch des Nachts laufen, in der die Blüte auch wächst —, es wären über 15 000 Meter Rohfilm zur Belichtung nötig. Diese 15 000 Meter würden dann zwar die Entwicklung der Knospe bis zur vollen Entfaltung zeigen, aber zu ihrer Vorführung wären auch 20 Tage erforderlich.

Das ist natürlich ein Unding, weshalb statt des schnellaufenden Aufnahmeapparates ein Gerät verwendet wird, das nur etwa alle zehn Minuten eine Aufnahme macht. So ergeben sich dann während der 20 Tage Blütenentwicklungszeit nur rund 50 Meter Film, der als Kulturfilm in den Kinos gezeigt und — leider schnell vergessen wird. Selbstverständlich darf während der Aufnahmezeit die Pflanze nicht von der Stelle bewegt werden. Stets muß das Objektiv auf Knospe und Blüte gerichtet sein. Es muß auch bei jeder Aufnahme für die gleiche Belichtung gesorgt werden, weshalb sich unmittelbar vor jeder Aufnahme der Raum selbsttätig verdunkelt und die künstliche Beleuchtung eingeschaltet wird. Sofort nach dem „Knips" der Kamera erlischt das elektrische Licht, und die Pflanze erhält wieder Tageslicht. In der Nacht geht das gleiche Spiel vor sich, nur daß dann natürlich für eine Verdunkelung des Aufnahmeraumes nicht gesorgt zu werden braucht.

So oder auf ähnliche Art sind hier in Babelsberg die wunderbarsten und verwunderlichsten Kulturfilme „gedreht" worden. Die Darsteller waren Pflanzen und Tiere, Boden und Erde, Himmel, Luft, Wolken und das Licht. Oft genug auch der Mensch und seine Organe, denn Nicholas Kaufmann, der Leiter der Kulturfilmabteilung der Ufa, hat auch schon die inneren Organe des menschlichen Körpers in voller Arbeit im Film gezeigt!

Film in Zahlen

Der Ufa angeschlossen ist die Ufifa, die Filmentwicklungs- und Kopieranstalt. Hier arbeiten die automatischen Maschinen, Wunder der Erfindung und der Arbeitsweise. Hier wird wirklich am laufenden Band gearbeitet, denn Filmstreifen ist an Filmstreifen gereiht. So läuft der endlos lange Streifen des belichteten Films durch die Bäder und Trockenkammern, um fertig entwickelt herauszukommen. So läuft das Negativ nach dem „Schnitt" durch die Kopiermaschinen, die jährlich Filmstreifen von der Länge des Erdumfanges kopieren. Fortwährend



So sieht der Kameramann den Film

Unsere Aufnahme zeigt eine Seite aus dem Drehbuch des soeben fertiggestellten neuen Itala-Syndikat-Film „Ave Maria". Der Regisseur des Films, Johannes Riemann, hat in Zusammenarbeit mit dem Chefoperateur Bruno Mondi und der Produktionsleitung die einzelnen Einstellungen der Szenen besprochen. Das Ergebnis ist die vorliegende Seite aus dem Drehbuch, in der Mondi links den Situationsplan der Szene mit Einstellung der Kamera, rechts handschriftliche Zusätze zum Drehbuch und nähere Erklärungen vermerkt hat. Wir ersehen aus diesen Notizen, daß der Chefoperateur sowohl über die Bestimmung des Lichts, als auch über die Bewegung der Kamera Vorschläge niedergelegt hat, die die Arbeit an den Szenen voraussichtlich bestimmen. Foto: Dv/Itala-Syndikat-Film.

Schnappschuß im Atelier

Der Fotograf hat mit diesem Bild eine interessante Szene aus dem Film festgehalten. An der Kamera erwartet der Chefoperateur Bruno Mondi den Moment der Aufnahme; während Käthe von Nagy vom Bühnenbildner geschminkt wird, studiert Benjamino Gigli noch die Dialoge mit der Schauspielerin. Der Kameraassistent stellt mit dem Metermaß die genaue Entfernung fest; im Vordergrund — gebückt mit Brille — der Regisseur Johannes Riemann.

Foto: Dv/Itala-Syndikat-Film.

Sie lassen die Leser unserer Zeitung grüßen! Foto: Dv/Itala-Syndikat-Film.

Käthe von Nagy, der Regisseur Johannes Riemann und der berühmte italienische Tenor Benjamino Gigli während einer Drehpause bei dem Itala-Stergroßfilm „Ave Maria".

wird in den Ausstattungswerkstätten an der Herstellung von Kostümen und Dekorationen gearbeitet, und die Ufa hat in jedem Jahre einen Stoffverbrauch, der zur Einkleidung der Bevölkerung einer mittelgroßen Stadt ausreicht. Was in den Materialschuppen lagert, läßt sich mit Worten überhaupt nicht beschreiben. Der Fundus einer großen Opernbühne erscheint winzig klein gegenüber den Massen von Möbeln und Kleidern der verschiedensten Zeiten und Kulturepochen, die in Babelsberg die Schauplätze und Darsteller der Filme ausstatten können. Und trotzdem müssen immer wieder Neuanfertigungen geschaffen werden, denn kein Film gleicht dem anderen. Einen einzigen zoologischen Garten hält sich die Ufa, um Tiere stets bei der Hand zu haben. Was nicht großbar ist, stellen der Berliner Zoo oder die großen Tierhandlungen zur Verfügung.

Als der Tonfilm sich das Feld erobert hatte, wurden innerhalb von vier Monaten die modernsten Tonfilmateliers erbaut, eine Umstellung, die Millionen verschlang. Auf über 2000 qm Fläche entstand damals das schalldichteste Haus der Welt, in dem selbst Blitz und Donner in der Natur nicht zu hören sind. Der Tonfilm erfordert eben eine eigene Welt, die sich die Ufa schaffen mußte.

Zehn große Filme können hier draußen vor den Toren Berlins zu gleicher Zeit gedreht werden, und die Flächen für Außenaufnahmen sind so groß, daß hier 2500 Menschen vor die Kamera treten können. Kein Wunder also, daß hier schon Benedig und die Wüste, Wien und viele andere Städte der Welt in naturgetreuen Kulissen entstanden.

Käthe von Nagy und Harald Paulsen in dem neuen Itala-Film „Ave Maria". Unser Photo zeigt eine Auseinandersetzung zwischen Michel (Harald Paulsen) und Claudette (Käthe von Nagy). Michel versucht aus Claudettes Liebe zu dem berühmten Sänger Toni Dossi (Benjamino Gigli) Kapital zu schlagen.

Foto: Dv/Itala-Syndikat-Film.

Gigli, der Saxophonbläser

Ein Interview mit dem berühmten italienischen Tenor

Benjamino Gigli, der weltberühmte Tenor, hat sich ungemein schnell die Sympathien des deutschen Publikums nicht nur als Sänger, sondern vielmehr noch als Filmschauspieler erobert. Mit Spannung sieht man seinem zweiten Film entgegen. Die Bayerie hat ihn für die Spielzeit 1936/37 verpflichtet. Vorher wird er noch in verschiedenen westdeutschen Großstädten Gastspiele geben und alle seine Freunde mit seiner gottbegnadeten Kunst erfreuen.

Wenig bekannt ist, daß Gigli (auf deutsch „Lilie") nicht sogleich als Sänger seine Laufbahn begann, sondern als — Musiker. Als Saxophonbläser. —

Unser Berichterstatter wurde im Hotelzimmer empfangen und Gigli erzählt: Ich war das jüngste von sechs Kindern, und wenn ich auch mit den Brüdern zusammen schon in früheren Jahren im Kirchenchor sang und mit meiner Stimme auffiel, so war garnicht daran zu denken, mich gesanglich ausbilden zu lassen; denn wo hätte mein Vater, ein armer Schuhmacher, das Geld hernehmen sollen!

Musik war trotzdem für mich alles. Da gab es auch in der Stadt ein Orchester und als ich etwa 12 Jahre alt war, wurde ich in die Spielgemeinschaft aufgenommen und blies eifrig das Saxophon. Die Kapelle musizierte auf allen möglichen Veranstaltungen; das Honorar wurde immer der Bedeutung des einzelnen Musikers entsprechend verteilt. In der Regel fielen für mich jungen Burschen nur zwei Lire ab. Einmal aber holte ich mir einen Vorschuß von zweieinhalb Lire, und als nach dem nächsten Konzert die Abrechnung für mich wieder zwei Lire ergab, freute ich mich diebisch, die Kapelle um 50 Centesimi übers Ohr gehauen zu haben, denn das überschüssige Geld rückte ich natürlich nicht mehr heraus, und man verzichtete auch darauf, es mir beim nächstenmal abzuziehen.

„Wo war denn das, Herr Gigli? In Ihrem Heimatort Recanati?"

„Ja, aber wir machten mit dem Orchester auch des öfteren Tourneen in die Umgebung."

„Und wie kamen Sie denn dazu, Sänger zu werden?"

„Der Wunsch wurde in mir immer stärker und eines Tages setzte ich mich einfach auf die Bahn und fuhr nach Rom.

Ich hatte keinerlei Beziehungen, keine Empfehlungen, keine finanziellen Mittel. 16 Lire waren mein Gesamtvermögen, als ich in der Heiligen Stadt ankam. Ich faßte Mut und ging zur Akademie St. Cäcilia, sang vor und erhielt eine Freistelle."

„Das war der Wendepunkt, nicht wahr?" Die Mailänder Scala, Madrid, Barcelona, New York, Berlin waren dann Etappen einer sprunghaften Karriere. Und was ist aus dem Orchester geworden, in dem Sie als Junge Saxophon bliesen?"

„Es hat sich zu einem hervorragenden Sinfonie-Orchester entwickelt und ist 75 Mann stark. Die „Banda Benjamino Gigli" wie das Orchester heißt, hat sich unter die Obhut ihres einstigen Mitgliedes gestellt; ich leiste nämlich einen jährlichen Zuschuß von 100 000 Lire. Und damit auch die Erinnerung an meine frühere Orchestertätigkeit lebendig bleibt, habe ich jüngst aus Amerika zwei silberne Saxophone mitgebracht, und sie der Banda geschenkt, unter der Bedingung, daß das eine Instrument nur von mir benützt wird, wenn ich nach Recanati komme und gerade Lust verspüre, wieder mitzuspielen. Mein Weg führt mich regelmäßig dorthin, weil ich auf dem Besitztum in meiner Vaterstadt mit der Familie immer mehrere Sommermonate verbringe. —

(Entnommen der Nr. 15 der „Rheinisch-Westfälischen Filmzeitung".)

Welt der Frau

Aus der Welt des Kindes

Wann und wo sind Kinder als Gäste willkommen?

Die Frage der Zeit ist wohl am besten dahin zu beantworten „vor allem am Tage und nicht bis in den späten Abend hinein". Wenn die Mutter auch noch so gerne mit der Freundin weiter plaudern möchte und das Kind bis zu seiner Müdigkeit ruhig und artig mit den ihm anvertrauten Spielsachen vergnügte, vom Augenblick an, wo es müde wird (und zwar merkt das Kind das Nichtkommen der Müdigkeit, weil es in den Ernst des Spieles vertieft war, erst viel später, als der Erwachsene, der diesen Feind seiner Laune langsam näher rücken sieht), kann es sich einfach nicht mehr mit den ihm nun fremden Dingen beschäftigen. Der Hinweis „nun spiel doch noch ein Stündchen, warst doch bis jetzt so artig, ich möchte noch gern mit Tante Erna eine wichtige Sache besprechen" ist ganz verkehrt. Das Kind lehnt sich nicht aus Bockigkeit ans Knie der Mutter, sondern weil es Schutz vor der Müdigkeit sucht, und wo fände es den sicherer als dort, wo es sonst immer hinkommen darf. Natürlich steht es da am Knie der Mutter oder sitzt auf ihrem Schoß nicht ruhig, sondern es gnaut, es gnarrt und wie die schönen Bezeichnungen alle heißen, kurz, es stört die beiden Freundinnen, und die sind ärgerlich über diese Störung und schieben sie nur dem ungezogenen Kind zu. Daß hier sehr leicht Abhilfe geschaffen werden kann, wird jede einsichtige Mutter, die versucht, ihres Kindes Seelchen zu erforschen, zugeben.

Und nun zweitens: „Wo sind Kinder als Gäste willkommen?" Meist nur da, wo sie auch zu Kindern, zum mindesten kindlichen, sie verstehenden, sich in sie einfühlenden Seelen kommen. Wenn Fritz zu Paul und Hänneschen geht, werden die drei schon miteinander fertig werden. Und wenn Else ihre Freundin Frida besucht, die beiden auch. Aber schwieriger ist es schon, wenn ein Erwachsener mitgeht oder man als Kind zu Erwachsenen mitgenommen wird. Gewiß, es gibt Fälle, wo Tante Grumbach einen Garten mit reifem Obst hat, dann wird Annchen nicht viel im Zimmer sein und Rodelbraten aufschnappen, die nicht für ihr Kinderohr bestimmt sind, und sie wird ihren kleinen Magen draußen wahrscheinlich über Gebühr beschäftigen, oder Onkel Gustav hat vor der Stadt ein Landhaus mit allerlei Getier, da kann Suschen die kleinen Dackel herumtragen und die Karnickel füttern. Auch soll es kinderliebe Damen geben, die noch das alte Spielzeug aus ihrer eigenen Kinderzeit verwahren und die kleinen Sirolche ihrer Bekanntschaft nicht nur damit spielen lassen, sondern selbst mitmachen, auf dem Teppich hocken und Kinder unter Kindern sind. Das kann dann einen Heidenjux abgeben. Auch Onkel soll es geben, die Pfeifen schnitzen und Papierschiffchen und Autos aus nichts fabrizieren, und welch ein Kind wird nicht gern zu solchen „Großen" mitgehen. Aber das sind rühmliche Ausnahmen. Und zu den anderen sollte man kein Kind zwingen, mitzugehen. Wenn es sich sträubt, wird es seinen Grund haben. Die kleinen Erdenbürgerchen haben noch einen schärferen Instinkt, sie fühlen die Liebe heraus, aber auch die Abneigung gegen sich und seinesgleichen, und wenn die Mutter überredet und lockt, fügt sich solch kleines Menschlein oft nur, weil es artig sein will, gegen seine Ueberzeugung, aber es tut best mmt nicht gut.

Hierher paßt auch die Warnung, sich vor der übertriebenen Köstlichkeit einer gewissen Sorte Menschen, die es noch nicht einmal übel meinen, zu wappnen, die uns mitsamt dem Baby mit Freudenbezeugungen, „Das süße Kind mitgebracht zu haben" usw. überschütten. Da stimmt ganz gewiß etwas nicht, und wir werden es nach einer halben Stunde merken, wenn das süße Kind vielleicht den Porzellantiger das volle Stück des Salons, kaputt geworfen hat, weil es die große Katze doch „bloß" streicheln wollte, oder eine blühende Blume vom Fenster zog, weil es daran riechen wollte. Ein zweites Mal wird uns diese Dame nicht mehr so liebenswürdig einladen.

Ist es aber unumgänglich notwendig, daß wir ein Kind mitnehmen, weil wir es nicht sich allein überlassen können, dann bedenken wir diesen, für die Erwachsenen wie für das Kind gleich unerquicklichen Besuch nicht länger als unbedingt nötig ist, aus, so wird sich in den meisten Fällen der Zusammenstoß zwischen den großen und den kleinen Menschen vermeiden lassen.

Margaret Hohmann

1000 Turnerinnen beim Olympiatanz

Im Adolf-Hitler-Stadion zu Berlin-Lichterfelde tanzten unter der Leitung von Karl Loges und Annemarie Hintze 1000 Turnerinnen den „Olympiatanz", wie er bei den Weltspielen zur Aufführung gelangen wird. (Schirner, K.)

Kind beim Einkauf

Wie ein hüpfendes Sonnenstrählchen kam es die Straße heruntergetänzelt in seinem farbenfrohen Kittel — das kleine Mädchen mit dem schimmernden Flachsköpfchen und den großen, glänzenden Blauaugen. Seine Füße waren noch etwas unbeholfen, so daß sein kleiner, rundlicher Körper manchmal bedenklich taumelte und schwankte. Am rechten Arm baumelte lustig ein buntbemalter Korb, während das linke Händchen zur kleinen Faust geballt war und offenbar das Geld krampfhaft umschlossen hielt.

Unbekümmert des Verkehrs auf der Straße, sang das Kindchen laut und vernehmlich in einem fort vor sich hin:

„Semmeln — Semmeln."

Immer wieder flatterte das Stimmchen auf in ein und demselben Tonfall, mit kurzen Unterbrechungen. Manchmal durchsetzt von einem feinen Beben infolge der Erschütterung des kleinen Körpers bei den ungelenken Sprüngen.

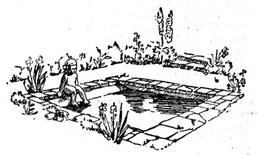
Die Leute, die vorübergingen, lächelten still in sich hinein. Freuten sich der köstlichen Einfalt und standen selig berührt vor ihrer eigenen Kindheit. Das helle Stimmchen verfolgte sie und beherrschte sie auch dann noch, als die Füßchen längst schon mit viel Umständlichkeit die Stufen zum Bäckerladen erklommen hatten und das kleine Herz in befreiendem Tone aufgejubelt:

„Semmeln — — Semmeln!"

F. K. J.

Die Spielecke im Garten

Nichts Herrlicheres gibt es für Mutters Kind als ein Garteneckchen mit Sandkiste oder Planschbecken! Die Kleinen können sich hier beruhigt selbst überlassen bleiben, man braucht nur ab und zu bei temperamentvollerem Laufen ein beobachtendes Auge in solche Spielecke zu werfen und gegebenenfalls mit ein paar kategorischen oder



(Deike)

schlichtenden Worten einzugreifen. Mit Sand und Wasser und geeignetem Spielzeug kann man viel basteln! Das hat man auch beim Anlegen der öffentlichen Spielplätze wohl erkannt. Ringsum auf blüten- und blätterumbuschten Bänken sitzen Mütter, Großmütter, Tanten und Kinderpflegerinnen und stricken, häkeln, lesen oder plaudern. In der Mitte, im großen Sandkasten, da krabbelt es und backt es und baut es, verträgt sich oder zankt sich ein bißchen. Kleinere Geschäfte, unter Obhut der größeren, kann man auch bei nahem Weg beruhigt allein dorthin schicken, eigentlich ist immer ein herrlicher Spielnachmittag verbürgt. Turngeräte, der Barren, das Reck, die Schaukel oder der allbeliebte Rundlauf bedürfen schon einer etwas intensiveren Aufsicht, wenn sich eine größere Anzahl Kinder dort tummelt, besonders wenn der Altersunterschied zwischen den Spielenden erheblich ist.

Am schönsten ist es natürlich, wenn man einen eigenen Garten oder ein Stück Siedlungsland besitzt. Immer muß hier natürlich den Kindern eine Ecke als ureigenstes Reich zugeteilt werden. Es darf den Kleinen nicht gehen wie in dem wohlbekannten Soldatenlied: „Was nützt mir ein schöner Garten . . .", allerhand Variationen passen hier. Muß auch der übrige Garten von den Kleinen schonend behandelt werden, die Spielecke verschwindet aus ins Freie verlegte Kinderzimmer, das darf man niemals vergessen. Die hauptsächlichste Beschäftigungsmöglichkeit im Garten bietet immer die Sandecke. Mit wenig Mitteln kann man sie selbst herstellen. Unseren Kolonialwarenhändler bitten wir um 8 bis 10 gleichgroße Margarinekisten, die er uns gegen ein kleines Entgelt meist gern überläßt. Sie werden ohne Deckel (nachdem wir die Nägel sorgsam entfernt haben) im Viereck hochkant nebeneinander gestellt, mit der offenen Seite nach innen. An den beiden Längsseiten müssen je drei Kisten, an den Querseiten je zwei Kisten aufgebaut werden. Da die Zwischenwände doch bestehen bleiben, ergeben sich kleine Hohlräume, die von den Kindern mit Vorliebe als Backofen, Autogarage usw. benutzt werden. In die Mitte dieses Kistenvierecks wird nun weißer Sand geschüttet, auf den wir bei uns in der Mark sagen: beim Bruchen im Gartenland immer einmal stoßen. Der Sand muß auch die unteren, am Erdboden liegenden Kistenflächen etwas bedecken und dort gut festgeklopft werden, denn dadurch können die Kisten niemals umkippen. Ueber das ganze Gestell werden in passender Länge gehobelte Bretter genagelt, die den Kindern eine bequeme Sitzgelegenheit bieten, und nun ist die praktische, zweckmäßige und billige Sandkiste schon fertig.

Ein zweites herrliches Gartenvergnügen ist immer das Spielen mit Wasser. In manchen Siedlungsgärten habe ich beobachtet, daß eine Zinkwanne, in die Erde eingegraben, zum herrlichen Planschbecken wurde. Ein kleines, genau tiefes Wasserbassin ist freilich dauerhafter. Geschickte Väter, wenn sie Zeit und Mühe daran aufwenden wollen, können auch dieses verhältnismäßig leicht selbst herstellen; sie müssen sich nur über die richtige Mischung von Zement und Wasser unterrichten. Mittels Kannen oder eines Gartenschlauches können die Kinder ihr Planschbecken selbst füllen. Das bald sonnenerwärmte und abgestandene Wasser bekommt darin auch die richtige Temperatur zum Gießen der Pflanzen. Wünschenswert ist es, daß die Spielecke etwas Sonnenschutz bietet. Fehlen Bäume, so kann man an rostfreiem Draht, den man nötigenfalls zwischen drei im Dreieck aufgestellten Pfählen oder Eisenstäben spannt, Feuerbohnen, wilden Wein oder Weinrebe hochziehen.

Margret Dihrberg-Bang.

Süßmostherstellung im Heim

Die billige Dampfentsaftung. — Einfüllen in Flaschen macht auch keine Schwierigkeiten. — Und wieviel Zucker?

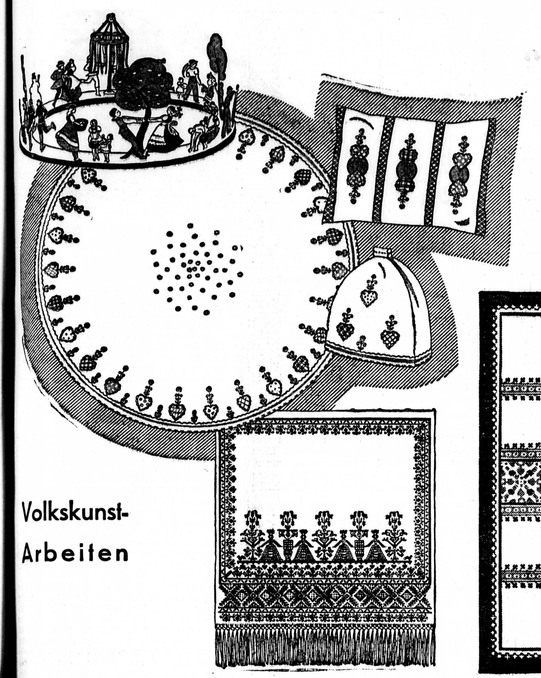
Die Bereitung von Süßmost, also unvergorenem Fruchtsaft, war bis vor kurzer Zeit eine Angelegenheit, die sich nur in Großbetrieben oder in Lohnmostereien durchführen ließ. Natürlich konnte auch der mit einem kleinen Garten ausgestattete Haushalt nach dem alten Verfahren Süßmost gewinnen, aber die hierfür erforderlichen Geräte, wie Mühle und Presse, sind in der Anschaffung so kostspielig, daß bei einer Verarbeitung von weniger als 20—25 Pfund am Tage der Arbeitsgang nicht lohnend war. Inzwischen hat sich für Haushaltungen mit kleinen Gärten das Dampfentsaftungsverfahren durchgesetzt. Hierbei wird den Früchten unter der Einwirkung von Wasserdampf der Saft entzogen, der gleichzeitig durch die hierbei auftretende Erwärmung auf 70—80 Grad keimfrei wird. Der Benutzer hat es also nur noch nötig, den heißen Obstsaft so schnell wie möglich abzufüllen und keimfrei zu verschließen. Dieses Verfahren ist nicht nur einfach, sondern auch deshalb billig, weil man nur wenig Zucker benötigt. Wird die Dampfentsaftung richtig durchgeführt und werden geeignete Geräte dafür verwendet, so bleibt dem Süßmost sein Nährwert voll erhalten.

Der Arbeitsgang der Dampfentsaftung beginnt damit, daß man einen gärwohnlichen Einkochtopf ungefähr 5 cm hoch mit Wasser füllt. Auf einen eingelegten Drahtuntersatz stellt man eine tiefe Schüssel, in der sich später der Saft sammelt. Ueber diese Schüssel wird die mit einem gut ausgekochten Tuch ausgelegte siebartige Fruchtschale gestellt, in die man etwa 10 Pfund zuckige Stunden zuvor eingezuckerten Früchte schüttet. Stellt man diese Vorrichtung aufs Feuer, so beginnt mit der Entwicklung von Wasserdampf die Dampfentsaftung der Früchte, die nicht länger als eine Stunde dauern soll. Richtiger ist es, das Wasser kurze Zeit stark kochen zu lassen, als das Entsaften auf kleiner Flamme lange hinauszuziehen.

Der gewonnene Saft soll erst abgefüllt werden, wenn der Abtriebsvorgang beendigt ist. Zum Einfüllen des Saftes in Flaschen braucht man nichts weiter als einen gut ausgekochten Schöpfer und Trichter, die beide möglichst aus Reinaluminium sein sollen. Beim Verschluß der mit Saft gefüllten Flaschen wählt man nach Möglichkeit an Stelle von Korken zuvor in Alkohol entkeimte Gummikappen. In ihrer Entkeimung kann man außer Spirozentigem Alkohol auch Prozentige, schwefelige Säure verwenden. Die Flaschen, in die der heiße Saft gefüllt wird, müssen in warmem Wasser vorgewärmt werden, um ein Zerspringen zu verhüten. Das Einfüllen muß schnell und nur unter Verwendung keimfreier Arbeitsgeräte vor sich gehen. Auch ist dafür Sorge zu tragen, daß die gefüllten Flaschen keinen Luftzug erhalten, sondern sich möglichst unter einer Decke langsam abkühlen. Jede Flasche ist zu schließen, bevor die zweite gefüllt wird. Mitunter kommt es vor, daß die in feuchten Kellern aufbewahrten Flaschen an der Außenseite Schimmel zeigen. Für den Inhalt besteht dann keinerlei Gefahr, wenn Gummikappen als Verschluß dienten. Werden Korken als Verschluß verwendet, müssen sie mindestens einen Tag lang in schwefliger Säure entkeimt werden. Um ihr Aufschwimmen in der Flüssigkeit zu verhüten, werden sie durch einen Teller beschwert, nicht aber durch Metall. Während man beim Gummikappenverschluß die Flaschen bis zum Rande füllt, muß beim Verkorken 5 cm unter dem Flaschenrand freibleiben. Um das Eindringen schwefliger Säure in den Saft zu verhüten, ist ein Aufkochen der Korken in Wasser vor dem Gebrauch erforderlich. Die bleibende Luftblase in der Flasche wird dadurch entkeimt, daß man die Flasche nach dem Verkorken sofort hinlegt und sie auch liegend aufbewahrt. Verwendet man als Verschluß Zellophanscheiben, so füllt man die Flaschen bis 1 cm unter den Rand. Da diese Verschlußart jedoch nicht immer zuverlässig ist, tut man gut daran, die stehenden Flaschen während der ersten Tage nach dem Abfüllen aufmerksam zu beobachten.

Für die erforderliche Zuckermenge lassen sich schwerlich genaue Angaben machen. Sie richtet sich nicht nur nach dem Geschmack, sondern mehr noch nach dem Reifegrad der Früchte. Als Anhaltspunkt möge dienen, daß man für 5 Kilogramm Brombeeren etwa 300 Gramm Zucker braucht, für die gleiche Menge Erdbeeren 400 Gramm, wenn man den Saft zum Trinken haben will und 900 Gramm, wenn man Erdbeersaft als Fruchtunke für Speisen benötigt. Auch der Rhabarber braucht bei 5 Kilogramm nicht mehr als 500 Gramm Zucker. Süß- und Sauerkirschen benötigen auch nur 500 Gramm Zucker. Bei Beachtung peinlichster Sauberkeit ist die Gewinnung von Süßmost durch Dampfentsaften kein Risiko. Außerdem gibt es die Möglichkeit, den Nährwert restlos in großen Mengen anfallender Früchte von Süßmost retten.

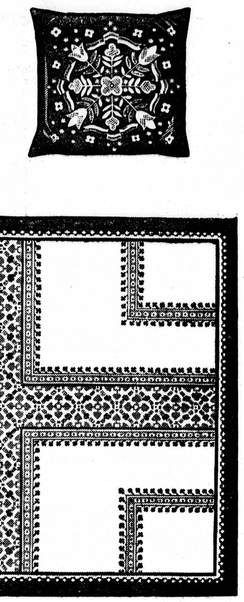
Die Sandecke im Hausgarten WV-Bild



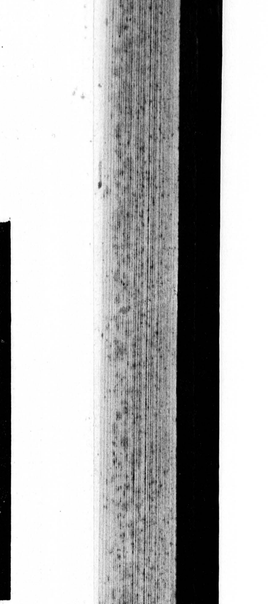
Volkskunst-Arbeiten

92506. Dielenkranz „4 Jahreszeiten" in Laubsägearbeit. Man arbeitet die Figuren des 80 cm großen Dielenkranzes aus 4 mm starkem Laubsägeholz, die man mit Temperafarben bemalt. Man richtet sich dabei genau nach den ausführlichen Angaben des Beyer-Abplättmusters Nr. 92506/X.

92566—92568. Runde Decke, Kaffeewärmer und Kissen mit applizierten Herzformen und Buntstickerei. Man arbeitet die 146 cm im Durchmesser große Decke, den 30 cm hohen und unten 70 cm weiten Kaffeewärmer und das 40 zu 57 cm große Kissen aus weißem Handarbeitsleinen, die Herzformen aus leuchtend karierterm oder kleingeblümtem Waschstoff und stickt mit Glanzstickgarn Nr. 8. Beyer-Abplättmuster Nr. 92566/IX (Decke), Nr. 92567/III (Kaffeewärmer), Nr. 92568/II (Kissen) erhältlich.



70003. Wandbehang mit Kreuzstichstickerei. Der Wandbehang ist 88 cm breit und mit den 18 cm langen Fransen 1 m lang. Man arbeitet ihn nach dem Beyer-Stickmuster Nr. 70003/VI, auf dem die ausführliche Beschreibung und eine Arbeitsprobe zur geflochtenen Franse gegeben ist.



92442. Quadratisches Leinenkissen mit Blumenmotiven. Als Material zu dem 43 cm im Geviert großen Kissen dient kräftiges ziegelrotes Leinen und weißes und naturfarbenes Leinengarn Nr. 12, das geteilt verarbeitet wird. Man stickt die Stickerei in den am Muster angegebenen Stickarten aus. Beyer-Stickmuster Nr. 92442/II mit Arbeitsprobe erhältlich.

91134. Große Decke mit Kreuzstichstickerei. Die 164 zu 194 cm große Decke fertigt man aus weißem und schwarzem mittelstarken Leinen (17 Gewebefäden = 2 cm) und 6fädigem orangefarbenem, schwarzem und weißem Glanzstickgarn. Einem weißen 146 zu 176 cm großen Leinentuch wird ein doppelter 10 cm breiter schwarzer Leinenstreifen angelegt und dann das Abplättmuster Nr. 91134/X als Übertragung, das man im Kreuzstich ausführt.

Haltbarmachen von Gemüse und Obst

Eine wichtige Aufklärungsschrift

Da jetzt im Sommer ist das Haltbarmachen von Gemüse und Obst für die Hausfrau eine wichtige Arbeit. Landfrau und Stadtfrau müssen dafür sorgen, daß zur Winterzeit Gemüse und Obst, das sie für den täglichen Bedarf benötigt wird, auf einfachste und beste Art haltbar gemacht wird. Sie müssen wieder zur Vorratswirtschaft kommen, denn nur dann können wir die Ernährung unseres Volkes sicherstellen. Es darf keine Verluste an den Nahrungsmitteln, die im deutschen Volke wachsen, mehr geben, für unsere Volkswirtschaft irgend etwas verloren gehen. In sachgemäßer Weise eingemachtes Obst und Gemüse können in der Winterzeit die frischen Erzeugnisse zum Teil ersetzen, so daß wir auch in dieser Hinsicht vom Ausland immer unabhängiger werden." So heißt es in der Einführung einer kleinen Schrift über das „Haltbarmachen von Gemüse und Obst", die von der Abteilung Volkswirtschaft im Deutschen Frauenwerk im Einvernehmen mit der Abteilung II H im Reichsnährstand herausgegeben wurde. Die Schrift bringt in klarer, knapper Darstellung alle Möglichkeiten der Haltbarmachung, wie Einkochen, Einmachen in Flaschen, Trocknen, Einlegen in Essig, Entsäuerung usw., wie sie im kleineren Rahmen eines Stadthaushaltes und im größeren eines Landhaushaltes gebraucht werden.

Die Schrift ist in Form von Richtlinien für einen Lehrgang ausgearbeitet und der Lehrstoff auf fünf Abende zu je drei Stunden verteilt worden. Genaue Rezepte für die Zubereitung und Haltbarmachung der einzelnen Früchte und übersichtliche Tabellen mit den verschiedenen Einkochzeiten vervollständigen die kleine Broschüre, die ein wertvolles Hilfsmittel für die weitere Durchführung einer planvollen Vorratswirtschaft in unserem Volke sein wird.

Obst auf Zwieback und Semmel

An heißen Tagen bilden Grießflammeries und Puddings mit geschmorten Früchten eine gern gegessene Erfrischung. Es sollen hier einige Backrezepte folgen, deren Ergebnisse zu frischen oder abgekochten Früchten herrlich munden.

Zwiebackauflauf. In eine flache Backform (Küchenwunder), die gut mit Margarine ausgestrichen wurde, wird eine Lage gerösteter Zwiebäcke gelegt und mit Butterstückchen, Zucker, Zimt, etwas geriebener Zitronenschale bestreut. Dann kommt eine zweite Lage Zwiebäcke, und das Ganze wird mit dicker Vanillemilchsoße übergossen. Die Speise wird im Ofen goldbraun gebacken. Noch heiß, bestreut man sie mit Zucker, dem geriebene Schokolade beigemengt wurde. Dick eingekochte Früchte oder frische gezuckerte Erdbeeren schmecken vorzüglich dazu.

Zwiebackspeise. Eine flache Porzellanschüssel wird mit Zwiebäcken in der gewünschten Anzahl belegt. Dann kocht man etwa ¼ Liter Fruchtsaft mit Zucker, Vanille, ein wenig Zitronenschale, Zimt und einer Nelke auf und gießt die Flüssigkeit darüber. Diese so vorbereiteten und gut durchtränkten Zwiebäcke werden mit den aus dem Saft genommenen Früchten belegt. Dann fertigt man eine Puddingmasse aus ½ Liter Fruchtsaft und drei Tafeln Gelatine an, gießt sie über die Zwiebäcke und läßt die Speise erkalten. Man kann kalte Milch dazu reichen.

Semmelschüsseln. Eine tiefe Porzellan- oder Emailleschüssel wird mit Margarine ausgestrichen. Ein halbes Pfund geriebene Semmeln, zwei Eier, ein Achtel Pfund Zucker, etwas Salz, ein wenig feiner Zimt, ein Viertel Liter Milch und die gleiche Menge Wasser, einige feine Mandeln oder Mandelessenz werden zusammengerührt. In kochendem Wasser wird die Masse, fest zugedeckt 75 Minuten gekocht. Mit einem Löffel werden dann Klößchen abgestochen und diese zu geschmorten Früchten gereicht.

Schachaufgabe

Weiß zieht und gewinnt.

Kontrollstellung: 10 Figuren. Weiß (6 Figuren): König b 3, Dame f 6, Springer g 4, c 2, Läufer e 2, Bauer f 4. Schwarz (4 Figuren): König d 5, Läufer b 5, Bauer d und e 6.

Versteckrätsel.

In jeder der nachfolgenden Dichterstellen findet sich ein Wort, das einen geographischen Namen in sich birgt:

Traun erkennt ich den gelehrten Herrn. (Goethe.) — Stadt in Hannover.

Komm' doch näher, liebe Kleine. (Kind.) — Nebenfluß der Aller.

Eilende Wolken, Segler der Lüfte. (Schiller.) — Ort in Salzkammergut.

Auch für die rauhe Brust gibt's Augenblicke. (Körner.) — Stadt in Italien.

Mehrere machen es schlimm", wie Blas Hatto von Priene. (Aus dem Griechischen.) — Ort in Oberbayern.

Silbenrätsel.

ag — an — au — dam — dar — be — e — e — e — fi — glis — ha — ha — hirsch — i — i — ib — ka — la — land — li — mus — na — na — naph — nau — nes — nit — nue — nut — ras — re — reib — sal — see — sen — spla — tha — tu — vers — za.

Aus vorstehenden 41 Silben sind 16 Wörter zu bilden, die folgende Bedeutung haben:

1. Ort in der Schweiz (Zürich)
2. schriftliche Zusicherung
3. dänische Insel
4. römisches Unterfeld
5. Lederart
6. nordischer Dichter
7. Humanist
8. waidmännisches Signal
9. Stadt in Chile
10. biblische Stadt
11. Edelwild
12. freier Platz
13. Stadt in Oldenburg
14. Erdölart
15. Stadt in Hessen-Kassel
16. weiblicher Vorname

Sind die Wörter richtig gebildet, ergeben die Anfangs- und Endbuchstaben, beidemal von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort.

Streichholzaufgabe.

Wer vermag aus 13 Streichhölzchen ein Ei zu gestalten?

Kreuzworträtsel.

Die Wörter bedeuten: Von links nach rechts: 7. österreichischer Feldherr, 10. männlicher Name, 12. Nebenfluß der Saale, 13. Seejagetier, 15. Genußmittel, 16. Handlung, 17. Geldinstitut, 19. Nebenfluß des Rheins, 20. Name der Mutter des Herakles, 25. vertontes Gedicht, 26. Schachmeister, 28. Dach, 29. Fluß in Frankreich, 31. Stadt an der Adria, 32. Kampf. — Von oben nach unten: 1. türkischer Vorname, 2. Gerücht, 3. Tür. 4. Industriestadt in Sachsen, 5. Charaktereigenschaft. 6. Schicksalsgöttin. 8. weiblicher Name, 9. Beerdigungsfeier, 10. kirchlicher Würdenträger, 11. Figur aus „Wallenstein", 14. Pflanze, 18. geographisches Hilfsmittel, 19. Längenmaß, 21. Erbzeltatter, 22. englische Grafschaft, 23. Göttin der Zwietracht, 24. Vogelbeere, 25. türkischer Name, 27. Volksstamm, 28. Flächenmaß, 30. tierischer Fruchtkörper.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Lösung:

1. De5 — g5†, Kg6 — g5.
2. Le5 — e7†, Kg5 — f4.
3. Le7 — d6†, Kf4 — e4.
4. Tb5 — e5†, Ke4 — d4.
5. c2 — c3†, Kd4 — c3.
6. Te5 — e4, a6 — a5.
7. Ld6 — e5†, Kc3 — d2.
8. Le5 — f4†, Kd2 — e3.
9. Turm gibt matt.

Der Forscher:

A / na / tom
1 2 3
Ana, Atom, Anatom.

Illustriertes Kreuzworträtsel:

Waagerecht: Sagan Meran Krebs, Feile; senkrecht: Aar, Haube, Kegel, Aal. — In dieser Reihenfolge sind die Wörter einzustellen.

Bilderrätsel.

Der Aufschub ist ein Dieb der Zeit.

1812.

Be — re — si — na
1 2 3 4

Rabe, Rebe, Sire, Berezina

Junge oder Mädchen?

Freund Scherzmacher ist Vater eines Jungen geworden. Der Otto heißt. Das in großen Buchstaben geschriebene Wort Otto wird im Spiegel unverändert wiedergegeben. Diese Gleichheit von Schriftbild und Spiegelbild trifft für keinen zweiten deutschen Namen zu. auch für den Namen Anna nicht. Zwar kann der Name vorwärts und rückwärts gelesen werden, aber zur Gleichheit von Schriftbild und Spiegelbild des Wortes ist außerdem der symmetrische Aufbau jedes seiner Buchstaben erforderlich. Diese Symmetrie besteht bei O, T und A, nicht aber bei N.

Magisches Kreuz- und Querworträtsel:

Von links nach rechts und von oben nach unten: 1. Drahtzaun, 2. Rudi, 3. Aber, 4. Atem, 5. Asoll, 6. None, 7a. Ton, 7b. Reim, 8. Ode, 9. Eide, 10. Eile, 11. Frak, 12. Rar, 13. Krag. — Diagonale A—B: Daenemark.

Piraten in chinesischen Gewässern

Der „Fliegende Holländer" kommt zur Ruhe...

Alle Rätsel der Meere dieser Erde finden ihre Lösung. Der Fall „Girl Pat" ist endgültig zu den Akten gelegt. Vom Abenteuer blieb nicht viel übrig. Doch hat man die Gelegenheit benutzt, um an Hand der Schiffahrtsregister einige andere dunkle Affären endgültig klarzustellen, die noch immer dann und wann von sich reden machten.

Das Los der „Asiatic Prince"

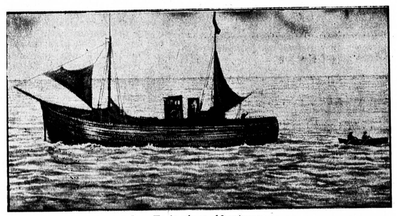
Genau vor 10 Jahren begann der moderne Dampfer „Asiatic Prince", der mit besten drahtlosen Geräten und zuverlässigsten Rettungsbooten ausgerüstet war, seine Jungfernreise. Er verließ Seattle und war nach Shanghai gebucht. Er hatte 44 Europäer und 130 Chinesen als Passagiere an Bord. Aber „Asiatic Prince" ist niemals an seinem Bestimmungsort eingetroffen. Unterwegs wurde das Schiff von mehreren anderen Dampfern gesichtet, doch plötzlich blieben alle Nachrichten von dem Dampfer aus. Schließlich wurden viermal SOS-Zeichen aufgefangen, die von der „Asiatic Prince" stammen mußten. Aber als man zu dem angegebenen Platz kam, war von dem Schiff keine Spur zu finden.

Die Reedereien und Versicherungsgesellschaften standen vor einem Rätsel. Man mußte geradezu annehmen, daß der Prinz das Schiff mit Mann und Maus verschlungen habe. Heute aber sieht man auf dem Standpunkt, daß jene zwei Millionen Dollar in Silberbarren, die sich in der Panzerkammer des Dampfers befanden, eine Piratenbande veranlaßten, den größten Bandenstreich der modernen Seefahrt auszuführen. Damals wurde also die Piratenbande, die sich an Bord schlich, sich mit Hilfe der Rettungsboote in Sicherheit gebracht haben, während des Schiff mit den Passagieren versenkt wurde, so daß kein Zeuge des Piratenüberfalles mit dem Leben davonkam.

„Hsin Wa", die Unfaßbare

Diese Katastrophe erinnert an das Schicksal des Dampfers „Hsin Wa", der zwischen Shanghai und Hankow fuhr. Eines Morgens, im Mai 1929 verschwand „Hsin Wa" spurlos. Fischdampfer hatten das Schiff zuletzt etwa 20 Meilen von Hankow entfernt gesichtet, dann war es verschollen.

Seitdem aber wird in gewissen Abständen immer wieder behauptet, „Hsin Wa" sei mehrfach von chinesischen Fischern gesichtet worden. Das Schiff sei in besser Verfassung gewesen und diene offenbar heute den mächtigsten Piraten der chinesischen Küste als Stützpunkt. Obwohl mit Fliegern und Polizeibooten alles gesan wurde, um den Schleier über diesem Geheimnis zu lüften, wurde „Hsin Wa" von irgendeiner offiziellen Persönlichkeit seit dem Jahre 1929 nicht mehr gesichtet.



Das Ende eines Abenteuers

Vor einiger Zeit ist bekanntlich der kleine englische Fischkutter „Girl Pat" von seiner Mannschaft entführt worden, die mit ihm angeblich auf die Schatzsuche gehen wollte. Nach einer abenteuerlichen Fahrt ist das Schiff nunmehr vor Georgetown (Britisch Guayana) gesichtet worden, wo es auch von einem Regierungsdampfer gestellt werden konnte. Die vier Mann seiner Besatzung, darunter der Kapitän, wurden völlig abgerissen und halb verhungert aufgefunden. — Unser Bild wurde von dem Kapitän eines französischen Schiffes an der Küste von Guayana aufgenommen. Es zeigt das hilflos liegende Schiff, das Notsignale gesetzt hatte. Interessant ist der Weg des Bildes. Es wurde im Flugzeug nach Neuyork gebracht, von dort nach London gesunkt, und von der englischen Hauptstadt wieder mit dem Flugzeug nach Berlin weitergeleitet.

„Waratah"-Suche aufgegeben

Das Verschwinden des Dampfers „Waratah" im Jahre 1909 hat in den letzten Jahren mehrmals wieder von sich reden gemacht. Damals befand sich das Schiff von Durban aus auf der Fahrt nach England. Es wurde noch vom Leuchtturm am Kap der Guten Hoffnung gesichtet. Seitdem aber war nicht mehr das Geringste von der „Waratah" festzustellen.

Im Jahre 1935 überflog nun der englische Leutnant Moß mit seinem Wasserflugzeug einen gewissen Küstenstreifen. Aus erheblicher Höhe sah er in einiger Tiefe zwischen den Felsen unter dem Wasserspiegel das riesige Wrack eines Schiffes. Es kann kein Zweifel darum bestehen, daß man es mit dem Wrack der „Waratah" zu tun hatte.

Man rüstete auch eine Expedition aus, um die Angelegenheit klarzustellen. Doch am Vorabend der Ausreise verunglückte Moß, der die genauen Positionsangaben hatte, bei einem Autounglück tödlich. Noch in diesem Frühjahr hat man versucht, durch sorgsames Absuchen der Durban-Küste sowie der Küstenstreifen am Kap der Guten Hoffnung eine Spur der „Waratah" zu entdecken. Aber alles war vergebens. Jedenfalls weiß man aber heute, daß an der afrikanischen Küste das Wrack zu finden ist.

„Ich war auf der „Madagaskar!"

Wohl selten ist das Verschwinden eines Schiffes von so vielen Gerüchten umgeben gewesen wie der Untergang des großen Seglers „Madagaskar". Der Fall liegt 82 Jahre zurück. Aber erst 30 Jahre nach dem Verschwinden des Schiffes legte eine Frau schriftlich ein Geständnis nieder. Dieses Geständnis durfte erst 50 Jahre nach ihrem Tode von den Verwandten der Öffentlichkeit übergeben werden.

Die „Madagaskar" kam von Melbourne und hatte viel Gold an Bord. Eines Tages hörte und sah man nichts mehr von der „Madagaskar". Man nahm an, daß der Segler von einer Wirbelsturm ins Wasser gedrückt worden und mit Mann und Maus untergegangen sei. Heute weiß man an Hand des Geständnisses jener Frau, daß an Bord eine Meuterei ausbrach.

Die Besatzung bemächtigte sich des Schiffes, nahm das Gold mit, besetzte die Boote und suchte dann die amerikanische Küste zu erreichen. Nebenbei entführte die Besatzung zur gleichen Zeit die Frauen aus dem Kreise der Passagiere, die ihnen besonders zusagten. Jene Frau, die später das Geheimnis der „Madagaskar" verriet, gibt selbst an, von einem Seemann entführt worden zu sein. Sie habe später in Brasilien mit dem Mann gelebt, ihn sogar lieben gelernt und deshalb über die Vergangenheit den Mund gehalten, da man sie als Mitwisserin zweifellos zur Rechenschaft gezogen haben würde.

Das Heldenlied des deutschen Seemanns

Vor 40 Jahren, am 23. Juli 1896, sank das deutsche Kanonenboot „Iltis" am chinesischen Vorgebirge Südchantung im Taifun in das Wellengrab. Maschinenkraft konnte dem Sturm nicht mehr Widerstand leisten, und mit gewaltigem Stoß wurde das Kanonenboot auf eine Klippe geworfen, 71 Mann seiner Besatzung mit in den Tod nehmend. Nur 11 Mann, die sich in die Wanten des auf dem Vorschiff stehen gebliebenen Fockmastes geflüchtet hatten, wurden nach 24 Stunden gerettet. Unser Bild zeigt einen Teil des Wracks auf dem Riff. Dieses Kanonenboot „Iltis", das 1884—85 an der Besitzergreifung der deutschen Südseekolonien beteiligt war, ist nicht identisch mit dem Boot gleichen Namens, das während des Boxeraufstandes die Takuforts sturmreif schoß und 1914 vor der Uebergabe von Tsingtau an die Japaner von der Besatzung versenkt wurde. (Donath, K.)

Asien im Brennpunkt

Im Reiche des „Herrn der Welt"

Wie der Lama Hutuktu regiert. — Dschingis-Khans Erben ziehen durch die Steppe. — Geheimnisse eines Nomaden-Volkes

„Die Lage im Fernen Osten drängt von neuem zu einer Entscheidung. Allen Vorgängen und Spannungen liegt dabei letzten Endes die Frage zu Grunde, welches die Zukunft des Mongolenreiches sein wird. Wird Rußland, Japan oder China endgültig das Erbe eines Dschingis-Khan antreten, darum geht es." — (Baldwin, im Unterhaus.)

Jenes gewaltige mongolische Reich, das einst von den Küsten des Japanischen Meeres bis hinüber an die Gestade des Kaspischen Meeres reichte, ist längst verfallen. Aber die Nachkommen jenes Timurlan, der Moskau plünderte, und Dschingis-Khan, des siegenden Blitzes — wie er von seinen Soldaten genannt wurde —, der mit seinen Reiterscharen bis vor die Tore der heiligen indischen Stadt Delhi drang, leben heute noch. Sie ziehen als ruhelose Nomaden durch die Steppen des inneren Asien und leben von ihren Herden, die sie von Weideplatz zu Weideplatz treiben.

Die Hauptstadt der Mongolei ist heute Urga, das schätzungsweise an 100 000 Einwohner zählen mag. Die Stadt wurde vor einigen Jahren umgetauft; sie erhielt den Namen Ulan Bator Khoto, was so viel heißt wie „Stadt der roten Helden".

Die Residenz des Lama Hutuktu

In dieser mongolischen Hauptstadt residiert Hutuktu, der Herr der Welt, wie er sich stolz nennen läßt. Er ist gleichzeitig das religiöse Oberhaupt sämtlicher Mongolen, die Anfang des 14. Jahrhunderts vom mohammedanischen Glauben, dem sie zur Zeit ihres Glanzes anhingen, zum Lamaismus übertraten. Mindestens einmal im Jahre pilgern alle mongolischen Völkerschaften nach Ulan Bator Khoto, um ihrem obersten Priester Huldigung zu huldigen.

Die Mongolei bedeckt auch heute noch ein weites Gebiet. Sie umfaßt an 3 Millionen Quadratkilometer und zerfällt in die Innere Mongolei, die seit rund 12 Jahren unabhängig ist und nach dem Vorbild der Sowjetrepubliken regiert wird. Die Bevölkerung der Mongolei mag sich bis vor vier Jahren auf 12 Millionen Menschen beziffert haben. Durch die Abtretung der Provinz Jehol an den neugegründeten Mandschukuo gingen jedoch 3 bis 4 Millionen Einwohner verloren.

Europäer unerwünscht

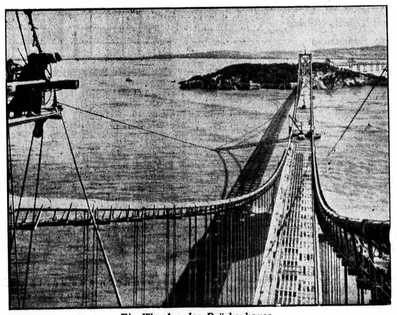
Von einer Industrie oder vom Handwerk kann in der Mongolei so gut wie keine Rede sein. Auch Städte in unserem Sinne gibt es dort eigentlich nicht. Die Zentren, die sich durch größere Ansammlungen von Menschen auszeichnen, und in denen eine Zeitlang etwas wie ein geschlossenes Leben herrscht, sind einfache Zeltstädte. Eines Tages werden diese Zelte wieder abgebaut, und ihre Bewohner wandern von neuem ins Ungewisse.

Auch der Ackerbau wird stark vernachlässigt. Dabei ist die mongolische Erde in manchen Gegenden ungeheuer fruchtbar und könnte eine der Kornkammern der Welt sein. Aber die Regierung in Ulan Bator steht der Einwanderung von Europäern noch wie vor feindlich gegenüber. Man verspricht sich in der Mongolei erst einiger Zeit alles Heil davon, wenn von der Ausbeute der reichen Gold-lager, die in den Changai-Bergen, am Rande der Wüste Gobi im Ketai-Gebirge gefunden wurden sind. Aber da man den Ausländern auch auf diesem Gebiete keine Konzessionen erteilen will, der Abbau des Goldes also nur mit den primitivsten Werkzeugen erfolgt, ist die Ausbeute bisher nur gering gewesen.

Die nicht seßhaft gewordenen Mongolen aber kümmern sich um solche wirtschaftlichen Dinge überhaupt nicht. Gewerbe und Landwirtschaft, Gold und Edelsteine lassen sie kalt. Sie leben mit ihren Herden und Tieren zusammen, deren Bestand auf 18 Millionen Stück Vieh geschätzt worden ist.

Auf dem Rücken ihrer schnellen Pferde fischen treiben sie ihre Rinder, Schafe und Ziegen durch strauchlose Steppen und den glühendheißen Sand der Wüste. Sie sind die ewigen Reiter der Welt. Von frühester Jugend auf sind sie mit ihren Pferden verwachsen. Das steckt ihnen im Blut. Es ist das Erbe aus fernen Tagen, da ihre Vorväter in wilden Reiterhorden durch die Welt dahinbrausten. Und noch diese, sind sie unermüdlich, säbe und ausdauernd.

Das ist das Reich des Lama Hutuktu.



Ein Wunder des Brückenbaues

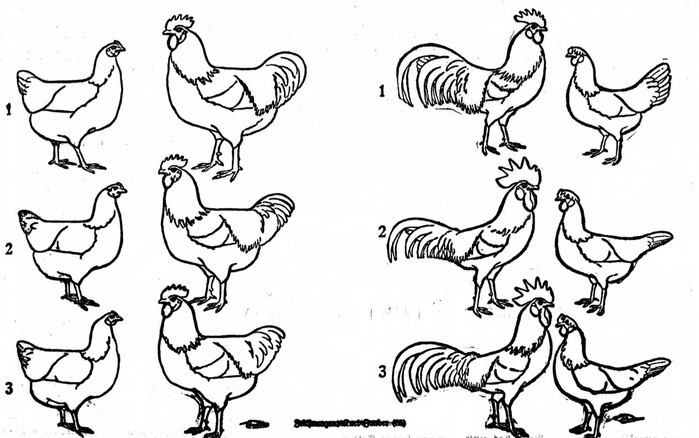
Eine der größten Brückenbauten der Welt, die Brücke die San Franzisko und Oakland miteinander verbinden soll, ist jetzt soweit fertiggestellt, daß sie im November dem öffentlichen Verkehr übergeben werden kann. (Weltbild, K.)

Haus, Hof und Garten

Zuchtrichtungen der Leghorns und der Rhodeländer

Der VI. Weltgeflügelkongreß mit seiner Dauerausstellung in Leipzig vom 24. Juli bis 7. August 1936 soll dem Besucher und dem Ausstellungsteilnehmer die Möglichkeit geben, vergleichende Studien anzustellen. Als Beispiel dafür sind Tiere gegenübergestellt die verschiedenen Zuchtrichtungen der Leghorns und der Rhodeländer.

Zu den in der ganzen Welt als Wirtschaftshühner anerkannten Rassen gehören die Leghorns und die Rhodeländer, aber ihre Zucht hat in den einzelnen Ländern doch etwas abweichende Richtungen angenommen. Die Leghorns führen sich auf das Landhuhn Italiens zurück, das bereits in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika gebracht wurde und sich bald stark verbreitete. Um 1870 kam die Rasse nach England und wurde dort durch Inzuchtzucht vergrößert und auch auf größere Kämme gezüchtet. Aehnliche Bestrebungen verfolgten zunächst in Deutschland ebenfalls.

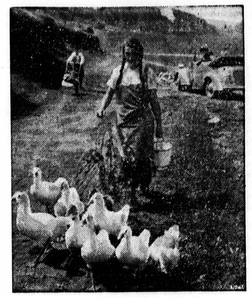


1 Rhodeländer nach dem amerikanischen Musterbilde
2 Durchschnittstyp der englischen Schlachter
3 deutscher Mittelschlag

1 Leghorn amerikanischer Zuchtrichtung
2 englischer Ausstellungstyp
3 Deutsche Markterei-Form

das außerdem über die Schweiz auch Tiere aus Italien erhielt. Heute unterscheiden sich die Tiere der drei Länder darin, daß die amerikanischen Leghorns schlanke und gerundete Linien haben und eine sehr reiche Federfülle, die Köpfe sind fein und die Kämme ziemlich klein mit schmalem Blatt. Die englischen Tiere sind derber, weniger reich befiedert und haben größere Kämme, Kehllappen und Ohrscheiben. In Deutschland muß man die im Lande hochgezüchteten „Italiener" von den eingeführten Leghorns unterscheiden, die genau nach dem amerikanischen Muster gezüchtet werden. Sie ersteren sind ähnlich schlank, aber etwas größer und höher. Es gibt bei ihnen 14 anerkannte Farbenschläge und außerdem rosenkämmige.

Die Rhodeländer sind dagegen eine aus Kreuzungen mit asiatischen Hühnern entstandene Rasse nordamerikanischen Ursprungs, die jedoch auch in der Heimat erst im Jahre 1904 anerkannt wurde. Um die gleiche Zeit kamen sie nach Europa, wo die Engländer einen sehr schweren Schlag mit möglichst dunkler Farbe züchteten, die Deutschen hingegen leichtere und wesentlich heller gefärbte Tiere bevorzugten. Der ursprüngliche Typus war in allen Ländern dem der Plymouth und Wyandotten ähnlich, aber bald setzte ein getrenntes in der Seitenansicht länglich-rechteckiges Muster sich durch. Nachdem auch die deutsche Zucht vom Jahre 1925 ab auf die dunklere Gefiederfarbe gekommen war, haben die Unterschiede sich mehr ausgeglichen, so daß kaum mehr grundsätzliche Abweichungen bestehen, doch wird durchgängig das Farmhuhn etwas leichter als das für die Ausstellung bestimmte gezüchtet. — Ein gewisser Unterschied besteht darin, daß in Amerika und England reines Schwarz in den Schwingen, dem Schwanze und dem Halsbehange der Hennen vorgeschrieben, in Deutschland aber nur geduldet ist, so daß dort auch reinrote Hühner ohne jedes Abzeichen als hochwertig gelten. Der Rosenkamm ist in Amerika wenig, in England aber stärker vertreten, in Deutschland jedoch kaum zu finden.



Gänseliesel

Ein Bauernmädel, eine kleine Königin in ihrem Märchenreich, treibt seine schnatternden Schutzbefohlenen zur saftigen Weide. (Weltbild)

Eine Milcherfrischung gefällig?

Milchfruchtlimonade. In große, elante Gläser füllt man ein Drittel Himbeer-, Erdbeer- oder Erdbeersaft, ein Drittel Zitronensaft und ein Drittel Mineralwasser. Ein Teelöffel zerkleinerte Eisstückchen werden von dem Getränk verrührt.

Halb gefrorene Vanillemilch. 1/4 Liter Milch werden mit einer gespaltenen Vanilleschote zum Kochen aufgesetzt; vom Feuer genommen, werden zwei mit einem Teelöffel Kartoffelmehl verquirlte Eier hinzugegossen. Gut gesüßt und mit Rum abgeschmeckt, läßt man das Getränk auf Eis halb gefrieren.

Kakaomilch. Auch hier werden 1,5 Liter Milch zum Kochen aufgesetzt, als Zusatz drei Eßlöffel Zucker. Zwei gehäufte Eßlöffel Kakao werden in Milch verquirlt. Das Getränk wird mit einer Messerspitze Salz, mit Vanillezucker und geriebenen Mandeln abgeschmeckt und recht kalt gestellt.

Kognatmilch. Für diese Erfrischung gibt man in ein hohes Glas kalte Milch, die leicht gesüßt wurde, ein Likörglas Kognat und ein Eßlöffel Eisstückchen hinzugesetzt. Sch.

Praktischer Ratgeber

Sind saure Salate gesundheitsschädlich?

Ueber die ungemeine Wichtigkeit der Rohkost als Teil der täglichen Nahrung besteht heutzutage kein Zweifel mehr. Jetzt, wo frisches Gemüse und Obst im Ueberfluß und zu billigsten Preisen zu haben ist, soll jeder, der auf seine Gesundheit hält, entweder eine Tagesmahlzeit nur in Rohkostform oder zu jeder Mahlzeit etwas Rohkost genießen.

Eine der beliebtesten Formen der Rohkost sind die Salate, aber trotz aller Aufklärung durch die Ernährungsfachleute ist immer noch die Meinung weit verbreitet, daß die Säuren, die man zum Anmachen der Salate verwendet, gesundheitsschädlich seien. Es muß deshalb immer wieder betont werden, daß weder Essig noch Zitronensaft in den Mengen, in denen sie zur Salatbereitung angewandt werden, dem gesunden Menschen nur im geringsten schädlich sein können. Ob der gesunde Mensch Essig oder Zitronensaft vorzieht, ist lediglich Geschmacksache; doch soll jedermann bedenken, daß Essig ein einheimisches, Zitronensaft ein ausländisches Erzeugnis ist. Mit aller Entschiedenheit muß die so häufig geäußerte Meinung zurückgewiesen werden, daß Essig das Blut schädige, weil er die roten Blutkörperchen zerstöre und Blutarmut verursache. Dies ist nachgewiesenermaßen nicht der Fall, selbst beträchtlich größere Mengen als man in Salaten genießt, haben nicht die geringste schädliche Wirkung auf das Blut, ebenso unschädlich ist Zitronensaft.

Die Säuren, mit denen man Salate anmacht, regen die Absonderung des Magensaftes und damit den Appetit an. Für den gesunden Menschen ist das vorteilhaft, nur wer an Magenübersäuerung oder Durchfall leidet, muß den Genuß saurer Salate meiden. Magenulkus, Gichtiker, Nieren- und Blasenleidende dürfen ohne Schaden Salate genießen, leichte Zuckerkranke nur mäßig, schwere gar nicht. Für den Gesunden sind saure Salate die vorzüglichste und bekömmlichste Form der Rohkost. Dr. F. St.

Der praktische Haushalt

Eine emaillierte Badewanne ist die Zierde jedes Badezimmers. Doch nur zu leicht springt ein Stückchen von der Emaille ab, und es zeigt sich ein schwarzer Fleck, der dadurch, daß er Rost ansetzt, nicht schöner wird. Mit einer Ausbesserung mit Oelfarbe ist hier wenig getan. Die Oelfarbe hält dem heißen Badewasser nicht stand, und nach kurzer Zeit tritt der Fleck wieder hervor. Es gibt aber einen Kitt, mit dem der Schaden aufgebessert werden kann. Aus diesem Bleiweiß, das man sich aus einem Rest übriggebliebener weißer Oelfarbe selbst abschöpfen kann, und mit weißem Spirituslack läßt sich dieser Kitt zusammenrühren. Auf den schwarzen Fleck aufgetragen, erhärtet er schnell und bringt der Emaillewanne das alte Aussehen wieder.

Wer hätte sich nicht schon über den Naphtalingeruch eingemotteter und im Frühjahr hervorgeholter Kleidungsstücke geärgert? Und doch ist er leicht zu beseitigen. Es ist nur nötig, die Kleidungsstücke warmer Luft auszusetzen. Falsch ist, die eingemotteten gewesenen Stücke auf den Balkon „zum Lüften" zu hängen. Naphtalin ist nämlich eine Kohlenwasserstoffverbindung, die schneller in warmer, denn in kalter Luft sich verflüchtigt. In der warmen Küche (oder in der Nähe eines noch geheizten Ofens) verflüchtigt sich der Naphtalingeruch sehr schnell.

Wenn die Spannung des Stukkrohrgeflechtes nachgelassen hat, so hilft ein kräftiges Befeuchten des Rohres auf der Unterseite. Die Wirkung wird erhöht, wenn man die Feuchtigkeit in Zugluft trocknen läßt. Natürlich muß darauf geachtet werden, daß Wasser nicht an die Politur des Holzes kommt!

Kleine Holzkohlenstückchen, die man unter die Erde der Zimmerpflanzen mischt, helfen den Pflanzen sehr. Sie halten den Boden locker, die Luft kann besser pulsieren. Die Kohle sorgt ferner für guten Durchfluß des Wassers, verhindert aber auch den Modergeruch, der oft von eifrig begossenen Zimmerpflanzen ausströmt.

Die Lebensdauer von neuen Damenstrümpfen wird außerordentlich erhöht, wenn sie vor dem Gebrauch feucht gebügelt werden. Ein ausgewrungenes leinenes Tuch wird auf die glatt gelegten Strümpfe gelegt und dann mit einem Bügeleisen darüber gefahren. Die Wasserdämpfe beeinflussen das Gewebe, so daß sich neben einer erhöhten Haltbarkeit auch ein besseres Formhalten der Strümpfe ergibt.

Leichtes Wäschetrocknen. Wie oft sieht man, daß die alleinstehende Hausfrau sich mit einem Korb schwerer, nasser Wäsche schleppt, um letztere aufzuhängen. Wie einfach kann man sich das aber machen, wenn man, möglichst dort, wo die nasse Wäsche aus dem Kübel kommt, also an der Waschküche, einen rollenden Ring hat, über den eine Leine zu einem zweiten entfernten Ring und zurückführt. Nun wird auf den unteren Teil der Leine das erste Stück Wäsche angeklammert und die Leine weitergeschoben. Das so fort, bis das erste Stück Wäsche am anderen Ende angekommen ist. Das Abnehmen erfolgt ebenso rückwärts. Die Hausfrau braucht sich also nicht mit dem Korb schleppen und kann so vom Waschfaß weg aufhängen. Rotraut Römer.

Nicht so —

sondern so!

Zeichnung: Bamboun (M)

Alle Marmeladen Post man in 10 Minuten mit Opekta

in 10 Minuten

denn mit Opekta wird die Marmelade billiger. Ohne Opekta nämlich kocht die Marmelade durch die lange Kochzeit häufig bis zur Hälfte ein. Mit Opekta jedoch bekommen Sie ungefähr das ganze Gewicht an Marmelade in die Gläser, das Sie an Obst und Zucker in den Kochtopf geben.

Wichtig! Opekta gibt es nur echt in Original-Packung mit Kolonia Josef

„Ich bin der Kantor von Jüterbog ..."

Ein Kantor, der in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts seines Amtes in Jüterbog waltete, hatte einen höchst gelehrigen Star. Ganze Sätze konnte der Vogel nachplappern, und besonders hatten ihm zwei Aussprüche gefallen, die er häufig im Hause seines Herrn gehört hatte. Der pflegte bei irgendwelchen Widerwärtigkeiten zu sagen: „Das ist ja eine verdammte Wirtschaft!", und stellte er seine Ehehälfte und sich einem Besucher vor, so tat er das mit den Worten: „Ich bin der Kantor von Jüterbog, und das ist meine Frau!" Diese beiden Sätze waren dem Star so geläufig, daß er sie ohne Anstoß hersagen konnte und den Tag über häufiger vernehmen ließ.

Als nun dem gelehrigen Vogel die gestutzten Flügel etwas nachgewachsen waren, und er sich wieder nach der Freiheit sehnte, versuchte er zu entwischen — und es gelang. Seine Freiheit war aber nur von kurzer Dauer. Mit einer großen Anzahl seiner Artgenossen fiel er in die Hände eines Jägers des Grafen Solms-Baruth. Der drehte einem nach dem anderen den Hals um, um sie dann als Leckerbissen der herrschaftlichen Küche zuzuführen. So blieben schließlich nur noch eine Starin und der Star des Kantors von Jüterbog übrig. Und als der Jäger auch nach ihm seine Hand ausstreckte, schrie der Schwarzgefiederte aus vollem Halse: „Das ist ja eine verdammte Wirtschaft!"

Der Jäger prallte zurück. Das war Zauberei! Sprachlos starrte er lange auf den unheimlichen Vogel, bis er dann endlich stotternd hervorbrachte:

„Wer bist du denn?"

Da sperrte der Gefragte seinen Schnabel auf, und schnarrend klang es dem verdutzten Nimrod entgegen: „Ich bin der Kantor von Jüterbog, und das ist meine Frau!"

Das war die Rettung. Der Jäger machte sich davon, und Star und Starin flogen lustig weiter.

Auch der Erste

Der gute Onkel besah sich die vier Neffen.

„Wie geht es in der Schule?" fragte er. Fritz antwortete:

„Ich bin der Erste im Turnen."

„Brav, mein Junge!"

„Ich bin der Erste im Rechnen", übertrumpfte Anton.

„Brav, mein Junge!"

„Ich bin der Erste im Französischen", sagte Erich.

Der Onkel lobte auch ihn. Nur der kleine Kurt sagte nichts.

„Und du, Kurt, bist du auch irgendwo der Erste?"

„Und ob!" nickte Kurt, „ich bin der Erste, der zur Tür hinaus ist, wenn es klingelt!"

(„Fliegende Blätter")

Illusion

Dame: „Warum hielten Sie nicht, als Sie mich winken sahen?"

Taxilenker: „Ich dachte, Sie wollten mir Kußhände zu!"

Bescheid

Schusterjunge: „Meester, wie heißt et eijentlich: der Lack, die Lack oder das Lack?"

Meister: „Dämm-Lack!"

Ob's stimmt?

Dame (fragt den Schaffner zum fünftenmal): „Ach, entschuldigen Sie, bitte, ist dies auch wirklich der richtige Zug nach München?"

Schaffner: „Die Bahndirektion, der Zugführer, der Stationsvorsteher, der Heizer, das Personal im Speisewagen und ich sind davon überzeugt."

Die Riesenportion

„Nun", fragt der Kellner den unzufrieden dreinblickenden Gast, „wie haben Sie denn das Fleisch gefunden?"

„Hm — nach längerem Suchen."

Technik

Kurt und Käte saßen unter dem Klavier. Sie waren beide erst fünf Jahre alt.

Käte zeigte auf die Klavierpedale:

„Was ist denn das, Kurti?"

Kurt sagte ernst: „Der linke ist die Kupplung, der rechte der Gashebel."

(„Fliegende Blätter")

Unerwartete Schlußfolgerung

„Fabelhaft", erzählt Schnieke, „neulich habe ich mit meinem neuen Wagen hundertdreißig Kilometer in der Stunde zurückgelegt."

„Ja", meint Schnuffke gedankenvoll, „unsere Polizei ist halt schnell."

Mitleid

„Lieber Freund, du tust mir so leid!"

„Aber warum denn?"

„Ich habe eben meiner Frau einen Pelz gekauft."

„Na und?"

„Und jetzt ist sie im Begriff, deine Frau zu besuchen."

Eine Geschichte aus Schottland

Vor vielen Jahren war ein Schotte nach Amerika ausgewandert. Er kehrte zurück, um seine beiden Brüder in Aberdeen zu besuchen. Wer beschreibt sein Erstaunen, als er sie im Schmuck langer Vollbärte wiedersah!

„Um's Himmels willen!" rief er, „warum habt ihr euch denn die Bärte so schrecklich lang wachsen lassen?"

Sie antworteten: „Ja, warum hast du auch den Rasierapparat nach Amerika mitgenommen?"

Im Wirtshaus

Stammgast: „Nesi, ich möchte heute was essen, was ich noch nie gehabt habe."

Kellnerin: „Vielleicht a Hirn, Herr Doktor?"

Verschnappt

Hauswirtin (zu dem wohnungsuchenden Studenten): „Die Miete muß selbstverständlich pünktlich bezahlt werden — nun, das wissen Sie ja!"

Student: „Natürlich — sonst hätte ich ja zu meiner alten Wohnung bleiben können."

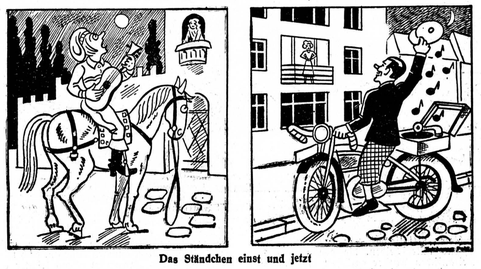
Sommernächte

Eine moderne Mondscheinpartie („Neue J. Z.")

„Ausgezeichnete Idee — hupp —, daß — hupp — jetzt die Bänke im Park gepolstert sind."

Italienische Nacht!

„Aber Otto, du kannst mir doch nicht hier, vor allen Leuten, einen Kuß geben!"



Das Ständchen einst und jetzt

Teils, teils

Tante Berta ist zu Besuch gekommen und unterhält sich mit ihrem kleinen Neffen: „Sag mal, Karlchen, hast du denn viele Freunde in der Schule?"

Karlchen schüttelt den Kopf: „Mit den Jungens, die mich verhauen, kann ich doch nicht gut Freund sein, nicht wahr?"

„Na, das können doch aber so viele nicht sein", meint die Tante, „es müssen doch auch andere Kinder da sein, die nicht stärker sind als du und mit denen du befreundet bist!"

„Nein", frohlockte Karlchen, „die verhaue ich!"

So war's nicht gemeint

„Mein Mann schimpft fortwährend über das Essen, Köchin! Wir müssen uns trennen!"

„Ach, gnädige Frau, wegen mir werden Sie sich doch nicht scheiden lassen?"

Im Warenhaus

Junge Frau: „Ich möchte gern ein hübsches Spielzeug; es ist für einen kleinen Jungen, dessen Vater sehr dick ist und sich nicht bücken kann."

Ach so!

„Gestern habe ich mich den ganzen Abend bei Professor Wilhelmi mit einem Spanier unterhalten."

„Ging das denn?"

„Na, warum nicht?"

„Kannst du denn Spanisch?"

„Nein, aber er konnte Deutsch!"

*

Ein junges Paar ließ sich von dem Standesbeamten trauen. „Die Frau muß ihrem Manne überall folgen", sagte der Beamte, als er die übliche Formel aussprach.

„Das kann ich nicht versprechen", erwiderte die Braut mit großer Entschiedenheit.

„Wie meinen Sie denn das?" fragte der Beamte.

„Mein Mann ist Briefträger in den Vorstädten", antwortete sie.

Lange Leitung

„Donnerwetter, Ede, hast du aber wieder 'nen schicken Hut! Was tust du bloß immer mit deinen alten Hüten?"

„Daß ich im Café hängen."

„Du kannst doch nicht ohne Hut rausgehen!"

„Dussel!"

Die Unschuld

„Wie konnten Sie mir diese Krücke als echtes Elfenbein verkaufen? Sie ist doch eine gemeine üble Nachahmung!"

„Na, kann ich etwas dafür, wenn der Elefant falsche Zähne gehabt hat?"

Die kleinen Dienste

Friedrich Wilhelm II. sprach, als er im Alter die Zähne verloren hatte, so undeutlich, daß man ihn auch in nächster Nähe kaum verstehen konnte.

Einmal, als nach einer Erzählung des Königs die ganze Tafelrunde lachte und besonders herzlich der Minister von der Schulenburg, wo der Dichter Gockingk dabei. Er hatte nicht von allem verstanden und fragte darum Schulenburg: „Was hat eigentlich der König gesagt?"

„Ich habe nichts verstanden", antwortete ihm der Minister. „Aber sie haben doch gelacht!" staunte der Dichter. „Ja", sagte Schulenburg, „das gehört zum kleinen Dienst".

Der Fall scheint auf den ersten Blick besonders und ist es dabei so gar nicht. Wir haben alle jeden Tag „kleinen Dienst".

Wir müssen manches Mal lachen, wenn wir lieber weinen möchten, und freundlich-verbindlich dreinschauen, wenn wir lieber mit der Faust auf den Tisch hauen möchten. Wir müssen tun als ob.

Es geht nicht an, zu Herr Knatsch zu sagen: Mein Guter, was Sie da reden, ist lauter Unsinn vom einen Ende bis zum anderen hin — wir müssen sagen: Lieber Herr Knatsch, müssen wir sagen, bedenken Sie bitte — wenn ich Ihnen meine Meinung darüber sagen darf — die Sache hat, glaube ich, noch eine andere Seite.

Das ist kleiner Dienst.

Es konnte natürlich nur ein Dichter sein, der bei der königlichen Tafelrunde mit der schönen Unbegabung des reinen Toren nicht begriff, warum die anderen lachten.

C. Bock.

Erhöhte Werbung durch eine Anzeige im 7. Tag bringt Ihnen lohnenden Erfolg

Hastreiter's Kräuterkur gegen
Kropf Basedow
vollständig giftfrei, ohne Jod, vollkommen unschädlich, Tausende von Heilerfolgen.
Bei Nichterfolg Geld zurück
Verlangen Sie kostenlose Auskunft und wissenschaftliche Broschüren über Kropf- und Basedowleiden Nr. 2
Friedr. Hastreiter
Gauting bei München

HONIG
nicht erhitzt, volles Aroma, mit unzerstörten Seitenkästen. Nies-, Bienenkorb, 9-Pfd.-Inhalt 11.45 RM, 5 Pfd. 7.10 RM, Rähmchen, Löwenzahnhonig 9.60 u. 6.10. Nachn. frei dort. Imkerei Blütenhonig b. Bartenstein (Ostpr.)

Bei Hexenschuß, Gicht, Rheuma, Ischias, Rückenschmerzen, Kopfgicht mit Krämpfen Anzug Nadalin einreiben. Altbewährtes Hausmittel. Nach 2-3 Einreibungen meistens schon Linderung. Flasche Mk. 3.25 frk. g. Nachn. Nadalin-Vertrieb, Borken i. W.

. . . denn nur in der Wiederholung der Anzeige liegt der Erfolg!

Damenbart Radikal beseitigung läßt Haare durch die weltbekannte Heimwachs-Kur. Prospekt. empfiehlt u. klinisch erprobt. Reichspatentamtl. Nr. 468509 Gold. Medaille, Grand Prix Brüssel 1930, London 1935. Dankerfüllte Zuschriften über Dauererfolge (Ausbleiben des Nachwuchses). Kleinkur RM 2.75, Haar-RM 3.85, Extrastarke RM 5.50 und 6.50 Nachnahme. Helwachs G. m. b. H., Köln 114

Deutsche Marken-**Nähmaschinen** ab RM 124.—, Zick-Zack ab RM 198.— **Ritter, Paderborn, Markt 8** Besichtigung erbeten

Wer Anzeigen liest, ist über den Fortschritt unterrichtet!

Heiraten
Vertrauenssache ist die Vermittlung der Heiratswünsche. Eingehende Zuschriften auf solche werden deshalb stets in Briefumschlägen ohne Firmen-Aufdruck versandt. Ebenso übernehmen wir auf Wunsch die vertrauliche Rücksendung von etwa eingesandten Photographien usw., falls uns diese unter Beifügung der Absenderangabe und der Chiffre postfertig zugehen.

Fabrikant, 30 Jahre alt, 172 cm groß, gesund, in guten Verhältn., möchte auf biel. Wege, da in der Thüringer Diaspora wohnend, faltl.
Mädchen
20—25 Jahre alt, aus guter Familie
kennen lernen.
Lege großen Wert auf natürliches, heiteres Wesen, und Sinn für ein gepflegtes Heim. Bildofferten erbet. unt. Nr. 7/1111 „Der 7. Tag", Paderb.

Mitt. Beamtentocht., kath., 33 J., 1.69 m groß, gesund, musikl., tüchtig im Haushalt, gute Wäsche- u. Möbelausstattung u. etw. Vermög., wünscht pass. Lebenskameradschaft zwecks
Heirat
Zuschrift. mit Bild (zur.) u. Nr. 7/1112 „Der 7. Tag", Paderborn.

Heirats-Wünsche
finden weiteste Verbreitung in allen Kreisen durch unsere Sonntags-Zeitung
Der 7. Tag
Auflage II.V./36: 33787
Bis Montag früh eingehende vorausbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe

Lungenkranken Altmatikern, Bronchitikern, teile ich gerne kostenlos mit, durch welches, von vielen Aerzten sehr gelobtes Mittel ich geheilt bin, nachdem ich als hoffnungl. aufgegeben war. Ich war die 3. Stelett abgemag. u. bedeutete mein Alarmal gerichtl. wieder erreicht. D. H. Ernst, Pharmazeutische Präparate, Heidelberg, F/A. 83.

Preisausschreiben! Auch Sie können teilnehmen. Bedingungen werden kostenlos zugeschickt.
E. & P. Stricker, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

Dauerverdienst täglich 6 bis 12 RM. Reichelt, Breslau 5 Schließfach 36

Graue Haare erhalten die Naturfarbe Diament mit gold. Medaille Gratis! Aufklärung kostenlos d. Goth. Nürnberg S-H AG

Recht deutliche Schrift erbitten wir bei Anzeigen-Manuskripten

Anzeigenpreise
Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf. für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile, 68 mm breit, 45 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl. Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt. Paderborn. Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl., Paderborn, Hannover 1534.

Nehmen Sie bitte bei allen Bestell. Anfragen, Bewerbungen usw. auf d. Anzeigen i. „7. Tag" Bezug. Nur so wird den Inserenten bekannt, daß die Anzeig. im „7. Tag" vollen Erfolg haben.

Ziel bewußte Insertion belebt das Geschäft!

Mit Plastic-Spritzlasur
Das Pro... paket ... hält 3x ... unserer ... sten Kaff... sorten. Preis ... günstig, ... lohnt, ... zu bestell...
1½ kg RM 3
Zusend... frisch ... steht am ... der Be... lung. N... nahme ... Nebenko... Preisli... kosten.
Großröst... Bremen